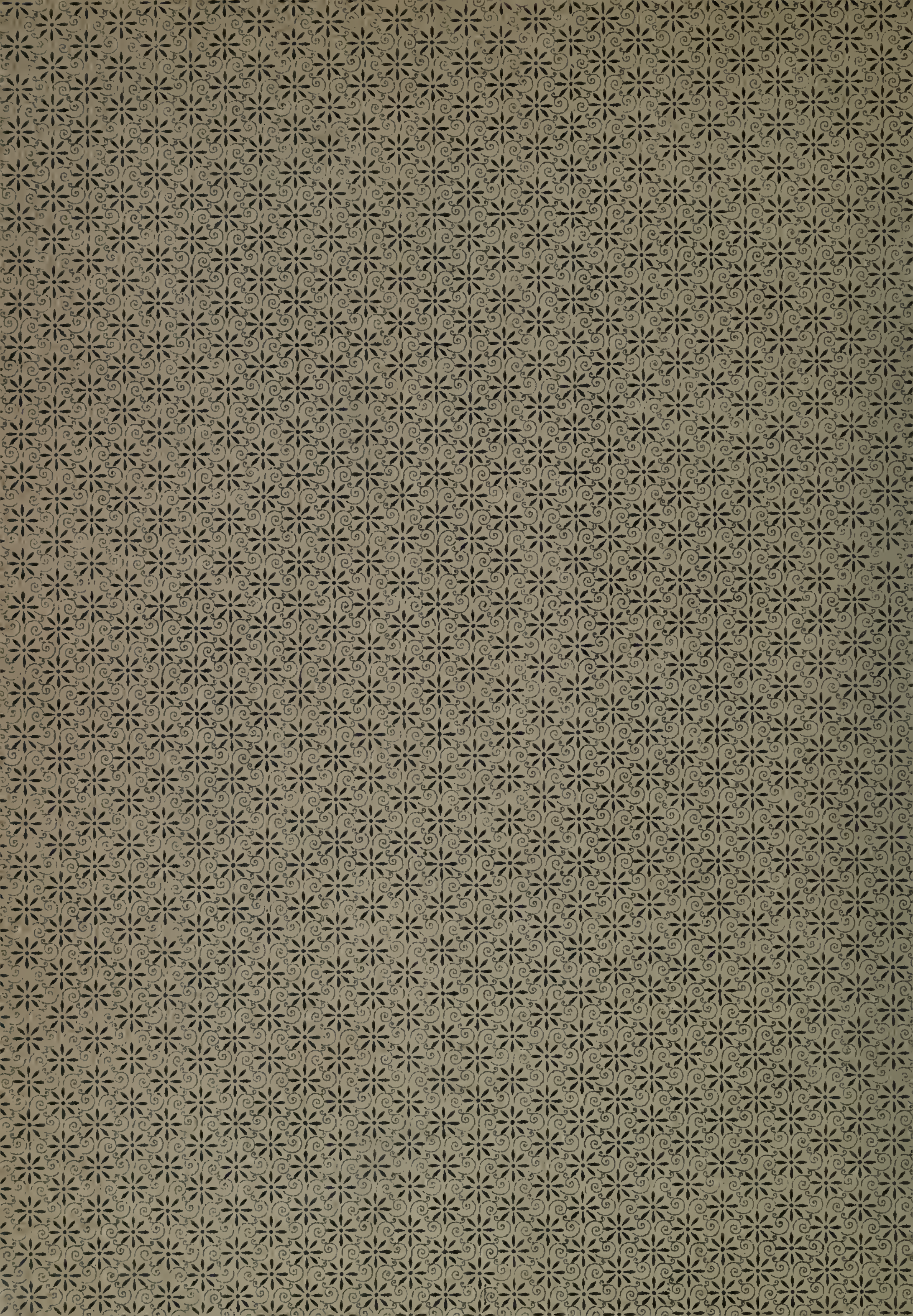
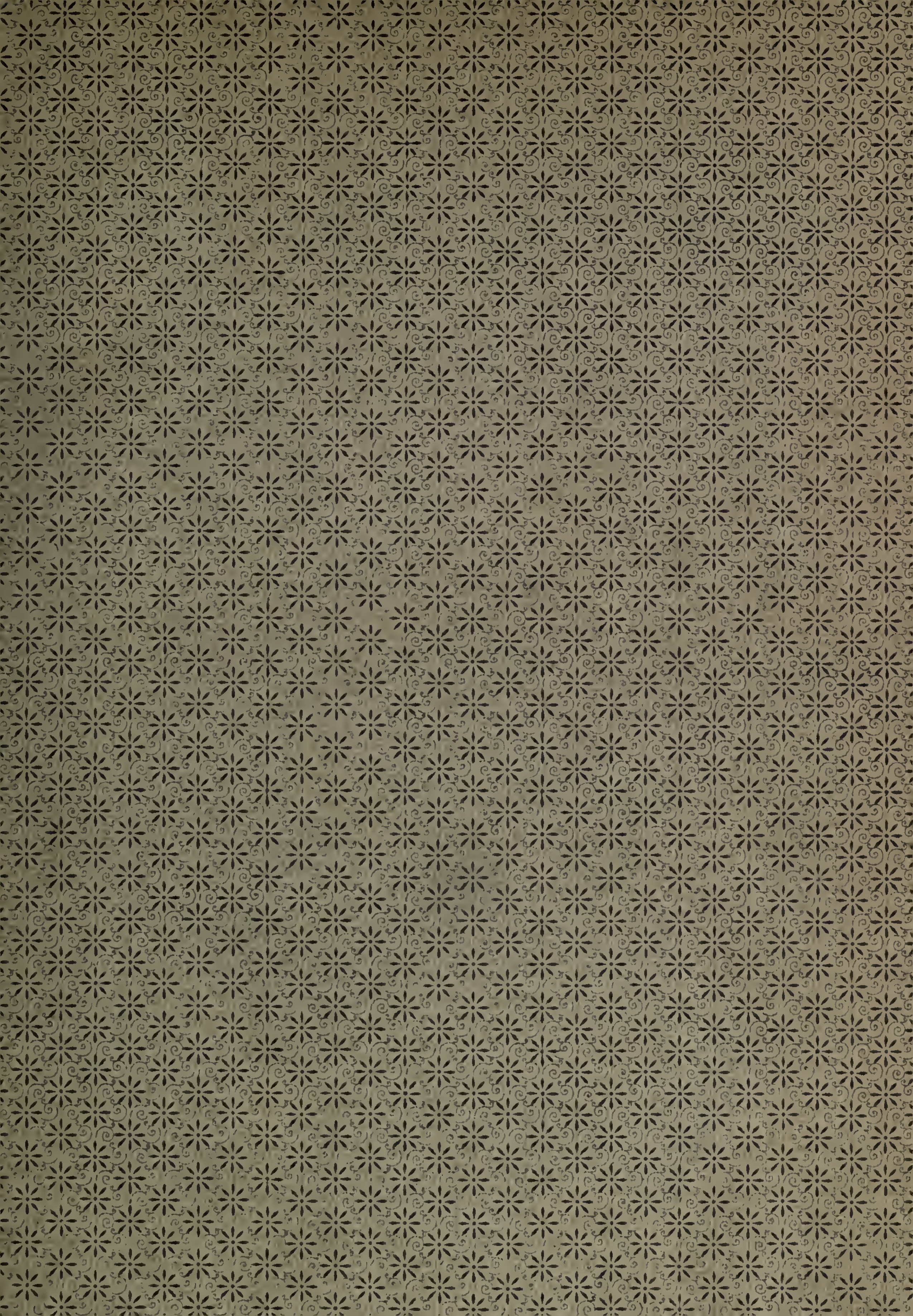

Die
österreichisch-ungarische
Monarchie
in
Wort und Bild.







Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf.

Wien und Niederösterreich.

2. Abtheilung:

Niederösterreich.



Wien 1888.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.



Inhalt.

Verzeichniß der Illustrationen.

Seite

Berichtigungen.

1. Abtheilung (Wien):
   Seite 217, 8. Zeile von unten, statt Fruhmüller: Rauchmüller.
2. Abtheilung (Niederösterreich):
   Seite 102, 15. Zeile von oben, statt Stoßenten: Stockenten.
   „ 105, 5. „ „ unten „ Ziegel-Wasser: Ziegler-Wasser.
   „ 107, 4. „ „ „ „ Süßwasser: Sickerwasser.
   „ 108, 4. „ „ oben „ Fröschen: Fischen.
   „ 112, 17. „ „ unten „ Eulenzüge: Entenzüge.

Niederösterreich.



Der Leopoldsberg.

Landschaftliche Schilderungen aus Niederösterreich.

Der Wienerwald.



Eine Hauptzierde Niederösterreichs, ein charakteristisches Gebiet dieses Landes ist der Wienerwald. Längs der ganzen Kette der österreichischen Alpen fallen diese überall steil in das niedere, wenig bewaldete Vorland ab; nur dem östlichen Ende dieses Gebirgssystems, der Schneeberggruppe, ist ein weit ausgedehntes, ganz eigenartiges Gebiet von Berg- und Hügelketten vorgelagert, dessen eigenthümlicher Typus in den wahrhaft kolossalen und üppigen Waldcomplexen besteht. In botanischer, landschaftlicher, sowie auch in historischer Beziehung gehört der Wienerwald zu den interessantesten Landstrichen Niederösterreichs.

Vom Fuß der Alpen, vom Hoch- und Mittelgebirgs-Typus allmälig in das liebliche Hügelland übergehend, trennt er, sich nach Norden verengend, die Tullner Ebene — das sogenannte Tullnerfeld — von der weitaus größeren Niederung des Wiener Beckens und fällt in steilen Böschungen jäh zu den Ufern der Donau ab. Manche Theile des Wienerwaldes gleichen den sie umgebenden Gegenden; so erkennt man in den südlichsten Bergzügen

unseres Gebietes die Ausläufer der Alpen, und in den westlichsten tritt uns der Charakter des west-niederösterreichischen und auch des oberösterreichischen Vorlandes entgegen, während das Centrum und die östlichen Abdachungen einen specifischen Typus bekunden, der den Wanderer gar häufig in landschaftlicher Beziehung an die Waldgebiete der Ost-Karpathen erinnert. Eigenthümlichkeiten des Wienerwaldes sind der Reichthum an Thälern, an langgestreckten, hier und da zu höheren Kuppen aufsteigenden Bergrücken, die große Menge unbedeutender Bäche und der Mangel an bedeutenden Wasserläufen, sowie vor Allem die Masse des Waldgebietes und die dagegen verschwindend kleinen Complexe unbewaldeten offenen Landes. Der herrliche, artenreiche Waldbestand und die Üppigkeit der Vegetation sind die Hauptzierden des Wienerwaldes, pittoreske Felswände und große Gesteinhalden fehlen fast ganz und nur in der nächsten Umgebung von Baden und Mödling, am östlichsten Rande des Gebietes, treffen wir auf zwei durch ihre eigenthümlichen Felsformationen charakteristische Thäler.

Der eigentliche Wienerwald wird im Norden durch den Tullnerboden und die Donau, im Osten durch die Ebenen des Wiener Beckens, im Süden durch die Triesting und den Gölsenbach und im Westen durch den Traisenfluß begrenzt. Innerhalb dieses großen, unter dem Namen Wienerwald zusammengefaßten Gebietes lassen sich dem Charakter der Gegenden nach, noch drei engere, ziemlich von einander verschiedene Gruppen bestimmen.

Als erste wollen wir jenen herrlichen Waldcomplex bezeichnen, der sich zwischen dem Tullnerboden, der Donau, den nordwestlichen Ebenen des Wiener Beckens, dem Schwechatflusse, dem Au- und Tullnerbache erstreckt. Als zweite Gruppe rechnen wir das Gebiet zwischen der Schwechat, den Ebenen des Wiener Beckens südlich von Baden, der Triesting, dem oberen Laufe des Tullner- und des Aubaches. Als dritte endlich die westlichen weniger waldreichen Gehänge zwischen dem Gölsenbach, dem Traisenflusse, dem Tullnerboden und dem Tullnerbach.

Doch nicht nur landschaftlich lassen sich Abgrenzungen einzelner Districte aufstellen, sondern auch in botanischer Beziehung gibt es innerhalb des Gebietes mannigfaltige große Unterschiede, die durch das Aneinanderreihen und theilweise Verschmelzen zweier Floren entstehen, so daß der Wienerwald in pflanzengeographischer Beziehung als einer der interessantesten Landstriche Mitteleuropas gelten muß. Der westliche Theil gehört dem subalpinen Gau der baltischen Flora, der östliche dem pannonischen Gau, der pontischen Flora an. Entlang der Grenze, welche diese beiden Floren scheidet, treffen an manchen Stellen die Charakterpflanzen von hüben und drüben aufeinander, so daß es Plätze gibt, an denen die pontische Zerreiche sich zusammenfindet mit den baltischen Borstengraswiesen, dem Haidekraut und Heidelbeergestrüpp. Der interessanteste Baum des östlichen Wienerwaldes ist die stattliche Schwarzföhre, welche hier an ihrer westlichsten Verbreitungsgrenze

herüberragt aus dem pontischen Vegetationsgebiet bis an den Fuß der Alpen. So auffallend reich an Arten die Flora des Wienerwaldes ist und so interessant dieses Gebiet für den Botaniker sein mag, so wenig großartig hingegen erscheint uns die zoologische Fauna. Zu Beginn dieses Jahrhunderts wurden die letzten Bären und Luchse erlegt, auch die Wildkatze mußte das Feld räumen, und nur noch hier und da in sehr strengen Wintern taucht, über den Wechsel herüber kommend, irgend ein versprengter Wolf aus Ungarn auf. Dachs, Fuchs, Fischotter, Edelmarder und die gewöhnlichen ganz kleinen Raubthiere fristen in ziemlicher Zahl ihr uninteressantes Leben. Von Nutzwild sind es Hochwild und Rehe, die noch überall im ganzen Gebiete, an manchen Stellen selbst in recht bedeutender Menge vorkommen, doch weder in Stärke des Körpers, noch der Geweihbildung dem Auwilde unserer niederösterreichischen Donau-Auen vergleichbar; sie haben nicht den Typus des östlichen Wildes, sondern schon ganz jenen des Gebirgswildes an sich. Von Zeit zu Zeit wird auch ein Wildschwein in den Forsten des Wienerwaldes, ein Flüchtling aus dem kaiserlichen Thiergarten, gesehen; mehrmals wurden in der Umgebung von Baden und Alland Gemsen erlegt, die vom nahen Schneeberge in die Vorgebirge herabkamen.

Die Vogelwelt ist, wie in den meisten großen Waldgebieten, sehr arm an Arten und an Zahl der Individuen; dies tritt hier noch deutlicher dem Beobachter entgegen, da auch alle die großen Raubvögel, welche die Urwaldgebirge des Ostens so sehr beleben, ganz fehlen. Adler werden nur äußerst selten gesehen; selbst der Kolkrabe fehlt. Der Mangel an Wasserflächen, Sümpfen und Ebenen bringt diese Armuth an Vögeln mit sich; für das Erscheinen der Hochgebirgsarten ist die Entfernung von den Alpen doch eine zu große; der stattlichste Vogel des Wienerwaldes ist der Auerhahn, und auch diesen findet man nur in geringer Zahl auf den südlichsten Bergen, um St. Corona und Fahrafeld.

So groß auch die Waldcomplexe, so endlos die hochstämmigen Forste auf den langen Bergrücken dem Wanderer auch erscheinen mögen, so ist denn doch der Wienerwald ein forstlich überall gut cultivirtes, von Wegen und Straßen durchzogenes Gebiet — ein großer Naturpark, ein wilder Prater für die Wiener, dessen Reize in der Nähe der Weltstadt und in der Lieblichkeit der grünen Landschaften zu suchen sind. Urwüchsige Wildnisse, wie sie die in ihrem Charakter sehr ähnlichen Karpathenurwälder noch zu bieten im Stande sind, darf man in dem von Touristenwegen durchzogenen, an Dörfern und Gasthäusern, traulichen Landwohnungen und kleinen Curorten reichen Wienerwalde schon lange nicht mehr suchen.

Auch in ethnographischer Beziehung ist gar manches Interessante verschwunden; die alten Sitten und Bräuche und die so malerischen Costüme der Waldbauern sind auf wenige, von den Bahnen noch nicht berührte Thäler, beschränkt; alles Andere ist dem

nivellirenden Einflusse der nahen Stadt gewichen. Historische Erinnerungen, in Form von Klöstern, Kirchen, Schlössern und noch recht gut erhaltenen Ortschaften mit ehrwürdig altem Anstrich, versetzen uns lebhaft zurück in die Tage des Mittelalters und rufen Bilder aus der kampfesreichen niederösterreichischen Geschichte vor das geistige Auge.

Nach diesen einleitenden Worten sei ein kurzer Gang gestattet durch die lauschigen Waldgründe von der Donau bis zum Fuße der Alpen. Jedem Wiener ist vom ganzen Wienerwald am besten das Gebiet zwischen der Donau, dem Tullnerbach und dem Wienflusse bekannt. Was erschließt sich aber auch hier für eine Fülle von lieblichen Landschaften und reizenden Waldwegen, was herrscht da an schönen Juni-Sonntagen für ein buntbewegtes Leben, und welche Scharen wälzen sich aus der staubigen Kohlenatmosphäre der Stadt hinaus in das üppige Grün, in die reine Waldesluft, wo am Rande dichter Eichen- und Buchenforste die unzähligen mehr oder weniger geschmackvollen Landhäuser mit den rosenbeladenen Gärten und obligaten Oleanderbäumchen stehen und die traulichen Schenken mit den saftigen Rasenplätzen und schattigen Lauben so einladend dem in heißer Sonne schmachtenden Touristen entgegenlächeln. Welche Fülle heiteren Sommerlebens und wahrhaft reizender Naturschönheit liegt nicht in den Namen: Hütteldorf, Halterbachthal, Hadersdorf, Purkersdorf, Gablitz, Hainbach, Dornbach, Weidling am Bach und wie sie alle heißen die Orte, die jedes Wiener Kind als sein ererbtes oder angeborenes Eigenthum mit Recht betrachtet.

Wie malerisch hübsch sind die steilen Hänge des Wienerwaldes gegen die Donau zu, wo die dicht mit Eichenwäldern bewachsenen Hügel jäh abfallen zum Ufer des Stromes mit seinen graugrünen Auinseln; wie schön liegt das imposante Klosterneuburg, dieser österreichische Escorial, eingeklemmt zwischen Berg und Strom; und weiter beim Kahlenbergerdorf und oberhalb Nußdorf, Grinzing und bei Dornbach, wie reizend verläuft da der Wald zwischen Wiesenmatten, wilden Rosenhecken und großen Weingärten, die hinabreichen bis zu den Häusern Wiens. Die bekanntesten Aussichtspunkte des Wienerwaldes sind wohl die mit der Geschichte des Kronlandes so eng verflochtenen Höhen: der Kahlenberg und der Leopoldsberg.

Welche herrliche Fernsicht erschließt sich den Tausenden von Ausflüglern, die alljährlich da an schönen Frühlingstagen frohe Stunden verbringen! Gegen Süden und Westen, wohin das Auge reicht, nichts als Wald, ein grünes Meer; Bergrücken und Kuppen, allmälig höher ansteigend, bis sie in weiter Ferne den Fuß der hochragenden Alpen erreichen; und nach Norden den Blick wendend, gewahrt man unter den steil abfallenden Berghängen das Silberband der Donau mit den unzähligen Auen und Inseln, wie es sich dahinschlängelt gegen Osten, das weite Marchfeld vom Wiener Becken trennend, um zwischen den letzten Ausläufern der Karpathen einerseits und dem



Gablitz und die Kehrwiese.

Hundsheimerberg anderseits zu verschwinden. Und wie schön liegt Wien am Fuße der Berge, zwischen Auen und wogenden Feldern, Gärten und reizenden Landschaften; wie glänzen der ehrwürdige Stefansthurm und alle die Kuppeln, Dächer und Giebeln der vielen Kirchen und Prachtbauten dieser imposanten Stadt! Wohl kann man es kühn behaupten, daß keine Millionenstadt in Europa eine so schöne, abwechslungsreiche Umgebung und keine einen so bemerkenswerthen Aussichtspunkt, als es der Kahlenberg ist, in ihrer Nähe hat, wie Wien.

Über das prachtvolle Bild blickend, schweben die Gedanken zurück in ferne Tage, wo noch am Fuße dieser Berge eine kleine Festung lag, ein mauergeschütztes Städtchen, das alte Wien, aus dem sich allmälig unsere Metropole entwickelte. Nicht ohne Einfluß war auf die Geschichte der Stadt der Entschluß des Markgrafen Leopold, nach seiner Vermählung mit Agnes, der Witwe des Herzogs Friedrich von Schwaben, seinen Wohnsitz von Melk nach der 1101 im Bau begonnenen Burg auf dem Leopoldsberge zu verlegen.

Am Fuße dieses Berges fand er eine schon von der Römerzeit her bestehende Ansiedlung mit einer dem heiligen Martin geweihten Kirche vor. Der Wunsch, eine religiöse Genossenschaft als Pflanzschule christlicher Gesittung, wie zu Melk, in der Nähe zu haben, veranlaßte ihn, auf der St. Martin zunächst gelegenen Anhöhe eine Collegialkirche mit Wohnungen für weltliche Chorherren zu bauen. Das ist der Ursprung von Klosterneuburg. Zugleich begann der Bau des Fürstenhofes und des Frauenklosters, als dessen Stifterin nach der Tradition Leopolds Gemalin Agnes erscheint, deren vom Winde emporgehobener und zu Thal getragener Schleier in der poetischen Volksüberlieferung die Stelle bezeichnete, an welcher das stolze Stift Klosterneuburg entstand. In einer wohl noch viel wichtigeren Weise ist der Kahlenberg mit der Geschichte Österreichs durch den Entsatz von Wien verbunden, als das große Christenheer, aus dem Wienerwalde hervorbrechend, die Türken überfiel und durch einen entscheidenden Sieg den ersten großen Stoß der Herrschaft und dem Vordringen der Osmanen versetzte.

Lange genug verweilten wir auf diesen nördlichsten Ausläufern des Wienerwaldes; in die dichten Forste eindringend, bemerken wir allenthalben denselben Typus: Buchenwälder, dichte Junghölzer, einzelne Eichen, fast gar kein Nadelholz, niedere, meist sanft ansteigende Kuppen, unzählige kleine Thäler und Schluchten mit üppigen Wiesen, reichem Blumenflor und unbedeutenden Bächen; dies ist der Charakter dieses reizenden Hügellandes nördlich vom Wienthale. Alles ist malerisch in dieser nicht großartigen, aber so überaus lieblichen Gegend; wie schön liegen alle die vielen Ortschaften zwischen Wald und Wiesen, wie lohnend sind die Wege von Klosterneuburg nach Weidling am Bach, oder von Dornbach hinein zum Tulbinger Kogl, oder über Gablitz zum Troppberg und dann nach Ried hinunter, und erst wie hübsch ist das Mauerbachthal, von Weidlingau hinauf über Hadersdorf

Blick auf Wien vom Kahlenberg aus.

zwischen allen den Gärten und Landhäusern, belebt von bunten Scharen die Waldluft genießender Sommergäste. Mauerbach selbst ist ein gar alter Ort; hier bestand die erste Karthause Niederösterreichs, die im Jahre 1313 vom Herzog Friedrich dem Schönen, Sohn Albrechts I., gestiftet wurde. 1782 wurde sie nach theilweise sehr bedrängenden, wechselvollen Schicksalen aufgehoben. Die Gebäude dienen jetzt theils zum gutsherrlichen Wohnsitze, theils zu einem Versorgungshause der Stadt Wien. Südlich von Sieghardskirchen, in einer an Kuppen und tiefeingeschnittenen Thälern reichen Gegend liegt der alte Ort Rappoltenkirchen, im XIV. Jahrhundert Eigenthum der Herzoge von Österreich. Als Herzog Rudolf IV. von dem Gedanken getragen war, Erbämter an seinem Hofe zu errichten, wurde das Schloß und Gut von Rappoltenkirchen zur Dotirung des Erbjägermeisteramtes ausersehen, für welches der Herzog Herrn Friedrich von Kreuzbach bestimmt hatte.

In landschaftlicher Beziehung bietet das verhältnißmäßig recht breite Wienthal am meisten anziehende Punkte; Weidlingau und Purkersdorf sind sehr reizend gelegene Orte, und auch weiterhin an der Westbahnstrecke, wo der in den nördlichsten Theilen vorherrschende Hügellandtypus mit fast ausschließlichen Laubholzbeständen den ersten Anfängen des Mittelgebirgs-Charakters mit einzelnen Nadelholzwäldern den Platz einzuräumen beginnt, finden wir eine Fülle malerischer Landschaften. Preßbaum und Neckawinkl bilden Ausgangspunkte für lohnende Ausflüge und das an der Eisenbahn gelegene Neu-Lengbach sowohl wie Alt-Lengbach, letzteres inmitten der Wälder, sind nicht nur sehr schöne, sondern auch alte Ortschaften.

Das Schloß in Alt-Lengbach liegt jahrhundertelang in Trümmern. Seit dem XVI. Jahrhundert wohnten die Besitzer in Neu-Lengbach, dessen Schloß, auf einer vier Thäler beherrschenden Höhe erbaut, zu den besterhaltenen aus jener Zeit gehört. Das Geschlecht, welches sich vom Orte nannte, gehört dem ältesten und vornehmsten österreichischen Ministerialadel an. Die Herren von Lengenbach lassen sich urkundlich von 1120 bis gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts verfolgen. In der unmittelbaren Nähe von Neu-Lengbach finden sich die Burgruinen von Alt-Lengbach, Unter-Thurn, Anzbach und Raipoltenbach.

Wie schon erwähnt, ist der Typus der Gegenden südlich der Westbahn ein von dem nördlich derselben ziemlich verschiedener; das Wienthal bildet da die Grenze, bei jedem größeren Hauptthal im Wienerwalde kann man diese Erscheinung wahrnehmen; in diesem allmäligen, aus dem Niedergebirgscharakter in Form von Zonen zum Mittelgebirgs- und endlich selbst zu den ersten Anklängen des Hochgebirgstypus emporsteigenden Übergangsgepräge liegt der Reiz dieses Gebietes.

Eine der wenigst gekannten, sehr abwechslungsreichen Gegenden ist unstreitig der k. k. Thiergarten. In seinen Abfällen gegen das Wienthal zu treffen wir in den

hochstämmigen Buchenforsten denselben Typus an, den wir nördlich der Wien kennen lernten; auf seinen höheren Kuppen beginnen einzelne Tannen und steile Kuppen der Landschaft das Gepräge des südlichen Wienerwaldes zu geben, und in den östlichsten Theilen, im sogenannten Lainzer Revier, finden wir einen aus mehr oder weniger verkrüppelten Eichen bestehenden Forst, dessen Aussehen an keinen anderen Wald unseres Gebietes, sondern ganz und gar an manche Gegenden des Leithagebirges bei Bruck erinnert.

Eine Fahrt durch den Thiergarten aus dem Wienthal beim Auhof herein gehört zu den schönsten Ausflügen. Zwischen den herrlichen Bäumen, uralten, eigens zur Zierde erhaltenen Eichen und hochstämmigen Buchen neben dem Thore dringen wir ein, dann geht es über die sogenannte Bischofswiese weiter, beim Johannser Kogl, einem durch riesige Eichen geschmückten Hügel, an dem reizenden Thalkessel des Hittgrabenstadels vorbei, auf steilem Berghange empor zum Jägerhause am Hirschgestemm, von da durch herrliche Buchenforste, dann über Wiesen hinab, über einen klaren Quellbach am sogenannten Schlossergassel, einem mit Eichen bewachsenen niederen Bergrücken vorbei über die große Dorotheerwiese, wieder durch Wald hinaus auf die größte aller der Thiergartenwiesen, die sogenannte Penzingerwiese, an deren Saume sich jetzt die in den letzten Jahren erbaute neue Villa der Kaiserin erhebt. Ein Teich und einzelne kolossale Bäume schmücken diese in der That imposant große Rasenfläche; durch einen ganz ebenen, eigentlich unschönen Eichenwald gelangen wir nun wieder zur Mauer und zum Lainzer Thor, das nur wenige Minuten vom Dorfe Speising entfernt liegt.

Die eben geschilderte gut fahrbare Straße beschreibt einen weiten Bogen durch alle drei Reviere des Thiergartens und gewährt einen flüchtigen Überblick. Um aber diesen, wie ich glaube, in landschaftlicher Beziehung schönsten Wildpark Europas genauer kennen zu lernen, muß man zu Fuß die vielen Thäler und Schluchten, die kleinen Waldwiesen mit den traulich gelegenen Jägerhäusern, die steilen Hänge, die fast undurchdringlichen Junghölzer, die hohen Kuppen mit den uralten Wettertannen und die vielen, herrliche Fernsichten gewährenden Bergspitzen aufsuchen.

Am östlichen Abhange des Thiergartens liegt auf einem runden Hügel die sogenannte Baderwiese, welche als der schönste Aussichtspunkt des Parkes gilt; der Überblick ist beiläufig derselbe wie der von der Spitze des Kahlenberges aus, nur liegt Wien weiter, hingegen erspäht man bei reinem Wetter am Hundsheimerberg vorbei das Schloß von Preßburg. Noch interessanter ist die Fernsicht, die sich vom Hornauskogl (514 Meter), dem höchsten Punkt des Thiergartens, aus entrollt. Über die vorgelagerten Kuppen und Hügel hinüber sieht man gegen Wien und in das Marchfeld, durch ein Thal hinaus gar weit in die südlichen Gegenden des Wiener Beckens und nach dem Leithagebirge; was aber den wahren Genuß dieses einzig schönen Platzes begründet, ist der Blick über alle die immer

höher und höher ansteigenden Hügel und Gebirgsketten, über dieses ganze große Gebiet des Wienerwaldes, wo das lichte Grün der Buchenwälder sich mengt und ablöst mit den dunklen Nadelholzforsten. In den näher liegenden Gegenden erkennt man noch Thäler und Dörfer, das hochgelegene Hochrotherd, Breitenfurth, das kleine Laab; im Liesingthal erblickt man Kalksburg, und über einen niederen Bergrücken glänzt eben nur die Spitze der Perchtoldsdorfer Kirche uns entgegen.

Die weiteren Theile des Bildes gleichen einem grünen Meer, über das in nicht allzu weiter Ferne sich das graue Haupt des Schneeberges und die malerischen Contouren der Gebirge um Lilienfeld erheben. Bei reinem Wetter kann man die Felswände, Geröllhalden und mit Legföhren bewachsenen Hänge ganz genau unterscheiden. Vom Jägerhaus am Hirschgestemm läßt sich dieser Aussichtspunkt am Hornauskogl in nicht viel mehr als einer Viertelstunde leicht erreichen.

Dem Thiergarten verleiht neben der Schönheit seiner Gegenden auch das reiche Thierleben einen ganz besonderen Reiz; die starken Hirsche, das viele Damwild, die für Parkwild auffallend großen Wildschweine, die hier mit Glück seit langen Jahren schon acclimatisirten ganz wild lebenden Moufflons (Wildschafe), die Rehe in dem zum Schutze gegen das größere Wild eingeplankten Culturen und Junghölzern und das an gleichen Plätzen seit kurzer Zeit eingebürgerte Virginiawild — beleben alle in buntem Durcheinander die großen Wiesen und dunklen Wälder dieses schönen Parkes.

Südlich vom Thiergarten beginnt die am östlichsten Rand des Wienerwaldes sich erstreckende schmale Zone steiler, hier und da felsiger Gebirgsketten, welche den Bierhäusel, den Parapluieberg, die Brühl, den Anninger, das Helenenthal und die das Triestingthal einschließenden Höhen umfaßt. Die Schwarzföhre ist der charakteristische Baum dieser der Vegetation nach der pontischen Flora angehörenden Gegenden, deren Typus auch in landschaftlicher Beziehung ein vom übrigen Wienerwald grundverschiedener ist.

Das enge waldige Thal von Kaltenleutgeben mit dem buntbewegten Leben, das dieser Ort der trefflichen Wasserheilanstalt verdankt, ist nur der Beginn der interessanten und so malerischen Felsgebilde; um wie viel schöner und eigenthümlicher noch tritt dem Touristen die enge Brühl mit dem hübsch gelegenen uralten Städtchen Mödling am Fuße des Wienerwaldes entgegen! Gar merkwürdig nehmen sich die hohen, zackigen Felskegel aus, deren viele durch alte Föhren gekrönt sind; fast möchte man das ganze Thal für einen genial angelegten Park mit künstlich errichteten Felsgruppen halten.

Und wohl noch schöner ist das von höheren, schon in manchen Details an die Nähe des Hochgebirges mahnenden Bergen eingeschlossene Helenenthal, an dessen Ausgang auf felsiger Zinke die alten Raubnester Rauhenstein und Rauheneck als zu Wegelagererzwecken geeignete Thalsperren liegen. Baden, dieser reizende Badeort mit seinen so

berühmten Quellen, erstreckt sich zwischen Gärten und schattigen Promenadewegen vom Fuße der Berge bis in die Ebene hinaus.

Westlich von der eben erwähnten felsigen, der pontischen Flora angehörenden Randzone finden wir ein Gebiet, das den Raum zwischen dem Thiergarten, der Westbahn und dem Schwechatflusse einnimmt und unstreitig mit zu den schönsten des ganzen Wienerwaldes gehört. Hier kann man den wahren Übergang vom Hügellands- zum Mittelgebirgscharakter beobachten, den Kampf des Laubwaldes mit den Nadelholzforsten um die Vorherrschaft.



Klosterruine bei Ried.

Die an den Thiergarten angrenzenden wiesenreichen Thäler des Purkersdorfer Forstes, der deutsche Wald, das Dachsgeschleif, der Feuersteinberg und an deren Fuß auf üppig grüner Wiese die reizend gelegene Paunzen sind jedem Wiener wohlbekannte Ausflugspunkte. Durch hochstämmige Buchenwälder, in denen einzelne dunkle Tannenforste für das Auge erfrischende Abwechslung bieten, gelangt man über steile Hänge am sogenannten Laaber-Steig nach dem malerisch am Rande von Wiesen, am Fuße langer Hügelketten liegenden Dorf Laab.

Über den zwar nicht hohen, aber desto steiler ansteigenden Höhenzug, dessen Hauptpunkte: der Hundskehl, Sperr- und Hochstöckelberg mit ihrem malerischen Gemenge von Laubholz und alten breitästigen Tannen dem Touristen herrliche Fernsichten gewähren,

erreichen wir das breite, wiesenreiche Breitenfurther Thal, welches bei Kalksburg in die Ebene mündet. Die schönsten Plätze sind auf nützliche Weise durch die allbekannten Gasthäuser, den Rothen Stadl und den Grünen Baum geziert; weiter oben steht auch ein neuerrichtetes Frauenkloster und bald hinter demselben beginnt das langgestreckte Dorf Breitenfurth mit seinen weißen, reinlichen, von Obstgärten umgebenen Bauernhäusern. Über den Bergrücken, auf dem die Orte Breitenfurth und Hochrotherd liegen und welcher seit altersher die Trennung der Gebiete ober und unter dem Wienerwalde bildet, führte stets eine Hauptverbindungslinie aus dem Wienthal und dem westlichen Vorlande nach der Ebene des Wiener Beckens. Breitenfurth kann als die Grenze des Stadtlebens im Wienerwalde bezeichnet werden; die bisher geschilderten Gebiete sind durch die vielen Landhäuser, die schon mehr städtisch gehaltenen Gasthäuser und die vorzüglichen Communicationen zu einem weit ausgedehnten Vorort Wiens geworden; an einem schönen Nachmittage begegnet man weit mehr elegant gekleideten Wienern als Landleuten, und diese wenigen haben auch schon den alten Typus, das ehrwürdige Costüm längst verloren.

In den Gebieten, welche wir jetzt durchstreifen wollen, herrschen noch die alten Sitten und Trachten, der zähe, ausdauernde Sinn, die fast bigotte Frömmigkeit und der oft staunenerregende Aberglaube der niederösterreichischen Waldbauern. Auch hier begegnet man, insbesondere an Sonntagen, einzelnen Städtern, doch sind dieß Touristen, welche den freien Tag benützen, längere Ausflüge zu unternehmen; ihre Zahl ist meist eine geringe, da die schnellen Verbindungen der Südbahn es ermöglichen, in kürzerer Zeit das Hochgebirge bei Reichenau als auf schlechten Straßen das Innere des Wienerwaldes zu erreichen.

Von Breitenfurth gelangt man über Hochrotherd in die herrlichen Wälder des sogenannten Wögler Forstes; Nadel- und Laubholzbestände, hochplateauxartige Rücken, tiefe Schluchten und rauschende Bäche wechseln mit breiten Wiesen: in östlicher Richtung führt ein hübscher Weg in das Kaltenleutgebener Thal, in südlicher hingegen nach dem malerisch gelegenen Curort Sulz und von da über blumenreiche Wiesen an schönen Aussichtspunkten vorbei zu den Dörfern Dornbach und Grub einerseits und Sittendorf anderseits. Von dem letzteren Orte aus erreicht man in kurzer Zeit das alte Schloß Wildegg. Urkundlich wird es zuerst 1188 erwähnt. Die adelige Familie, die sich davon nannte und durch Verwandtschaft und Güterbesitz großen Einfluß gewann, bestand bis um die Hälfte des XV. Jahrhunderts. 1683 wurde das Schloß von den Türken verwüstet. Seit 1686 ist es Eigenthum des Stiftes Heiligenkreuz und wird nothdürftig vor dem Verfall verwahrt.

Östlich von Sittendorf liegt Sparbach; ein kleines Schloß und ein eingesäumter Hochwildpark sind im Besitze des regierenden Fürsten Liechtenstein; von da ab gelangt man auf recht guter Fahrstraße in das enge, felsige Brühlthal, wo die Lage der alten



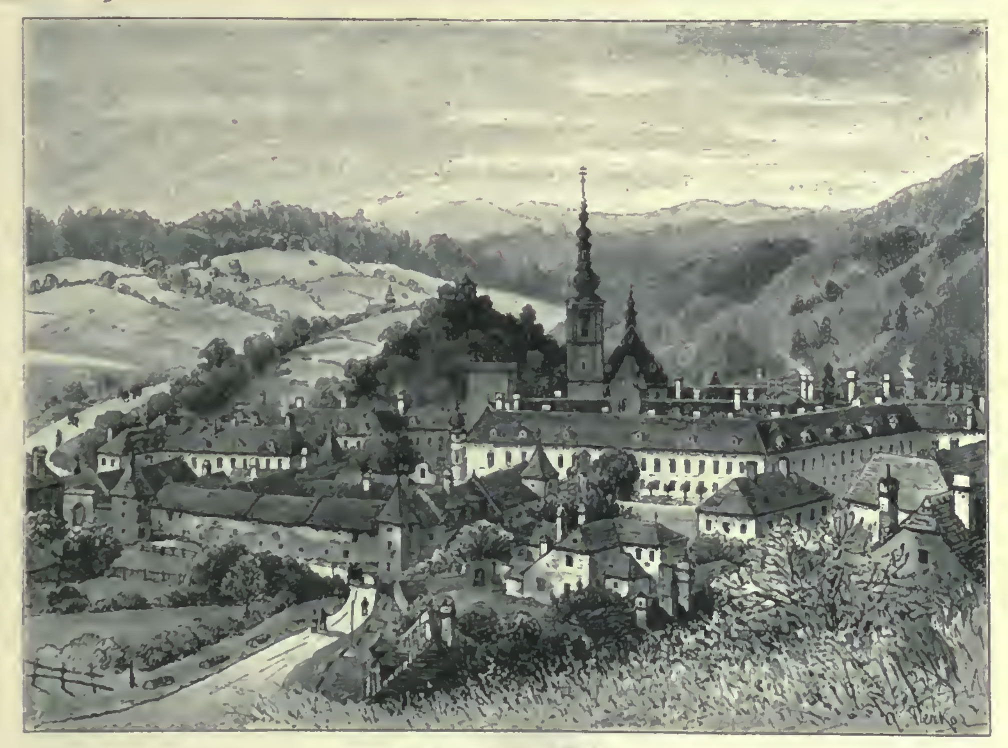
Das Helenenthal mit den Ruinen Rauhenstein und Rauheneck.

Höldrichsmühle und der Kessel der sogenannten Hinterbrühl zu den hübschesten Punkten des Wienerwaldes gehören. Die Brühl, in älterer Schreibung Priel, im Mittelalter Proilum, war vielleicht ursprünglich von dem herzoglichen Wildgarten unter dem Schlosse Medling so genannt, da das Wort zunächst einen Wald oder Hain in der Niederung, einen feuchten Wiesengrund mit Buschwerk und später, da in solchen Gründen Wild gehegt wurde, ein Wildgehege bezeichnete, das nach Umständen mit Zaun oder Mauer umfangen war. Aus der Brühl auf anderem Wege in südlicher Richtung in die Gebirge eindringend, erreicht man nach Passirung eines engen Thales bald den breiten wiesenreichen Kessel von Gaaden, wo am Fuße des hochragenden runden Anningerberges die Ortschaften Unter- und Ober-Gaaden mit der großen weithin sichtbaren Kirche liegen.

Ein lohnender Waldweg führt über Siegenfeld hinab in das enge, felsige Helenenthal; die Fahrstraße längs der Schwechat an der malerisch gelegenen Cholerakapelle, der schattenreichen Krainer- und Augustinerhütte vorbei gehört zu den interessantesten in diesem Gebiete; gegen Norden wird das enge Thal eingeschlossen von jäh ansteigenden waldigen Hügeln, während in südlicher Richtung sich das Gebirgsmassiv des 831 Meter hohen Eisernen Thores und des nur wenig niedereren Lindkogls mit großen Holzschlägen, Fichten-, Föhren-, Lärchen- und Tannenbeständen, kahlen Felswänden und öden Geröllhalden erhebt, das den vollen Typus des hohen Mittelgebirgs-Charakters verräth.

Beim Sattelbach-Wirthshaus theilen sich die Straßen, die eine führt an den Felsen des Ungersteines und an dem reizend gelegenen Mayerling mit der großen Kirche und dem schloßartigen Besitzthum des Stiftes Heiligenkreuz vorüber in den freundlich grünen Thalkessel von Alland, die andere, nach Nordwest abzweigende passirt ein enges waldiges Thal, an dessen nördlichem Ende das Stift Heiligenkreuz liegt. 1136 beurkundet Markgraf Leopold III., er habe den aus Morimund herbeigerufenen Cisterciensern, wie es ihm sein Sohn Otto vorschlug, der selber dem Cistercienser-Orden angehörte, den Ort Sattelbach, jetzt Heiligenkreuz, eingeräumt und ihnen mit Zustimmung seiner Gemalin Agnes und seiner Söhne Albert, Heinrich, Leopold und Ernst das umliegende ihm angehörige Gebiet als Stiftungsgut übergeben. In der Urkunde werden die Grenzen des geschenkten Gebietes genau bezeichnet, und zwar mit Flur- und Ortsnamen, die noch heute bestehen, z. B. die Höhen: Privaton, Hausruck, Hocheck, Ebenberg, die Bäche: Sattelbach, Sparbach, Dornbach, Schwechat, die Orte: Mayerling (Murlingen) und Sittendorf (Sichendorf), woraus hervorgeht, daß in diesem Theile des Wienerwaldes die Colonisirung damals schon weit vorgeschritten war. Heiligenkreuz ist die zweite Klosterstiftung Leopolds III., und gerade so wie die erste, Klosterneuburg, hat es auch dieses Kloster verstanden, durch die lange Reihe von Jahrhunderten bis auf unsere Tage sich in vollem Glanze zu erhalten. Dieses große Waldstift, welches mit der ganzen Geschichte Niederösterreichs und insbesondere des

Wienerwaldes eng verflochten ist, gehört zu den interessantesten Klöstern des Landes. Der mächtige Bau mit der hochragenden Kirche, umgeben von Mauern und vielen Wirthschaftsgebäuden, einem blühenden Garten mit uralten Bäumen, erfreut das Auge. Nicht weniger sehenswerth ist das Innere der Kirche: der berühmte Kreuzgang, die Stiegen, Säle und die lehrreichen Sammlungen, welche die zu allen Zeiten Wissenschaft und Kunst pflegenden Mönche dieses Stiftes in gutem Stande zu erhalten wußten.



Heiligenkreuz mit dem Kloster.

An einem schönen Juni-Abend, wenn die Sonne mit ihren letzten Strahlen die Kuppen der Berge vergoldet und in zarten Tönen das lichte Grün der Buchen und Eichen sich abhebt vom feinen Colorit der Lärchen und den dunklen Farben der Tannen und Fichten und unten im Thale die saftigen blumenreichen Wiesen an den Ufern des plätschernden Baches schon in die langen Schatten der heranrückenden Nacht gehüllt sind, in den buschigen Kastanien und knorrigen Linden des Klostergartens der Abendwind durch die Zweige rauscht, da thront das mächtige Stift mit seinen blendenden Mauern inmitten dieser lieblichen Landschaft als eine Burg des Friedens, an der Jahrhunderte spurlos vorübergingen. Vom hochragenden Thurme erschallt in hellen Tönen das Ave Maria-Läuten, sich mengend mit dem melancholischen Klange des Hirtenhorns, die Sonne

verschwindet hinter den grünen Hügeln, und wir genießen das Bild einer Waldlandschaft, die man sich kaum schöner vorstellen kann.

Von Heiligenkreuz führt die Fahrstraße über einen steilen Bergrücken, der eine weite Fernsicht über den Wienerwald bis zum Hochgebirge und hinab in den breiten, mit Wiesen und Feldern bedeckten Thalkessel von Alland gewährt. Zu beiden Seiten von Alland, das an der Ausmündung mehrerer Thäler und am Knotenpunkte von fünf Straßen liegt, erheben sich zwei felsige Bergkegel; der südliche ist durch seine runde, nach einer Richtung hin bewaldete, nach der anderen hingegen als hohe Felswand steil abfallende Contour besonders merkwürdig. Die Geschichte des Ortes reicht bis in das XII. Jahrhundert zurück und sein Name heißt in der ältesten Form Adalech, was mit dem Personennamen Adelheid stimmt. Ein Leutold von Alecht war 1340 Waldmeister der Herzoge von Österreich.

Von Alland aus führt die Straße längs des Schwechatflusses an Wiesen, dunklen Tannenforsten, Buchenwäldern und an einer Stelle auch an niederen Eichengestrüppen vorbei bis zu dem reizend gelegenen Dorfe Klausen-Leopoldsdorf. Wieder ist es ein an Wiesen und einzelnen großen Bauernhöfen reicher Thalkessel, der den Knotenpunkt bildet für mehrere Straßen.

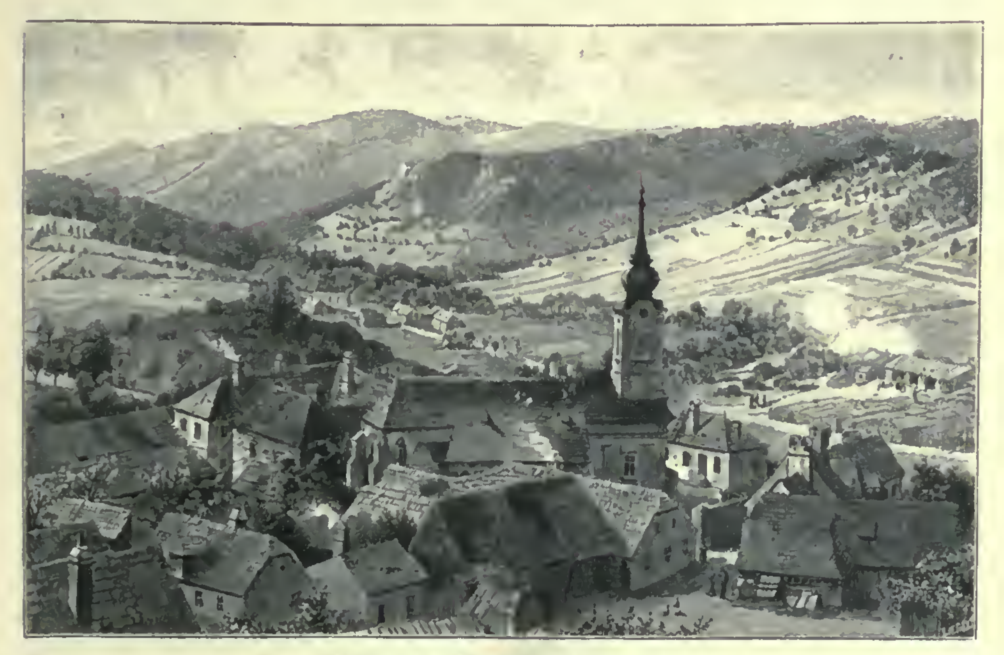
In südlicher Richtung eröffnet sich das von hohen steilen Berghängen eingeschlossene Thal von Groß-Krottenbach, in dessen Sohle ein schlecht erhaltener Weg nach Klein-Mariazell läuft; nach Westen ist es das breite Lamerauer-, nach Norden das sich nach kurzer Strecke in drei Nebenthäler trennende Agsbacherthal, welche gute Verbindungen nach verschiedenen Richtungen hin erschließen. Im Dorfe Klausen-Leopoldsdorf selbst mündet das enge Hainbachthal.

Alle diese durch ihre Wasserläufe für die forstwirthschaftliche Verwerthung des Wienerwaldes wichtig gewordenen Thäler haben ihre Namen von den einzelnen Klausen, in welchen das Wasser bis zum Moment des Holzschwemmens gestaut wird; im Schwechatthale, zwischen Alland und Klausen-Leopoldsdorf befindet sich die große Hauptklause, in der alle von den Nebenflüssen zuströmenden Hölzer aufgenommen und dann weiter geschwemmt werden.

Von Klausen-Leopoldsdorf aus gelangt man im Hainbachthale zwischen steilen Hängen und langgestreckten Wiesen bis zur Hainbachklause und von da auf guter Straße durch jenes prächtige, aus unzähligen Kuppen und weit ausgedehnten Bergrücken bestehende Waldgebirge, welches sich von Alland und Heiligenkreuz zwischen der Gruber-Hochrotherder-Breitenfurther wiesenreichen Landschaft einerseits und dem Agsbach und später Pfalzbach anderseits ohne Unterbrechung bis an die Westbahn erstreckt. Über starke Steigung fortwährend durch dichte Wälder fahrend erreicht man die freundliche Thalniederung der

sogenannten Gruberau, von wo gute Verbindungen nach dem östlichen Wienerwalde hinüberführen.

Noch lohnender ist in landschaftlicher Beziehung das aus direct nördlicher Richtung einmündende Hauptthal. Bald nach den letzten Häusern von Klausen-Leopoldsdorf biegt ein Fahrweg nach Nordwesten ab, der durch das aus einzelnen zerstreuten Höfen bestehende Dorf Klein-Krottenbach zwischen Nadelholzwäldern zu der gleichnamigen Klause führt, hinter welcher steile, dicht bewachsene Höhenzüge uns entgegentreten. Dem Hauptthal folgend gelangt man zur Einmündung des Lengbaches, der, ein schmales, wunderhübsches



Alland mit dem Blick auf das „Eiserne Thor".

Thal bildend, an der Lengbachklause und an dem auf dem Hauptrücken des Wienerwaldes liegenden Dorfe Hochstraß vorbei die kürzeste Verbindung nach Alt-Lengbach und von da an die Westbahn bietet.

Das Agsbachthal selbst erstreckt sich zwischen dichten Buchenwäldern und einzelnen Wiesen an der Agsbachklause vorüber bis zu dem Dorfe Kniewald, das auf der Wasserscheide vom Schwechat- und Wienflußgebiet liegt; von da ab führt die Straße längs des Pfalzbaches in gerader Linie hinunter nach Preßbaum an der Westbahn.

Das aus direct westlicher Richtung in den Kessel von Klausen-Leopoldsdorf einmündende Thal ist die breite, an üppigen Wiesen, großen Höfen und Obstgärten reiche Niederung der sogenannten Lamerau. Nach kurzer Fahrt erreicht man den aus einigen

Häusern bestehenden Weiler Schöpflgitter; schluchtartig verengt sich das breite Thal, um sich alsbald nach drei Richtungen hin zu verzweigen; gegen Süden gelangt man auf guter Straße über steiles Gebirg, zwischen ernsten, dunklen Nadelholzwäldern an der Hollerbach- und der Antonsklause vorüber in den hohen Wienerwald, der schon in Allem und Jedem an die Nähe der Alpen mahnt; auf blühenden Wiesen, umgeben von steilen Bergen liegt der reizende Ort St. Corona mit der prächtigen Schneebergaussicht. Von da geht es bergab in das Triestingthal nach Kaumberg an die Verbindungslinie von der Süd- zur Westbahn, die auch die Grenze des Wienerwaldgebietes bildet. Verfolgt man aber von Schöpflgitter die gerade nach Westen führende Straße, so erreicht man beim Fuße des hohen Schöpflberges gar bald die Trennung zweier Schluchten. Zwischen hohen Fichten steht die alte Hirschenkapelle, deren Altarbild uns mahnt an den Tod eines Jägerburschen, der sich in wilder Waidmannslust brüstete, er wolle selbst auf einen Hirsch schießen, der ein Crucifix zwischen den Geweihen trüge; nun sah er Tags darauf an dieser Stelle einen Hirsch, der mit dem Kreuz geschmückt war, und als er ihn erblickte, fiel er todt zur Erde.

Die in nördlicher Richtung abzweigende Schlucht führt uns zur Geisruck-Klause, in gerader Linie aber gelangt man auf schlechtem, jäh ansteigendem Fahrweg zwischen dunklen Nadelholzwäldern zu der Häusergruppe von Unter-Gredl und von da hinaus nach Laaben in das offene westliche Vorland. Zu den schönsten Gegenden des ganzen Gebietes gehört wohl der Lamerauer Forstdistrict, und eine Fußtour von Ober-Gredl über die Hammetkämme zur Geisruck-Klause und von da über den Hollerer Berg nach Hochstraß bietet reichen Naturgenuß. Kein Haus, keine Straße, kein Lärm stört die Ruhe dieser Wälder; Schluchten, Thäler, Kuppen und Bergrücken, alle mit hochstämmigen Buchen und einzelnen Nadelholzbäumen bewachsen, erstrecken sich endlos dahin, kleine Wiesen liegen wie Inseln in diesem Meere von Wald; Rehe und Hirsche weiden behaglich das saftige blumenreiche Gras und nichts stört den tiefen Frieden; nur hier und da gibt es erbitterte Kämpfe zwischen Wilddieben, die oft weither aus dem Gebirge kommen, und den Jägern; da klingen die Stöcke aneinander und selbst die Büchse spricht ein ernstes Wort dazwischen; in den letzten Jahren sind auch diese kleinen Kriege viel seltener geworden.

Der höchste und von den nördlichen, Wien näher liegenden Gegenden am meisten verschiedene Theil des Wienerwaldes ist das südliche Gebiet zwischen der Schwechat und ihren Nebenbächen einerseits und der Triesting anderseits.

Die westlichsten Ausläufer bei Baden und Vöslau, deren höchste Spitze das Eiserne Thor ist, haben wir theilweise bereits besprochen; derselbe Typus, emporragende Felskegel umgeben von Schwarzföhren und überhaupt von Vertretern der pontischen Flora, reicht bis zu den Abfällen bei Gainfarn und auch weiter hinein in das enge, recht schöne Triestingthal bei Fahrafeld und Weißenbach.

Von dem großen Orte Altenmarkt aus führt eine Straße durch ein breites wiesenreiches Thal am Fuße hoher mit Nadelholz bewachsener Berge vorbei über die Wasserscheide nach Alland; ein anderer Weg zweigt ab nach dem reizend gelegenen Ort Reisenmarkt, in dessen Nähe sich die weite Fernsicht gewährende Burg Arnstein befindet. Das adelige Geschlecht, das sich von der Burg nannte und sie auch wahrscheinlich erbaut hat, läßt sich von 1170 bis um die Mitte des XIV. Jahrhunderts verfolgen. Die Ruine mit dem umliegenden Waldgebiet ist Besitz des Klosters Heiligenkreuz.

Von Altenmarkt aus ist auch der alte Ort Klein-Mariazell leicht erreichbar; weit hinauf reicht dessen Geschichte. Um das Jahr 1134 faßten zwei Brüder Heinrich und Rapoto von Schwarzenburg, Söhne eines reichbegüterten edlen Haderich, den Entschluß, unweit ihres Wohnsitzes ein Kloster für Benedictiner zu stiften. Sie widmeten zu diesem Zweck ihre vom Vater geerbte Stadt Schwarzenburg, vor Zeiten Nesta genannt. Heute bestehen noch das Dorf Nöstach an der Straße von Hafnerberg nach Alland und in der Nähe die Reste einer großen Kirche, dem heiligen Pancratius geweiht, die nach diesem Heiligen zu schließen einmal die Hauskirche eines adeligen Geschlechtes war.

Die beiden Brüder bestimmten auch für den Fall ihres Todes eine bedeutende Zahl von Gütern dies- und jenseits der Donau, die ihrer Stiftung zufallen sollten. Der Markgraf Leopold aber schenkte dem zu errichtenden Kloster den Grund und Boden, auf welchem es gebaut werden sollte, mit Waldungen und Grundstücken in der nächsten Umgebung und behielt sich die Schirmvogtei über das Kloster für sich und seine Nachkommen vor. Der Stiftbrief datirt aus Klosterneuburg am Lichtmeßtag 1136. Das Kloster bestand bis 1782 und ist jetzt der Wohnort des Besitzers von Klein-Mariazell.

Zwischen dem Wege von Klein-Mariazell nach Klausen-Leopoldsdorf und St. Corona erheben sich einige recht hohe und durch ihre scharf markirten kegelförmigen Formen an das nahe Hochgebirge erinnernde Berge. Sowohl der große Hollerberg als auch der Leistberg bieten schöne Fernsichten. Von letzterem überblickt man in südlicher Richtung die immer höher sich aufthürmenden Bergreihen über der Triesting, dann dahinter jene von Gutenstein, den Kuhschneeberg und alle überragend die weißen Wände des Schneeberges; nach Norden und Osten schweift das Auge über den großen grünen Wienerwald und durch eine Thalsenkung erspäht man an einem ganz reinen Morgen, ohne die zu tief liegende Ebene sehen zu können, die blaugraue Kette der kleinen Karpathen. Der schönste und zugleich höchste Gebirgsstock des südlichen Wienerwaldes ist der Schöpfl: ein großer Waldcomplex hochstämmiger Buchen, Tannen und Fichtenforste; blühende Holzschläge, steile Berghänge und einzelne steinige und felsige Partien erinnern den Wanderer an manche Gegenden in den oberungarischen Karpathen; es ist ein wilder, urwaldähnlicher dunkler Forst, der gewiß nicht an die unmittelbare Nähe der Großstadt mahnt.

Der schattige Weg von Schöpflgitter durch ein Jungholz über einige kleine Wiesen an einem Holzschlag vorbei, dann durch hochstämmige Wälder zum Vorderschöpfl und von da auf die höchste eigentliche Schöpflspitze zum 893 Meter hoch auf einer Wiese gelegenen Aussichtspunkte gehört zu den lohnendsten Ausflügen in den niederösterreichischen Gebirgen. Nach Süden hin eröffnet sich ein herrlicher Überblick auf eine Reihe von Kuppen und Bergen, unter denen das Hocheck, der Plackles, der Hochriegl, das Kieneck, der Staffkogl und der Unterberg besonders hervortreten; dahinter baut sich der Schneeberg mit dem Waxriegl, Kaiserstein und Kuhschneeberg imposant auf, hinter dem letzteren die Raxalpe und weiter südwestlich die Schneealpe mit dem Windberg und der Donnerwand und die Lachalpe, der sich der Gippel- und weiter über die Hofalpe hin in seiner ganzen Breite der Göller anreiht; auch Hoch- oder Reusalpe sind sichtbar. Im Mittelgrunde des Bildes ragt über einer bewaldeten Kuppe die Schloßruine Araberg hervor; desgleichen gewahrt man den Ötscher und den Scheiblingstein. Nach Westen blickend entrollt sich das Bild des offenen Vorlandes, Wiesen, Felder und kleine Wälder, hier und da Ortschaften, ein Typus, so weit das Auge reicht; im Nordwesten bemerkt man die Westbahnlinie und St. Pölten und inmitten des grünen Landes das Silberband der Donau, dahinter in graublaue Dünste gehüllt die flachen Gegenden des einstigen Viertels unter dem Manhartsberg; selbst Göttweig, das Wetterkreuz bei Hollenburg und der Jauerling liegen bei günstigem Wetter im Gesichtskreis; in nördlicher und östlicher Richtung schweift das Auge über den ganzen großen Wienerwald von der Donau bis an die Triesting. Über alle die unzähligen Berge, Kuppen und Thäler dieses bedeutenden Waldgebietes blickend, wenden wir die Gedanken der Geschichte des Wienerwaldes zu, die weit in das Mittelalter hinaufreicht.

Unter den Allodialgütern, mit denen die babenbergischen Fürsten in Österreich nach Besiegung der Ungarn vom Reiche bedacht wurden, stehen die im heutigen Wienerwalde obenan. Am 2. November 1002 schenkte König Heinrich II. dem Markgrafen Heinrich ein Gebiet zwischen der dürren Liesing und der Triesting. Am 10. Juni 1035 schenkte König Konrad II. dem Markgrafen Adalbert ein Gebiet zwischen der Triesting und Piesting, welch letzterer Fluß eine zeitlang die Grenze von Steiermark bildete. Auch bei der Ausstattung der Tochter des Markgrafen Leopold II., Elisabeth 1090, bezeichnet Enenkls Fürstenbuch freieigene Güter des Markgrafen östlich von Wilhelmsburg bis gegen die Piesting. Daß in derselben Zeit auch ein beträchtlicher Theil des nördlichen Wienerwaldes bis zur Donau hin Eigenthum der Babenberger geworden ist, geht aus ihren späteren Vergabungen an Klöster deutlich hervor. Nach Besiegung König Ottokars II. ließ im Jahre 1279 Kaiser Rudolf einen Fürstentag von Reichs- und österreichischen Edlen zusammentreten, die sich über die Zuständigkeit der ehemals babenbergischen Eigengüter auszusprechen hatten. Sie erklärten, daß alle Güter, die Herzog Friedrich von Österreich



Die Weißenbach- oder Steinwandklamm.

und Steier in seiner Macht und Gewähr gehabt, dem Kaiser oder in seinem Namen seinem Stellvertreter zu überantworten seien, unbeschadet der Ansprüche, die etwa Jemand vor Gericht geltend machen und durchsetzen sollte. In der That haben auch die ersten Habsburger mit ihren Gütern im Wienerwalde aus freiem Willen geschaltet, indem sie einzelne verpfändeten, verkauften und wieder andere durch Zukauf erweiterten. Eine solche Vergabung von beträchtlichem Umfange war unter Anderem die Dotation der Karthause Mauerbach, die Friedrich der Schöne im Verein mit seinen Brüdern 1313 stiftete.

In der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts begegnet uns schon ein landesfürstlicher Forstmeister des Wienerwaldes mit Befugnissen, wie sie heute nur dem Oberstjägermeister zustehen. In den Jahren 1567 bis 1582 wurde auf kaiserlichen Befehl eine „Beraitung und Ausmarkung" der Wienerwaldforste vorgenommen. Im Jahre 1724 verpfändete Kaiser Karl VI. den Wienerwald an die Ministerial-Hofbank-Deputation, von der er ein Darlehen zur Bestreitung der Kriegskosten empfangen hatte. Im Jahre 1755 begab sich die Kaiserin Maria Theresia ihres Eigenrechtes auf den Wienerwald und übertrug die Forste in das Eigenthum des Staates.

Westlich vom Schöpfl erheben sich noch einige Berge, der Kukubauerwies und der Kasberg, die den nämlichen Typus in Wald und Gestalt zeigen wie die früher beschriebenen. Nach Süden fallen sie gegen das Gölsenthal bei den Orten Hainfeld und St. Veit, nach Westen zum Traisenfluß ab. In nördlicher Richtung ist ihnen das zwischen dem eigentlichen Wienerwald und der Traisen sich bis an das Tullnerfeld erstreckende offene Land vorgelagert. Genau genommen kann man diesen Landstrich am Fuße des Wienerwaldes nicht mehr zu demselben rechnen. Der Charakter der Gegend ist ein ganz verschiedener, derselbe, wie man ihn in West-Niederösterreich und in Oberösterreich längs der Westbahnlinie findet. Einzelne reiche Bauernhöfe, große Obstgärten, Wiesen, Felder wechseln mit kleinen Nadelholzwäldern, echten Feldgehölzen; das Terrain ist wellig, ohne bergig zu sein, einzelne bewaldete Kuppen sind ziemlich steil und hoch, doch nirgends erscheinen weder die Höhenzüge noch die Wälder zu einem größeren System verbunden; manche Thäler sind tief eingeschnitten. Der hübscheste Theil dieses Gebietes liegt zwischen dem Tullnerbach und der Traisen bei Traismauer.

Hier finden wir einige etwas größere Nadelholzwaldcomplexe, das schluchtartige Perschlingthal und von den steil gegen das Tullnerfeld abfallenden Höhenzügen schöne Aussichtspunkte über die Ebene, die Donau mit ihren großen Auen und hinüber auf das Land nördlich des Stromes; in südlicher Richtung thürmen sich die Vorgebirge und dahinter ein langes Stück der Alpen gut sichtbar auf. Heiligenkreuz mit dem kleinen Gutenbrunnerwald und gegenüber der Reidling und Eichberg, sowie auch der Seelackenberg bei Traismauer bieten zwar keine schönen, aber doch immerhin recht freundliche Gegenden.

Das Voralpenland.

Wenn der Wienerwald, wie es seine natürliche Beschaffenheit mit sich bringt, an der Triesting und dem ihr westlich parallel rinnenden Gölsenbache seine südliche Grenze findet, so wird man die unmittelbar an ihn reichende Berglandschaft, die mit ihren wechselnden und wachsenden Höhen und ihren nach allen Richtungen verzweigten Thälern in zunehmender Ausbreitung nach Ost und West bis an die Südgrenze des Landes reicht, mit dem Namen Voralpenland bezeichnen dürfen, wobei allerdings gestattet sein muß, auch einen Theil der Alpen einzubeziehen, die im Bereiche dieser Berglandschaft ins Land treten. Zur näheren Begrenzung gibt der Lauf der inner des Gebietes entspringenden Flüsse und Bäche die sicherste Handhabe.

Von Ost nach West bezeichnen wir als zum Voralpenland gehörig das obere Thal der Piesting mit seinen Quell- und Seitenthälern, den ganzen Lauf der Schwarza wie der Pütten mit ihren Seitenbächen bis zu ihrer Vereinigung als Leitha und die Zuflüsse der Raab, das obere Gebiet der Traisen mit dem zur Gölsen ziehenden Hallbachthale, das obere Gebiet der Bielach und Melk, das obere Gebiet der Erlaf sowie das der Ybbs, wozu endlich auch das rechtseitige Uferland des Ramingbaches zu rechnen ist, der an der Südwestgrenze des Landes zur Enns geht.

Während der Wienerwald dem von Westen nach Wien Kommenden den Eindruck einer schönen Umgebung der Hauptstadt durch seine grünen Matten, seine von Wald strotzenden Höhen und die malerisch gruppirten Wohnstätten vermittelt, kann man dem niederösterreichischen Voralpenlande, das nach den heutigen Verkehrsverhältnissen nicht minder zur Nachbarschaft von Wien gehört, mit gutem Grunde nachsagen, daß es einen Schatz von Naturschönheiten und landschaftlicher Besonderheit in sich berge, so reich und mannigfaltig, wie er auf gleich geringem Flächenraum kaum irgendwo sich finden mag: reizende Thalmulden mit dem Ausblick auf das Hochgebirge, mächtige Hochgipfel mit dem Einblick ins Land und weit über dasselbe hinaus, lauschige Thalgründe, wo oft stundenlang kein menschlicher Wohnsitz die Waldeinsamkeit unterbricht, und wieder offene Thäler mit lebhaftem Verkehr und reicher Besiedelung, tiefe Felsschluchten mit dem donnernden Wiederhall der Sturzbäche, wald- und mattenumrandete Bergseen in den tieferen Gründen des Hochgebirges, Sennhütten und Sommerweide auf den zahlreichen der Almwirthschaft günstigen Höhen.

Nicht von allen diesen landschaftlichen Reizen läßt sich heute schon sagen, daß ihr Genuß dem Naturfreunde leicht und bequem gemacht sei, trotz der Eisenbahnen, die ihre Schienen schon weit hineinstrecken, und trotz des eifrigen Bemühens der Touristenvereine.

Aber unleugbar ist das Streben nach diesem Ziele da und die Beschränkung des Verkehrs wie die Klage über Unterkunft und Verpflegung wird mit jedem Jahre geringer.

Lassen wir die einzelnen Partien unseres Gebietes nach der oben versuchten Gliederung an uns vorüberziehen und bezeichnen wir flüchtig, so weit der Raum es zuläßt, die Merkmale, die zu ihrer Veranschaulichung dienen und sie uns werth machen.

An der Ostseite des Höhenrückens, der vom Schneeberg in nördlicher Richtung zum Unterberge hinzieht, sammeln sich in länger und kürzer gewundenen Thalfurchen die Quellbäche der Piesting, die in ihrem weiteren Laufe abwechselnd auch Kalter Gang genannt wird. Der Unterberg, 1.341 Meter hoch und einer der lohnendsten Aussichtspunkte, bietet einen überraschenden Einblick in diese fächerartig verlaufenden Thäler. Die Gegend, wo sie zusammentreffen, ist durch ihren Naturreiz wie durch ihre geschichtliche Bedeutung eine der merkwürdigsten im Lande. Gutenstein, nach 1186 Besitz der babenbergischen Landesfürsten, von denen der vorletzte, Leopold VI., wahrscheinlich das Schloß erbaut hat, ist während der Zeit der ersten Habsburger als Lieblingssitz und Sterbeort (1330) Friedrich des Schönen bekannt worden, jenes Friedrich, der gegen Ludwig den Baier den fruchtlosen Kampf um die deutsche Krone gekämpft, die Gefangenschaft auf Trausnitz ertragen und — die Karthause zu Mauerbach gestiftet hat. Das alte Schloß, auf einen Felskogl hingebaut, heute eine malerische Ruine und das neuere im Wiesengrunde des Thales, mit schönen Gartenanlagen ausgestattet, sind Besitz des gräflichen Hauses Hoyos.

Im weiteren Verlauf des Piestingthales, auf dessen beiderseitigen Lehnen die Schwarzföhre der herrschende Baum ist, wechseln uralte Ansiedlungen mit der Neuzeit angehörigen Industriewerken. Zu den ersteren gehört der Markt Pernitz mit seinem aus frühester Zeit anklingenden slavischen Namen, dann Waldegg, Wopfing, die beiden Dörfer Piesting und Wöllersdorf, der Geburtsort des Sängers Staudigl, wo das Thal in die Neustädter Ebene ausläuft; zu den letzteren insbesondere die Fabriksgebäude für Metallwaaren in der Öd. Das interessanteste Landschaftsbild im Thale ist aber die Ruine des Schlosses Starhemberg, eine der größten im Lande und an geschichtlicher Bedeutung hervorragend. Ein bezeichnendes Gegenstück zu ihr bietet das nahe, von Theophil Hansen für den Erzherzog Leopold erbaute und mit allen Kunstmitteln der Gegenwart ausgestattete Schloß Hernstein, zu welchem man auf einer bequemen Straße über die Höhe der linkseitigen Thallehne gelangt. Unter den Seitenthälern der Piesting verdient das in der Öd auslaufende Miesenbachthal eine besondere Aufmerksamkeit wegen der Fülle landschaftlicher Einzelschönheiten, die es enthielt und, wenn die Waldverwüstung nicht Fortschritte gemacht hat, noch enthält. Das Thal ist die Geburtsstätte unseres Landschafters Fr. Gauermann, wo er die schönsten Studien geholt hat.

In der Öd.

Unmittelbar unter Starhemberg hat in alter Zeit ein Saumweg über die Thallehne — er ist heute zu einer Fahrstraße erweitert — den Übergang in eines der merkwürdigsten Thäler vermittelt, die das Land aufzuweisen hat; der Volksmund nennt es die Neue Welt, der Geologe weiß diesen Ausdruck nach seinem Sinne zu würdigen und der Historiker führt zahlreiche Denkzeichen für die Behauptung ins Feld, das Thal müsse zur Zeit der Römer von diesen und auch vor ihnen von einem kunstsinnigen Volksstamm besiedelt gewesen sein. Die Neue Welt enthält, wenn man ihre bewohnten südlichen Ränder ausschließt, zwei größere geschlossene Dörfer neben einer nicht geringen Zahl von einzelnen Wohnstätten. Sie bildet eine von Nordost nach Südwest ziehende ziemlich breite Thalbucht, die ihr fließendes Wasser — heute nur mehr ein dünnes Bächlein, wenn es nicht vom Wildwasser geschwellt wird — durch eine enge Klause in die Neustädter Ebene sendet. Hoch über der Klause ragt auf steiler, spärlich bewaldeter Höhe die Burgruine Emmerberg, einst Sitz der Truchsessen von Steiermark. Ihr gegenüber, die ganze Flucht des Thales entlang, zieht in kahlen, zum Theil senkrecht abstürzenden Felsen die hohe oder lange Wand (höchster Punkt 1.045 Meter) und über den in Südwest vorgelagerten Hügeln öffnet sich ein höchst malerischer Ausblick auf den Schneeberg mit seinen Vorbergen.

Die Schwarza und die Pütten, deren Vereinigung als Leitha berufen ist, eine internationale Grenze des Reiches zu bilden, zeigen sowohl in ihrer eigenen, als auch in der Natur und Entwicklung der sie umgebenden Landschaft merkbare Unterschiede. Die erstere mit all ihrem Zufluß auf beiden Seiten ist ein Kind der Kalkzone und bewegt sich auf ihrem ganzen vielfach gewundenen Laufe inner den Grenzen dieser Zone. Die Pütten — oder vielmehr ihr Quellgebiet, denn sie heißt erst Pütten, nachdem sie ihre Quellbäche empfangen und ihre Richtung nach Nord genommen hat — ist ein Kind der Schiefer- und Grauwackenzone und empfängt ihre Zuflüsse aus derselben Zone. Demnach spiegeln sich die Unterschiede in der Grundbeschaffenheit des Bodens bei beiden Flüssen in Allem, was ihnen eigen ist, in der Färbung des Wassers wie in der Beweglichkeit des Laufes, in der Gestaltung und dem Schmuck ihrer Thalwege wie im Ausdrucke ihrer Landschaft.

Das obere Thal der Schwarza, das mit einer westlichen Ausbiegung von Nord nach Süd zieht, ist von mäßig hohen Rändern gesäumt, die, theils bewaldet, theils zum Feldbau benützt, außer dem anmuthenden Eindrucke der Landschaft überhaupt dem Beschauer wenig Bemerkenswerthes bieten. Nur an zwei Stellen hat die Erweiterung der Thalsohle größere Ansiedlungen zugelassen; sie sind durch das alte Pfarrdorf Rohr im obersten Theile und durch den noch älteren Markt Schwarzau im untersten Theile bezeichnet. Dazwischen finden sich nur einzelne Wohnstätten, allerdings nicht wenige und zum Theile mit angebauten Nachbarhäusern.

Unterhalb Schwarzau, links mit dem Zuflusse des Voisbaches, rechts mit dem des Preinerbaches, beginnt der mittlere Lauf der Schwarza und zugleich eine Reihe der großartigsten und reizvollsten Naturbilder, die ihr Gebiet wie das Voralpenland überhaupt aufzuweisen hat. Es sind dies insbesondere das mit dem vollen Schmuck der Gebirgswelt ausgestattete Seitenthal des Naßwaldbaches und dessen Nebenthäler, dann die imponirenden Felsenkessel des kleinen und großen Höllenthales; endlich das zwischen die mächtigen Gebirgsgruppen des Schneeberges und der Rax meist in hohe steilaufragende



Die „hintere Wand“ bei Miesenbach.

Felsen eingeengte Bett der Schwarza selbst, die mit ihrem grünschimmernden Wasser in weithin tönendem Falle durch die Enge flutet, neben dem rauschenden Wasser kaum der Straße den Durchzug gestattend. Die einzige Weitung in diesem Engthale bezeichnet die Häusergruppe des Kaiserbrunnens, der heute als Spender des Hochquellenwassers für Wien einen besonderen Werth hat. Bei Hirschwang tritt die Schwarza aus der Thalenge gegen Reichenau hin in eines der schönsten Thäler und, nebenbei gesagt, das einzige Thal, wo moderne Kunstmittel zur Ausstattung von Sommerfrischen in vollem Maße zur Geltung kamen. Reicher an Villen und anmuthigen Landsitzen ist kein Thal in den Voralpen. Reichenau hat aber noch das historische Merkmal für sich, im späteren Mittelalter ein Theil der Dotation des vom Herzog Otto dem Freundlichen 1327 gestifteten

Cistercienserklosters zu Neuberg in der Steiermark und im frühesten Mittelalter, zur Karantaner Mark gehörig, eine Station des ältesten Handelsweges (über Prein und das Gescheid) ins Mürzthal gewesen zu sein, ehe der Weg über den Semering in Aufnahme kam. Heute führt die Semeringbahn dem Thale seine Sommergäste zu, überbrückt den Eingang in dasselbe mit einem gewaltigen Viaducte und steigt an der rechtseitigen Lehne des Schwarzathales weiter in die Berge. Der Fluß selbst verliert unterhalb Gloggnitz durch die Erweiterung der Thalsohle und die Verflachung der Thalränder seinen subalpinen Charakter. Aber ein Seitenbach, der ihm am linken Ufer zufließt, die Sirning, führt uns auf einem Wege, der an sich durch den Wechsel überraschend schöner Naturbilder zu den genußreichsten gehört, in das eigentliche Paradies der östlichen Voralpenwelt, in das Hochthal von Puchberg, das von den Hängen des Schneeberges in seiner ganzen imponirenden Größe und seinen Vorbergen gesäumt ist. Eine Schilderung dieses durch Lage und Gestaltung wunderbar fesselnden Erdwinkels liegt außer dem Bereiche dieser Zeilen. Daß er aber verdient, dem Naturfreunde, der die landschaftlichen Schönheiten des Landes kennen will, vor Allem genannt und gezeigt zu werden, ist außer Zweifel.

An der Südgrenze des Landes treten die Centralalpen mit einem mächtigen Gebirgsrücken ins Land, der in der Richtung von West nach Ost massige Äste aussendet. Er heißt mit einem gemeinsamen Namen der Wechsel, wird aber in seinen der Reihe nach aufragenden Kuppen zuerst als Schöberlberg (1.582 Meter), dann als Hoher Umschuß oder Hochwechsel (1.738 Meter), endlich als Niederwechsel (1.668 Meter) bezeichnet. Die zwischen seinen diesseitigen Verästungen hervorbrechenden Wässer gehen alle zur Pütten. Das südliche der Thäler, rechts vom Hochrücken des Wechsels selbst, links von den Höhen des Arabichel (1.570 Meter), des Kampstein (1.466 Meter) und dessen Ausläufern gesäumt, heißt abwechselnd Pischinggraben, große Klause, Pestlinggraben und zeigt fast durchwegs eine tiefeingeschnittene enge Thalsohle, die nur an einer Stelle — es ist der überaus reizend gelegene Weiler Mariensee — Raum für eine größere Ansiedlung frei läßt, dagegen zu beiden Seiten ziemlich sanft und terrassenförmig ansteigende Thallehnen mit zahlreichen Einzelgehöften, die zu einer Pfarrgemeinde mit Kirche und Schule vereinigt sind. Die obersten Stufen gegen den Hochrücken des Wechsel füllen die ausgedehnten Almweiden der größeren Grundbesitzer mit den ihnen zukommenden Schwaigen.

Nördlich vom Pestlinggraben, an der linken Seite von bedeutend niedrigeren Rändern gesäumt, zeigt das Kirchberger oder Feistritzer Thal, dessen Wasser gleichfalls zur Pütten geht, einen merkbaren Gegensatz zum vorigen. Wohl sind auch hier die Thallehnen zu beiden Seiten sanft ansteigend und theilweise mit Einzelgehöften besetzt, aber die Thalsohle ist breiter, läßt vom obersten Quellbach an der ganzen Länge nach



Die „Neue Welt“.

Raum für größere Gruppen von Wohnstätten und ist auch schon seit dem frühen Mittelalter mit Ortschaften besetzt. An malerischem Schmuck und, was nicht weniger bedeuten will, an günstiger klimatischer Lage kommen ihm wenige Thäler nach. Kirchberg am Wechsel mit seinen zumeist alten staffelartig ansteigenden Häusern und der allmälig verfallenden St. Wolfgangkirche, das Schloß Feistritz mit seinen inneren und äußeren Schönheiten, der Ausblick von der Höhe Molzegg auf das mit seinen dunkeln Bergwäldern im Abendlicht schimmernde Thal wird jedem Naturfreunde eine liebe Erinnerung bleiben.



Die Almhütte der Rax.

In gleicher Richtung mit dem Kirchberger Thale zieht nördlich von diesem, wieder von niedrigen Rändern gesäumt, ein drittes Thal zur Pütten, kürzer als die beiden anderen und an landschaftlichem Reiz ihnen weit nachstehend, aber durch seine frühzeitige Culturentwicklung und die noch vorhandenen Denkzeichen seiner früheren Geschichte vielleicht das merkwürdigste. Es ist das Haßbachthal, dessen Bach — sein Name war ursprünglich Habichtsbach, dann Hausbach — bei dem gleichnamigen Dorfe die Reste einer Burg bespült, deren Besitzer zu den ältesten und einflußreichsten Dienstherren des Babenbergischen Österreich gehörten; unterhalb Haßbach das alte Schloß Steyersberg, noch bewohnt und noch im Besitze desselben adeligen Geschlechtes (der Wurmbrande), das im Mittelalter dort saß; endlich nahe am Ausgange des Thales das idyllisch von Augebüsch umrahmte Dorf Kirchau, dessen Kirchlein schon im XI. Jahrhundert urkundlich genannt wird.



Das Thal von Kirchberg am Wechsel.

Dem geschilderten Theile des Voralpenlandes links der Pütten liegt der am rechten Ufer dieses Baches gegenüber, an landschaftlichem Interesse dem vorigen durchaus nicht nachstehend, aber weniger gekannt und darum einer näheren Betrachtung werth.

Der Volksmund nennt diesen Theil des Landes bezeichnend die Bucklige Welt. Der Name rechtfertigt sich, wenn man die vielen mannigfach gewundenen Thalfurchen in Anschlag bringt, von denen er durchzogen ist. Als Glied der Centralalpen trägt die Bucklige Welt die dem Urgebirge angehörigen krystallinischen Schiefer und die Grauwacke als grundlegende Bestandtheile. Nur der äußerste westliche Rand ist aus Kalk aufgebaut: die Höhen, von denen die alten Schlösser Pütten und Seebenstein, sowie die neuere Ruine am sogenannten Türkensturz ins Thal niederschauen.

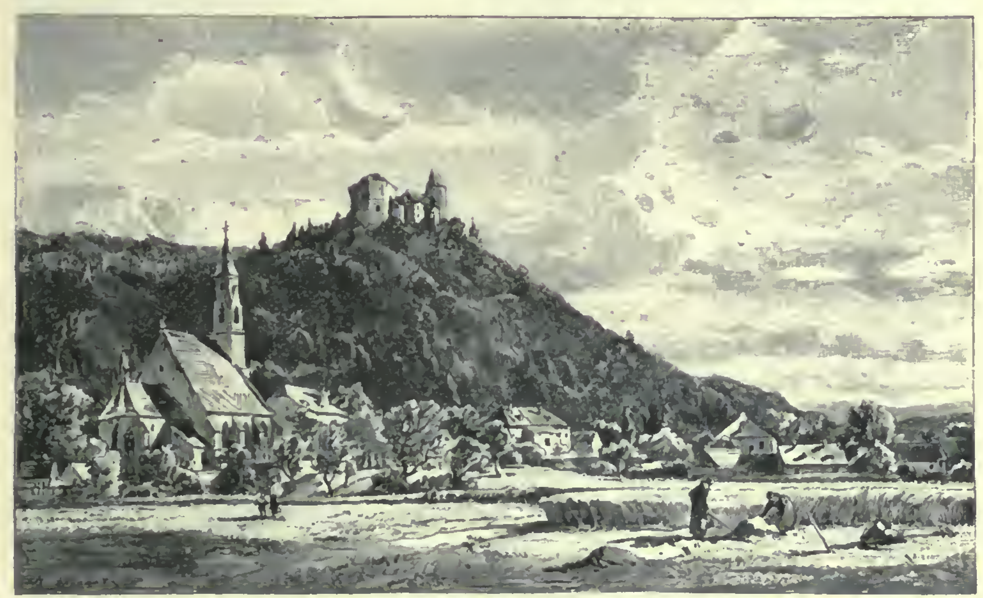
Wie im Südwest der massige Wechsel, so liegt diesem Berglande im Nordost der langgestreckte Höhenrücken des Kaiserwaldes vor, längs dessen Schneide die Grenze von Ungarn hinzieht. Auf seinem höchsten Punkte (746 Meter) steht die weithin sichtbare St. Rosalienkapelle — so genannt, wiewohl sie der heiligen Maria von Loretto geweiht ist — und der ganze Höhenzug heißt das Rosaliengebirge.

Die Rundsicht von der Kapelle gehört zu den umfassendsten, die man auf wenig beschwerlichem Wege haben kann, und fesselt insbesondere durch die malerische Gruppirung des Mittelgrundes, ob nun der Blick über das ungarische Raab-Donauland, den Spiegel des Neusiedlersees und das wellig dahinflutende Hügelland zu den verblassenden Höhen des Bákonywaldes dahinschweift oder die grünen Bergwellen des Wienerwaldes, den mächtigen Schneeberg mit der ihm benachbarten Bergwelt, die Rax, den Sonnenwendstein, den Otter und den Wechsel, sowie dazwischen die zahlreichen im Sonnenlicht blinkenden Ortschaften des Wiener Beckens ins Auge faßt. Von der Rosalienkapelle herab zeigt die Bucklige Welt am schärfsten jene Eigenthümlichkeit, die ihr ein besonderes Gepräge gibt.

Am Markstein unter der Kapelle zweigt das Grenzgebirge nach West ab und verbreitet sich als Hochfläche von durchschnittlich 670 Meter Seehöhe bald breiter, bald schmäler, je nachdem seine zahlreichen Wasseradern durch ungezählte Zeiträume die Thalfurchen ausgenagt haben, zuerst in der Richtung nach Süd, dann umbiegend gegen West und wieder im scharfen Winkel nach Nord. Dieser Hochrücken mit den nach allen Seiten verlaufenden Thälern bildet den nördlichen Theil der Buckligen Welt und merkwürdig auch ihren bestbewohnten. Auf ihm liegen die bedeutendsten Kirchdörfer des Gebietes, alle uralt, alle durch ihren Namen noch die einfache Denkart der einstigen deutschen Ansiedler verrathend: Hochwolkersdorf, von einem Wolfger, der sich dort zuerst seßhaft gemacht, Wiesmath, von einem Wirthschaftszweige, der zur Besiedlung Anlaß gab, Hollenthon, von der hohlen Tanne, bei welcher das erste Haus stand, Lichtenegg, von dem der freien Rundsicht offenen Raume, den der Ort einnimmt, und was für den Geschichtsfreund von

besonderem Interesse ist, alle diese Ortschaften mit Kirchen, die ehemals Festungen waren, denen man es durchwegs noch anmerkt, daß sie in gleichem Maße zum Dienste Gottes wie zur Vertheidigung von Gut und Leben, zum Schutz und zur Zuflucht für die vom Feinde bedrängten Bewohner gedient haben.

Der in dieser Art besiedelte Hochrücken ist heute nur wenig mit Wald besetzt. Mit Ausnahme der Kuppen, die gemischten Nadelwald (Föhren, Fichten, Tannen) tragen, zeigt er durchwegs Acker- und Weidegründe mit den Merkmalen einer sorgsamen, wenn auch nicht durch besondere Culturmittel unterstützten Pflege. An den Lehnen der Thäler



Das alte Schloß Seebenstein.

jedoch, die vom Hochrücken ausgehen, herrscht theilweise noch unbeschränkt der Wald — Nadel- und Laubholz gemischt — und ist nur dort den Bedürfnissen des Ackergrundes gewichen, wo sich ein Einzelgehöft oder eine kleine Ortschaft angebaut hat.

Nur eines dieser Thäler, das an der inneren Seite des Hochrückens seine Bachadern sammelt und sein Wasser zuerst gegen Nord, dann in einer scharfen Wendung gegen West zur Pütten führt, zeigt eine andere Beschaffenheit. Es heißt von Alters her In der Schlatten oder Schlattenthal, was nach älterer Sprache ein Thal bedeutet, wo sich Röhricht in beträchtlichen Massen findet. Das Thal war demnach einstens sumpfig, ja es ist zu vermuthen, daß der ganze obere Thalkessel mit Wasser gefüllt war, welches das Wuchern des Röhrichts begünstigt hat. Es fehlt aber nicht an Merkzeichen, daß die Culturarbeit dort früh begann, dem stauenden Wasser einen Abzug zu schaffen und den trockengelegten Boden der Beurbarung zuzuführen. In sehr alter Zeit finden wir die Lehnen

besiedelt, die Thalsohle mit Mühlen und Einzelgehöften besetzt. Um das Jahr 1144 war das Dorf Bramberg (jetzt Bromberg) an der Wende des Thales schon lange Pfarrort der Thalbewohner; im XIII. Jahrhundert saß an der linkseitigen Lehne des oberen Thales das Edelgeschlecht der Sticklberger mit reichem Grundbesitz, der bis an die höchste, das ganze Thal und auch den Hochrücken überragende Kuppe (879 Meter) reichte, wo die Reste ihrer Burg heute noch aus dem Tannendickicht schauen. Im unteren Thale saßen die Herren von Schlatten — an der Stelle ihrer Burg steht heute das Schulhaus — und geboten, wie die Sticklberger, über eine bedeutende Zahl von Grundholden, die, im Thale seßhaft, vom nutzbaren Boden ihren Erwerb zogen. Heute aber ist das Schlattenthal in seinem unteren Theile eines der belebtesten und gelten seine Gründe dort als die ergiebigsten im weiten Umkreise. Neben den zerstreuten Höfen zu beiden Seiten



Wiesmath.

bezeichnen drei große Ortschaften die gehobene Culturarbeit in diesem abgeschiedenen Theile des Gebirges: das genannte alte Bromberg an der Wende des Thales gegen West, das noch ältere Thernberg mit seinem weithin schauenden Schlosse an der beginnenden Absenkung der Thalränder und das wahrscheinlich älteste Scheiblingkirchen am Einflusse des Schlattenbaches in die Pütten.

Südlich der Hochfläche, auf welcher die Ortschaften Wiesmath und Lichtenegg als die zu höchst liegenden besiedelten Stellen zu bezeichnen waren, schiebt sich ein minder hoher und mäßig breiter Bergrücken in südöstlicher Richtung gegen die ungarische Grenze hin. Er trägt keine geschlossene Ortschaft, aber zahlreiche Einzelgehöfte; zu beiden Seiten laufen tief eingeschnittene und vielfach gewundene Thäler, zumeist mit Jungwald besetzt, in denen hier und da eine Mühle, eine Holzsäge oder ein kleines Bauernhaus die Einsamkeit unterbricht. Ihre Bäche, klare, rasch fließende Wässer, gehen der Rabnitz zu, an der ungarischen Grenze als Blumauerbach bezeichnet. Die beiden Thäler selbst hießen in



Aussicht von der Annenkapelle bei Wiesmath.

alter Zeit Spratzau, vielleicht von dem schaumsprühenden Getön des Wassers; heute gilt dieser Name nur von dem nördlichen, während das südliche verschieden benannt wird, oben die Holzau, weiter unten der Naßgraben, im untersten Theile durchwegs das Thal.

Südlich des letztgenannten Hochthales sinkt das Land mit zahlreichen, gegen Südost ziehenden Thalfurchen, die lebhaft bewegte Wässer führen, allmälig gegen das Hauptthal, das Zöbern- oder Krumbacher Thal. An Naturschönheit und anmuthendem Wechsel der Landschaftsbilder kann dieses als die Zierde des Ländchens bezeichnet werden. Der Zöbernbach entspringt in der Einsattelung zwischen zwei Vorbergen des Wechsel, dem Hartberg (930 Meter) und dem Spitzriegel (810 Meter); sein Lauf hat eine östlich nach Süd geneigte Richtung mit wiederholten Beugen nach Nord und schließlich nach Süd, nach welcher er im ungarischen Niederlande mit verändertem Namen (Güns) an den Städten Güns und Steinamanger vorbei zur Raab fließt. Merkwürdig fällt sein Name, in den Lateinschriften des frühen Mittelalters Sabaria (woraus wohl der heutige entstand), mit dem Namen einer Colonie zusammen, die im ersten christlichen Jahrhundert von den Römern an seinem Ufer gegründet wurde, der späteren Hauptstadt Pannoniens, aus deren Trümmern die heutige Stadt Steinamanger hervorging. Nicht minder merkwürdig finden wir im VIII. Jahrhundert deutsche Mönche von Mattsee und Kremsmünster in diesen Thalgründen mit der Mission betraut, den slavischen Bewohnern die Lehre des Heils zu verkünden.

An der rechten Thalseite fesselt zunächst das Schloß Krumbach den Blick, das waldumrahmt von bedeutender Höhe ins Thal herabblickt, ein uralter Herrensitz mit älteren und jüngeren Bautheilen — einst Besitz der Herren von Krumbach, dann der von Potendorf, dann der Herren und späteren Grafen von Puchheim, denen beinahe das ganze Ländchen grundpflichtig war — sie leben dort in guten und schlimmen Sagen noch heute fort — und nach dem Erlöschen ihres Mannesstammes der Grafen Palffy.

Weiter unten im Thale über den Wipfeln des Augebüsches wird das Dorf Schönau sichtbar mit seiner scharf markirten Kirche, die wie die anderen des Thales zur Vertheidigung eingerichtet war, im tiefsten Hintergrunde auf der Höhe das morsche Gemäuer der Burg Kirchschlag, über den Wald hinausragend und wieder vom Walde überragt. Unter dem Schloßberge zu beiden Seiten des Baches liegt der Markt Kirchschlag, einer der bedeutendsten im Gebiete, mit seiner durch die Bauform merkwürdigen Kirche und zahlreichen Denkzeichen aus der Puchheimschen Zeit. Kirchschlag bezeichnet das Ende des Thales auf österreichischem Boden.

Der linkseitige Thalrand mit seinen sanft ansteigenden Lehnen zeigt sich, von der Höhe betrachtet, wie eine Fläche, in welcher Feld, Wiesengrund, Wald und einzelne Häuser

mit ihren Gärten wechseln, ein überaus freundliches Bild, das bei Abendbeleuchtung noch durch den hellen Ton und die malerische Gruppirung der Wohnstätten gehoben wird. Auf dieser Seite liegt in einer weiten Mulde über der Thalsohle der Markt Krumbach, an Verkehr und wirthschaftlicher Entwicklung der bedeutendste im ganzen Ländchen.

Der südlichste Theil der Buckligen Welt — er bezeichnet die Hochfläche mit ihrer Abdachung über der rechtseitigen Lehne des Zöbernthales — ähnelt in seiner Naturbeschaffenheit und in seinen Culturverhältnissen dem nördlichen: wie dort hochliegende, geschlossene Ortschaften von hohem Alter und frühzeitiger Bedeutung und nach jeder



Fernsicht von Schlag bei Lichtenegg aus.

Richtung verlaufende Thalfurchen. Er bildet zugleich den Winkel, in welchem die Landesgrenze mit der von Ungarn und der Steiermark zusammentrifft. Es ist nicht gewagt, diesen Theil des Ländchens als den interessantesten zu bezeichnen, der dem Naturfreunde, dem Freunde eines der alten Sitte noch wenig entfremdeten Volkslebens und dem Freunde geschichtlicher Denkzeichen hohen Genuß bieten kann. Den Mittelpunkt des Volkslebens bildet das Pfarrdorf Hochneukirchen mit seiner von allen am schärfsten ausgeprägten Festungskirche, nicht minder das benachbarte Hattmannsdorf und das Kirchdorf Gschaid am Fuße des Schneiderriegels (794 Meter), der einen lohnenden Ausblick auf den Wechsel mit seinen Vorbergen gewährt. Allein der Preis der Naturschönheit, den die Umgebung, vielleicht das Ländchen in seiner Gesammtheit zu bieten vermag, gebührt wohl der Rundsicht von der Kuppe des Hutwisch, eines Höhenpunktes östlich von

Hochneukirchen, der, die Hochfläche um mehr als 100 Meter überragend, bis zu 879 Meter Seehöhe ansteigt. Diese Rundsicht ist schön nicht durch den weiten Gesichtskreis, der überblickt wird, sondern durch den reizenden Wechsel und die malerische Gruppirung des Mittelgrundes. Sie reicht auf der steirischen Seite bis an die Berge bei Riegersburg, auf der ungarischen über den Neusiedlersee hinaus, auf der österreichischen über den Wechsel mit seinen Vorbergen und über die ganze Bucklige Welt.

Mit dem Traisengebiete sind wir wieder in der Kalkzone der Voralpen, die wir mit dem Laufe der Pütten verlassen haben. Wie im Bereiche der nachbarlichen Schwarza die Hochgipfel des Schneeberges und der Rax der Landschaft das Gepräge geben, so sind es hier auf der obersten Thalstufe der schwer zu ersteigende Gippel (1.667 Meter) und der höhere, aber minder steile Göller (1.761 Meter) mit den sie verbindenden mehrgipfeligen Höhen, auf der mittleren Stufe die als Aussichtspunkte vielbesuchte Brenn- (1.141 Meter) und Reisalpe (1.398 Meter) mit ihren vorgelagerten Berggruppen, die den Ausdruck der Gebirgslandschaft bedingen. Diese macht im Ganzen einen freundlichen Eindruck trotz der Zerklüftung, die sich in einzelnen Steilhängen und schluchtartigen Thalengen kundgibt, wobei allerdings die dichtere Besiedlung nicht nur im Hauptthale, sondern auch in den Quellthälern mitwirken mag, vielleicht auch die von Alters her regere Werkthätigkeit in den zahlreichen und zum Theile sehr bedeutenden Metallwerkstätten. Denn das obere Gebiet der Traisen bezeichnet mit dem der Erlaf und der Ybbs jenen historischen Landstrich, der wegen Verarbeitung und Verfrachtung des Eisens vor Alters die Eisenwurzen hieß.

Dort wo die zwei Quellbäche der Traisen, rechts die Hohenberger oder Unrecht-Traisen, links die Türnitzer Traisen zusammentreffen, hat, mindestens an der linken Thalseite, der Gebirgscharakter der Landschaft seine Grenze erreicht, ohne daß diese aufhört, dem Auge ein liebliches, durch den Wechsel der Erscheinungen belebtes Bild zu gewähren. Der volle Reiz der Gebirgswelt aber entfaltet sich im Quellgebiete des Flusses, zunächst in dem terrassenförmig ansteigenden Hochthale der Unrecht-Traisen bei dem alten gewerbereichen Markt St. Ägyd und seiner Umgebung bei dem alten Herrensitz Hohenberg mit seinem verfallenden Bergschlosse und den nahen genußreichen Aussichtspunkten (Brennalpe, Reisalpe); ebenso in dem Hochthale der Türnitzer Traisen, mit dem Unterschiede vielleicht, daß hier die Naturbilder zeitweilig einen ernsteren Ton annehmen, wie denn auch der alterthümliche Markt Türnitz in seiner Bergeinsamkeit zu ernsterer Stimmung einladen mag. Eine Besonderheit ohne Gleichen aber zeigt in seinem landschaftlichen Charakter das Zwischenland inner der genannten Quellbäche. In dem vielverzweigten Netze seiner Bachadern an dichtbewaldeten Höhen finden sich nur zerstreute Einzelgehöfte, keine geschlossene Ortschaft. Wer von der Höhe des Türnitzer Högers



Lichtenegg.

(1.373 Meter) — es ist dies der höchste Punkt dieses Zwischenlandes, beinahe in der Mitte — seinen Blick in die Runde schweifen läßt, der genießt das seltene Schauspiel eines nach allen Richtungen ausgedehnten ungeheuren Waldes, in dessen fernem Hintergrunde nur Berggipfel, in Südwest zwischen dem Göller und dem Ötscher einige Hochgipfel des Hochschwab in der Steiermark aufragen.

Das Hauptthal der Traisen von Freiland bis zum Einflusse des Gölsenbaches kann, wie gesagt, nur mit der rechten Thalseite zum Voralpenlande gerechnet werden, die in ihren grünen Berghalden und kleinen Thalfurchen sowohl gegen die Traisen als gegen den parallel laufenden Wiesenbach hin eine Fülle schöner Landschaftspunkte bietet. Interessant vor allen und historisch am merkwürdigsten ist hier die Thalbucht von Lilienfeld. Der gleichnamige neuere Markt wurde näher an den Fluß hingebaut, die weitläufigen Gebäude des alten Cistercienserstiftes blicken im Hintergrunde aus einem schönen Kranz von Höhen heraus, die zum Theile mit sorgsam aufgeforstetem Walde besetzt sind.

Lilienfeld ist die letzte Klosterstiftung der Babenbergischen Fürsten. Sie dankt dem vorletzten unter ihnen ihr Entstehen, Leopold VI., den die Mitwelt mit dem Namen des Glorreichen bezeichnet hat, und begann ihre für die Gesittung und wirthschaftliche Entwicklung des Berglandes gleich erfolgreiche Thätigkeit in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Die Stiftskirche, durch Bauform und innere Ausstattung gleich merkwürdig, birgt das Grabmal des Stifters und seiner schwer geprüften Tochter Margaretha, die das harte Los traf, den Fall ihres Hauses wie ihre eigene Zurücksetzung zu überleben. Sie starb als geschiedene Gemalin des Königs Ottokar II.

Wer die landschaftliche Eigenheit des niederösterreichischen Voralpenlandes im reichsten Wechsel interessanter Naturbilder kennen lernen will, der findet sie in den von Wien enfernteren Gebieten des oberen Laufes der Erlaf und Ybbs ausgebreitet. Wir nennen diese Flüsse zusammen, da ihre Quellbäche sich nahezu berühren, der Zug ihrer Hochthäler, wenn auch in verschiedener Richtung laufend, doch gewisse landschaftliche Ähnlichkeiten zeigt und beide ihr landschaftliches Gepräge mehr oder minder von demselben Gebirgsstocke empfangen, der, wie der Schneeberg im östlichen, hier im westlichen Theile als Beherrscher des Landschaftsbildes betrachtet werden kann. Es ist der durch seine auffällige Gestalt, durch die Sage, die sich um ihn wob, und durch seine Rundsicht merkwürdige Ötscher. Diese umfaßt nicht nur den größten Theil von Nieder- und Oberösterreich, sondern auch einen großen Theil des steirischen Alpenhochlandes und Theile des Salzburger Landes. Der Ausdruck des Bildes ändert sich nach der Richtung. Während die Südseite fast ausschließlich Gebirge und eine geringe Zahl von Ortschaften zeigt, läßt die nördliche das Flachland mit unzähligen Ortschaften, zwischen denen hier und dort der

Spiegel der Donau flimmert, und im fernen Hintergrunde die böhmisch-mährischen Höhen sichtbar werden.

Die Erlaf — ihr gleichnamiger Seitenbach reicht nur mit seiner Quelle in unser Gebiet — entfaltet den Reiz ihrer Umgebung nicht fern von ihrem Ursprung dort, wo sie an der Grenze des Landes den nach ihr genannten See bildet und diesen durchfließt. Mitten durch sein Becken läuft die Grenze gegen Steiermark. Der See liegt 835 Meter über dem Meere, ist 1.492 Meter lang, 548 Meter breit und durchschnittlich 94 Meter tief. Seine Ränder sind durchwegs sanft ansteigende, zum Theil mit Wald besetzte Höhen, hinter



Lackenhof mit dem Ötscher.

denen nördlich die Gemeinde-Alpe (1.623 Meter), westlich der Brunnstein (1.403 Meter) das anmuthende Bild abschließen.

Auf ihrem weiteren Laufe empfängt die Erlaf rechts aus den Felsgründen des Hocheck (1.342 Meter) einen Seitenbach, die Lassing, der durch seinen 86 Meter hohen Wasserfall in Ruf kam. Der Bachstrahl ist am obersten Punkte durch vorspringende Felsen getheilt, vereinigt sich weiter unten und stürzt nach abermaliger Theilung und Wiedervereinigung auf der letzten Stufe 39 Meter in die Tiefe hinab. Die Wirkung kann erhöht werden, wenn man oben in der zur Holzschwemme errichteten Klause das Wasser anschwellen und dann abstürzen läßt. Der Wasserfall ist den Naturfreunden erst seit etwa 60 Jahren bekannt. Der damalige Abt von Lilienfeld Ladislaus Pyrker, der Sänger der Tunisias und Rudolfs von Habsburg, sorgte dafür, daß er zugänglich gemacht wurde.

Die großartigste Scenerie aber bietet der Lauf der Erlaf von der Stelle an, wo links der Ötscherbach, rechts der Trübenbach einfließt, bis zur Thalweitung bei Kienberg, wo der Fluß, durch die Formation des Uferrandes und den links einmündenden Gamingbach gedrängt, seine Richtung ändert. Der erste Theil dieser Strecke liegt zwischen den schroff abfallenden Hängen des Ötscher (links) und den steil aufragenden Wänden der Brandmäuer (rechts). Das Thal verengt sich zu einer Schlucht, wo dem Fuße neben dem wildschäumenden Wasser kein Raum bleibt. Gezimmerte Baumstämme, durch Querhölzer hoch über der Flut in die Felsen gefügt, bilden streckenweise den Wandersteg. Fast eine Wegstunde lang sieht man das tosende Wasser tief unten zwischen senkrechten Mauern sich fortwälzen. Das Volk nennt diese Strecke „Thormäuer". Im weiteren Verlaufe mildert sich allgemach die wilde Schönheit der Thalschlucht, wechselt der schroffe Fels bald hüben bald drüben mit dichtem Walde, es werden sonnenhelle, sanfter ansteigende Lehnen sichtbar, bis endlich da und dort ein bewohntes Gehöft das Ende der Wildniß anzeigt.

Die Flußränder der Erlaf bei Kienberg und im weiteren Zug ihres Thales zeigen im landschaftlichen Ausdruck den vollständigen Gegensatz zum vorigen: einen durchwegs offenen, breiten, durch zahlreiche Wohnstätten, besonders große Metallwerkhäuser belebten Thalweg und namentlich an der rechtseitigen Thallehne, die weiter zurücktritt und wo Fels und Wald in buntem Wechsel die malerische Wirkung steigern, zeitweilig einen überraschenden Einblick in ein kleineres Seitenthal.

Oben bei der Flußwende bezeichnet der Gamingbach den Ausgang eines reizenden Engthales, in welchem 1332 Herzog Albrecht II., der Bruder jenes Friedrich, dem die Karthause in Mauerbach ihr Dasein verdankt, die zweite Karthause gründete. Sie theilte das Schicksal der ersten. Die Klosterkirche mit dem jedes Schmuckes entkleideten inneren Raume steht noch, das alte Propsteigebäude ist zum Theile dem neuen Schlosse eingefügt und einzelne Zellen der Mönche lassen sich noch aus ihren Resten erkennen. Die sterblichen Reste des Stifters mit denen seiner Gemalin Elisabeth von Pfirt wurden im Jahre 1797 in die Pfarrkirche des Marktes Gaming übertragen.

Aus dem Erlafthale zweigt eine Straße ab, die über Gaming und den Grubberg nach Lunz, sowie eine andere, die über die Höhe von Brettel (alt: Predil) in das Thal der kleinen Erlaf nach Gresten führt. Das Erlafthal selbst aber erreicht mit dem durch seine malerische Lage, seine interessante Kirche (ein Denkmal der Karthäuser-Baukunst), seinem lebhaften Verkehr und seine schmucken Landhäuser bemerkenswerthen Markte Scheibbs die Grenze des Voralpenlandes.

Unter den landschaftlichen Besonderheiten im Flußgebiete der Ybbs nimmt die Umgebung des alterthümlichen Kirchdorfes Lunz die Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch. Südöstlich vom Orte in einer vom Hochgebirge gesäumten Mulde liegt der größte Bergsee

der Voralpen. Er ist der unterste von dreien, die sein Zufluß, der Seebach, auf dem terrassenförmig abgestuften Wege vom Dürnstein (1.877 Meter) herab bildet und durchfließt. Der Lunzer See, nahezu 1.644 Meter lang, 491 Meter breit und im Durchschnitt 94 Meter tief, empfängt durch die zum großen Theile dunkel bewaldeten Höhen, die ihn umgeben, durch die kahlen Hochgipfel des Hetzkogl (1.581 Meter) und Scheiblingstein (1.629 Meter) im Hintergrunde und durch seinen zumeist tiefgrünen Wasserspiegel einen ernsten Ton, der durch das Absein jedes lebhafteren Verkehrs an seinen Ufern nicht gemildert wird. Der einsame Seehof an seiner Ostseite verstärkt eher den Eindruck. Das



Der Lunzer See.

bedingt aber nicht, ihm den hohen landschaftlichen Reiz abzusprechen, den er hat. Sein Reichthum an Edelfischen, namentlich Saiblingen und Lachsforellen, war vor Zeiten sprichwörtlich und die Karthäuser von Gaming, denen die Ordensregel Enthaltsamkeit von Fleischspeisen auferlegte, wußten diese Vorrathskammer für ihre leiblichen Bedürfnisse zu schätzen. Der Seebach verläßt den See an der Westseite und führt bei Lunz in die Ois — das ist der Name für die obere Ybbs.

Auf dem Wege von Lunz nach Göstling öffnet ein anderer Seitenbach der Ybbs eine der großartigsten Thalbildungen in den Voralpen, das Steinbachthal. Den Bach aufwärts führt der Weg an mehreren Bauernhäusern und Mühlen vorüber zu einer Felsenge, in welcher unter thurmhoch überhangenden Wänden nur für das schäumende Wasser Raum bleibt. Eine schwankende Brücke, in eisernen Stangen hängend, führt

hindurch. Hinter dieser Enge — sie heißt „die Noth“ — erweitert sich das Thal und bietet eine Reihe interessanter Erscheinungen: dunkle Waldpartien, grüne Matten, malerisch gruppirte Felsen, schäumend abstürzende Bäche. Der Glanzpunkt aber ist der Hintergrund des Thales — „der Kessel“, — wo die Vorberge des Dürnstein, Wandegg (1.469 Meter) und Kößlberges (1.668 Meter) in schroffen gelblich-weißen Wänden den Thalgrund im Halbkreise zu schließen scheinen, während Bäche, von den Wänden in die Tiefe stürzend, ihren sprühenden Schaum mit dem Steinbach mengen. Einzelne Hütten, Kohlenmeiler und ein Rechen für das hergeschwemmte Holz bilden die Staffage zu dem interessanten Bilde.



Hollenstein an der Ybbs.

Die Thalgründe im weiteren Laufe der oberen Ybbs, um Göstling, St. Georgen am Reut, Hollenstein, Opponitz und Waidhofen — diese alte, durch ihre Geschichte denkwürdige Stadt ist hier als Grenzpunkt des Voralpengebietes zu bezeichnen — wetteifern im landschaftlichen Reize ihrer Umgebung, die überdies je nach der Stellung und Form der Hochgebirgsgruppen, in deren Bereich sie fällt, — im Süden des merkwürdig langgestreckten Königsberges (höchster Punkt 1.451 Meter), im Westen der aus dem Ennsthale herüberragenden Hochgipfel — einen besondern landschaftlichen Ausdruck empfängt.

In dieser Flucht von Erscheinungen das lieblichste Bild, vielleicht mit keinem anderen vergleichbar, bietet das Dorf Groß-Hollenstein an der Ybbs mit seinen schimmernd grünen Matten, den idyllisch gruppirten Häusern und der harmonisch zum Ganzen auf einen

Hügel gestellten Kirche. Und diese Lieblichkeit findet in der nächsten Nachbarschaft von Hollenstein ein wirksames Gegenstück in dem dort ausmündenden Hammerbachthale. Den Hammerbach aufwärts berührt die Straße mehrere Eisenwerke. Wo das Thal — zwischen Voralpe und Königsberg — enger wird, beginnt ein interessanter Wechsel von Naturbildern; hier ist es ein Gießbach, der schäumend von der Höhe stürzt, dort der Einblick in eine wilde Seitenschlucht; hier eine Felssäule, die zwischen üppigem Buschwerk aufragt, dort in schwindelnder Höhe eine seltsam geformte Kalkwand, deren Zerklüftung den Trümmern einer Burg gleicht. Auf der Höhe erweitert sich das Thal und zeigt an ausgedehnten Weideplätzen und zerstreuten Berghäusern ein anmuthendes Bild der Almwirthschaft.

Das Waldviertel.

Von der südlichen Terrasse des böhmisch-mährischen Hügellandes zieht der Rücken des Greiner Waldes nach Südosten, erscheint durch zahlreiche Kuppen gebirgsartig und fällt in Stufen mit tiefeingeschnittenen Thälern zur Donau herab. Von diesen Stufen baut sich der Burgsteinwald bis zur Höhe von 1.012 Meter und der Paulstein bis zu 1.060 Meter nördlich von Ybbs auf; der 959 Meter hohe Jauerling gegenüber von Melk ist das Ostende dieses Höhenzuges.

Das obere Manharts-Viertel, oder das sogenannte Waldviertel, nordwestlich durch die Ausläufer des böhmisch-mährischen Höhenzuges und durch die Isper begrenzt, ist bis an die Donau von subalpinen, wellenförmig hinziehenden Höhen durchquert, auf deren Abdachungen, wie auch in den Mulden und Thaleinschnitten sich interessante landschaftliche Bilder entfalten. In der Bezeichnung und mit dem Namen „Isperthal" faßt sich dieses Gebiet zusammen, dessen Ostpfeiler, der Jauerling, in das Weitenthal steil, gegen St. Georgen, Emmersdorf und Grimsing sanft, bei Aggsbach schroff und in den „Spitzergraben" jäh abfällt. Die Westpfeiler bilden der „Dax" und der „Gloxer mit der Nase" über Nöchling hinweg zur Mündung der Isper in die Donau. Von Lainbach nach Altenmarkt in südlicher Richtung streicht der Ostrong und Mandelhupf, die in ihren östlichen Abzweigungen mit dem Hötzing am rechten Ufer der Weiten den Bergzug schließen. Gegen Norden gipfelt sich das Waldgebiet bei Gutenbrunn zum Weinsberger Wald, der weithin den Zug der sämmtlichen Mittelgebirgshöhen beherrscht, die fast durchwegs bis zur Spitze hinauf bewaldet, streckenweise mit Wiesengründen durchsetzt und nur an seltenen Stellen ganz kahl sind.

Die Abdachung dieser Bergzüge zur Donau ist von der Westgrenze bis Persenbeug steil; die „böse Beuge" bildet dort das einzige Flachufer bis Gottsdorf, von wo sich die Abhänge wieder steilen und von Aggsbach bis Spitz in Felsen, Rissen und Weinbergterrassen

aufsteigen. An der Isper selber und an ihren Nebenbächen zeigt das Bergland nur hier und da einen jähen Aufsprung und wellt sich zumeist in schmalen und sanften Kämmen auf und nieder; bei Martinsberg zum Weinsberger Walde hin und in der Niederung bei Artstetten erscheint es in Flächenzügen.

Abgesehen von dem großen Thalzuge der Donau, welcher die südliche Basis des Ispergebietes bildet, wird dieses von einem Thale durchquert, das unweit der Grenze bei Pisching beginnt, am Ostrong vorbei über Pöggstall und Streitwiesen durch den „Blutergraben" am Fuße des Jauerling führt und in den „Spitzergraben" ausmündet. Von diesem zehnstündigen Thalzuge zweigen westlich das Seitenthal von der Mündung der Isper bis Pisching hinauf und östlich ein anderes von Moos an Weiten, Eitenthal und Leiben vorüber bis Weiteneck ab.

Von kleineren Thalgründen oder „Gräben", mit denen sich der allen Thaleinschnitten eigenthümliche liebliche Zauber verbindet, nennen wir noch das Höllthal bei Würnsdorf, das Eichenthal und weiter nördlich das Thal von Hollerhof, Ötzbach und Ranna. Die überraschendsten landschaftlichen Effecte bieten die Thalausgänge zur Donau durch die an ihren Ufern liegenden Klöster, Burgen und Dörfer.

Das Ispergebiet ist als rauh und unwirthlich verrufen, und dieser Ruf ist namentlich für seinen nördlichen Theil nicht ganz unverdient; dennoch rechtfertigt sich dafür nicht die frühere Schelmenbezeichnung: „Österreichisches Sibirien", und man könnte sich eine Verbannung dahin immerhin gefallen lassen. Der klimatische Verruf trifft aber nicht den südlichen Theil dieses Gebietes und recht eigentlich nur den weithin bewaldeten Norden wie auch die engen Thaleinschnitte, durch die sich die Bäche zwischen Granit die Bahn gerissen haben. Hier erleidet auch die Vegetation eine oft vierwöchentliche Verspätung, und es kommt nicht selten vor, daß in einem „strengen" Jahre, zumeist wenn scharfe Ostwinde hausen, noch im Juli die Stuben geheizt werden müssen.

Die finstere Physiognomie des Isperthales in seinem nördlichen Verlaufe wird durch die Wald- und Moordämpfe und durch den „Höhenrauch" der Nebel verschuldet, die oft wochen- und monatelang nicht dem Tageslichte weichen. Ihr moroses Verweilen wäre noch belanglos, wenn sich damit nicht ein großer Schaden und Nachtheil für die Forste verbände.

Die Fortsetzung des Greiner Waldes bildet der Weinsberger Wald — durch reichliche Niederschläge das Sammelbecken für Quellen, die er weithinaus, wie den Kamp und die Krems, als Bäche und Flüsse für das ganze Viertel ober dem Manhartsberg entsendet, während die Sarming, Isper und Weiten sich kurzen Laufes im Ispergebiete halten und für dieses nach allen Richtungen ihre Mission erfüllen.

Die Isper entspringt im Weinsberger Wald aus zwei Quellen, die zwei Stunden auseinander liegen und erst nach achtstündigem Laufe als starke Bäche unweit vor der



Das Jſerthal.

Einmündung in die Donau, mit 24 kleineren Bächen verstärkt, sich zum Flusse vereinigen. Gleichfalls im Weinsberger Forste entspringt die Weiten, verstärkt sich durch 13 Bäche, nimmt auf dem Wege nach Martinsberg den Gutenbrunner Schwembach auf, macht eine südliche Wendung nach Würnsdorf und dann eine östliche nach Pöggstall und geht endlich südlich um den Leibener Schloßberg bei Weitenegg in die Donau.

Die Sarming sprudelt wieder bei Zilleck im Weinsberger Walde auf und bildet bis an das Ende des Rohregger Waldes beim „Ochsenfilz" die Grenze gegen Oberösterreich.

Die Hauptfrucht, die auf dem Isspergebiete gebaut wird, ist Korn und Hafer, gedeiht aber und „schüttet" nur ergiebiger in den südlichen Landstrichen, während der „Schnitt" zwischen den Bergen ein verspäteter und die Ernte eine spärliche ist.

Die Configuration des Isspergebietes, wie sie sich vom Weinsberger Walde im Großen und Ganzen darstellt, ist eine mit Wald bedeckte Hochebene, auf der Guttenbrunn 824 Meter und das nahe Pfarrdorf Martinsberg 816 Meter hoch liegen. In steiler Neigung geht es von Gutenbrunn hinab in das eigentliche Issperthal, das sich mit saftigem Grün bei Rohregg an seiner rechten Thalseite gegen die in der Sohle eingebetteten Märkte Issper und Altenmarkt öffnet. Wie Riesen umstehen den Thalboden im Norden der Peilstein, im Osten der Ostrong und im Westen der Burgstein, die tief herab bis zu den Wiesen der Niederung mit Waldbeständen bekleidet sind.

Das Isspergebiet wird von der südlichen und von der südöstlichen Seite, von Spitz und durch das eigentliche Issperthal an der Einmündung des Flusses in die Donau, eine Stunde oberhalb Persenbeug, betreten. Ein tiefeingeschnittener, fast düsterer Graben zwischen hochauf bewaldeten Bergen, der sich in Schlangenwindungen hinanzieht und bei jeder Wegwendung wechselnde Landschaften in Wehren und Schleusen bietet, über und durch welche das klare Wasser hinwegrauscht, ist das Issperthal, das sich erst nach zwei Stunden Weges zum freundlichen Thalboden erweitert, den die stark zurücktretenden Berghöhen einschließen. Darin zeigt sich zunächst Altenmarkt, etwas höher Issper selber und noch höher auf einem Hügel das Schloß und Forstamt Rohregg. Allseitig münden wieder auf diesem Boden Thalgründe aus, durch die es hinüber nach Oberösterreich und nach den übrigen Ortschaften des Isspergebietes geht, das sich nordwärts stark erhöht und noch rauher wird als in dieser relativ temperaturmäßigen Thalmulde, in der die Bäume erst Blütenschmuck tragen, während sie draußen im offenen Lande schon vor Wochen abgeblüht haben.

Historisch festgestellt ist, daß erst von Karl dem Großen der Boden für die Einwurzelung und Verbreitung der christlichen Religion gelegt wurde, und daß erst von seiner Zeit an nicht allein die „Wachau", sondern auch die anderen Landschaften der Ostmark, die von der Enns begann, von dem Götzenthume vaganter Völkerschaften befreit wurden.

Mit Mönchen, die er aus Baiern und Franken berief, bevölkerte er Thäler und Wälder, wo sich einzelne Ansiedlungen vorfanden, und unterstützte sie reichlich für ihre Kirchenbauten. Um diese Kirchen erstarkten die früheren Ansiedlungen zu Dörfern und Gemeinden, was



Persenbeug.

wieder die Lichtung der Urwälder und die Bebauung unfruchtbar gelegener Landstrecken zur Folge hatte.

Durch eine Bulle des Papstes Eugen III. vom Jahre 1151 wurde ein umfangreicher Theil des Ispergebietes als Schenkung an das Cistercienserstift Baumgartenberg im

ehemaligen Mühlviertel bestätigt und von diesem wurde dieser Theil wieder der Pfarre von „Rochilingen", heute Nöchling, zugesprochen. Die Grenzen dieser Schenkung waren „vom Weitenbache, wo das Gut der Mönche vom Baumgartenberg anfängt, und das sogenannte „Grafengut" (Friedrich von Stephaning in Regensburg), so weit es reicht, bis gegen Böhmen hin und dann aufwärts rechts und links und im Umfange Alles, was bebaut werden kann, bis zur östlichen Isper und vom Laufe dieses Flusses abwärts bis zur Donau". Mit dieser urkundlichen Markirung ist recht eigentlich das Ispergebiet umschrieben.

Ein bedeutender Sammel- und Stapelplatz für das weit her gebrachte Schwemmholz ist Lubereck, queräber von Melk, und wurde es, seit ein überaus eifriger Mann Fürnberg auf der Stelle des kaiserlichen Lustschlosses in der „Hainerau" ein Landhaus errichten ließ, von dem aus er am besten den „Scheiterboden", die Schichtung und Verschiffung des Holzes überwachen konnte.

Nordöstlich im Rücken des Greiner Waldes liegt die mit der Wittinganer Seeplatte in Verbindung stehende Ebene von Gratzen (540 Meter) und die hügelige, bis 736 Meter ansteigende Fläche zwischen der Thayaquelle und der Moldau. Als eine mit dem Weinsberger Forste bekleidete Rippe löst sich die östliche, vorherrschend aus Gneiß bestehende Hälfte der Terrasse, in welche der Kamp und die Krems sich einschneiden und auf der sich der Gföhler Wald mit der höchsten Erhebung des Sandl (722 Meter) weithin erstreckt. Östlich vom Kamp zieht sich ein von Nord nach Süd streichender Bergkamm mit dem 536 Meter hohen Manhartsberge. Nördlich zwischen diesem und der Thaya liegt die 531 Meter hohe Stufe der sogenannten „Wild". Östlich von dieser Terrasse zur March breitet sich meist aufgeschwemmtes Land aus, das sich von 348 bis 474 Meter Erhöhungen aufstaffelt; es hat im Süden die 408 Meter hohe Rohrwand und schiebt sich in der Höhe von 360 Meter gegenüber dem Leopoldsberge als Bisamberg vor.

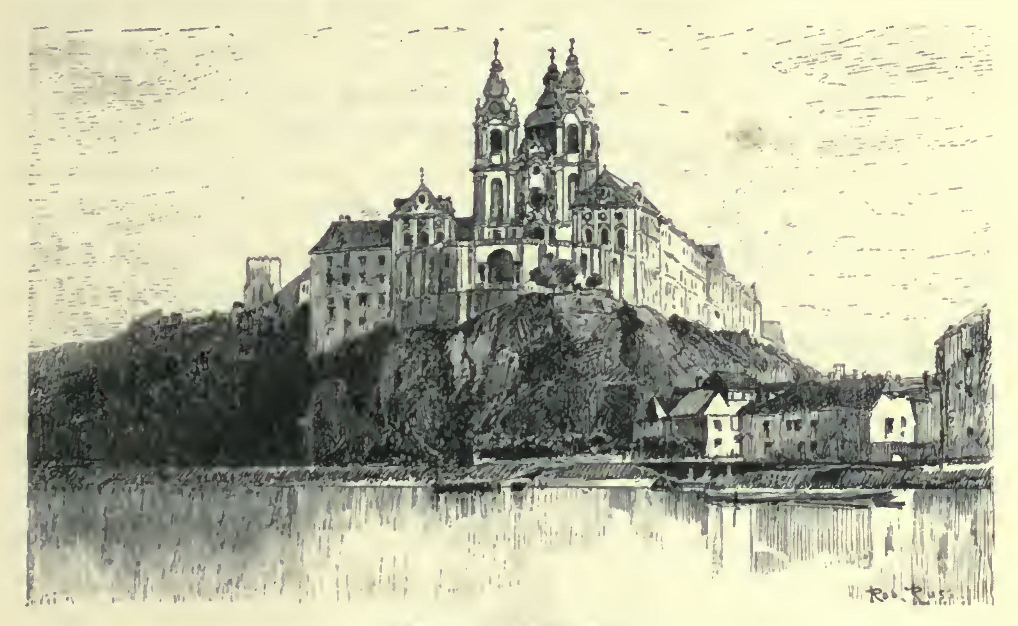
Das ist das Knochengerüste, aus dem sich das Viertel ober dem Manhartsberge aufbaut, das für einen Theil mit einer Schelmenbezeichnung auch „Bandlkramerland" getauft ist. Wie mit den Fangarmen einer Riesenspinne umklammern die Flußläufe der Isper, der Krems, des Kamp und der Thaya das Waldviertel.

Der kleine Kamp entspringt im Weinsberger Wald nahe an der oberösterreichischen Grenze zwischen Traunstein und Dietrichsberg aus zwei Quellen, die sich bei Rappottenstein als Bäche vereinigen und als großer Kamp weitergehen. Sein Lauf ist erst gegen Nordosten gerichtet, welche Richtung er bei einem Gange durch tiefeingeschnittene Ufer mit einem Gefälle von 25 Meter auf die Meile ändert, um schließlich von der Rosenburg an eine südliche Richtung einzuschlagen.

Der bedeutendste Ort am Kamp ist die Stadt mit dem Cistercienserstifte Zwettl, wo der Fluß die Nebenwässer der Zwettl und den kleinen oder Schönbacher Kamp

aufnimmt. An der Zwettl liegt das Schloß und die Besitzung Rosenau und etwas westlicher das alte und neue Schloß Engelstein. Die mächtigste Burg am kleinen Kamp vor seinem Einlaufe in den großen Kamp ist das in Felsen gehauene Rappottenstein, dessen älteste Baureste in die Babenberger-Zeit zurückreichen und das urkundlich schon 1259 vorkommt. Noch weiter hinauf am kleinen Kamp liegt der Markt Schönbach mit einem 1782 aufgehobenen Hieronimitanerkloster.

Wenn wir noch weiter und über die Wasserscheide des Kamp vordringen, befinden wir uns im Weinsberger Forste und erreichen in diesem aufsteigend auf einem der höchsten



Die Frontseite des Klosters Melk.

Berge des Viertels die Trümmer des 1.039 Meter hoch gelegenen Weinsberger Schlosses, der einstigen Hochwacht gegen die Böhmen. Der Ausblick von dieser Höhe trifft von Westen nach Osten die schönsten Bilder der Bergwelt des Waldviertels und des Ober-Manhartsberges.

Von Südost nach Südwest zeigen sich bei klarem Wetter in scharfen Contouren die Bergkettenglieder der steirisch-österreichischen Grenze vom Schneeberg bis hinauf zu den Prielen und hinab zu den Rottenmanner Tauern. Weiter westlich sind im Dufte die Salzburger Berge: der Hohe Göll, der Watzmann und Untersberg, das Sonntagshorn und der Staufen zu erkennen.

Verfolgen wir den Kamp von Zwettl abwärts, so finden wir hart an seinen Ufern oder unweit von diesen die schon verfallenen oder noch bewohnten Schlösser: Lichtenfels,

Ottenstein, Waldreichs, Dobra, Schwarzenburg, Krumau, Ründersburg, Schauenstein, Steinegg und am Knie des Kamp die Rosenburg und von da südwärts bis zur Ausmündung in die Donau: Stallegg, Kampegg, Thunau, Gars, Buchberg, Plank, Schönberg, Gobelsburg und Grafenegg. Lichtenfels war der Sitz der ihrerzeit mächtigen Tursonen. Westlich von dieser Burg ist das Dorf Friedersbach mit einer Kirche theils gothischen, theils romanischen Stiles und mit einer Rundkapelle aus dem XIV. Jahrhundert. Auf einem felsigen Berggipfel ragt aus der Thaltiefe des Kamp, über den hier eine Brücke führt, mit allen Zaubern landschaftlicher Schönheit ausgestattet, das Schloß Ottenstein auf. In einer fast schauerlichen Waldeinsamkeit zeigen sich die Ruinen der einst mächtigen und prächtigen Burg Dobra. Ein Trümmerhaufen zeugt wie ein weites Leichenfeld von ihrer längstvergangenen Herrlichkeit. Größe und Umfang ist aus dem weithin zerworfenen Steinchaos und der Prunksaal noch durch eine lange Reihe von Bogenfenstern erkennbar. Schon im XII. Jahrhundert erscheinen urkundlich die Herren und Mundschenken von Dobra. Unweit vom Kamp liegt das Schloß Waldreichs, ein quadratischer, einstöckiger Bau mit runden Eckthürmen; es war einst mit nun verschütteten Wassergräben umgeben und ist heute nur in neuen Zubauten bewohnt. Das Alter dieses Schlosses datirt in das XII. Jahrhundert zurück.

Den Markt Krumau umgibt in seiner Tieflage am linken Kampufer schönes Hügelland und auf einem Felsen hart am Kamp erhebt sich das Schloß Krumau (Crumbenawe), das bis 1731 bewohnt war. 1057 erhielt es Azzo von Gobelsburg als Geschenk von dem Markgrafen Ernst von Österreich, 1261 war es ein Leibgeding der verstoßenen Frau Ottokars von Böhmen. Einsam und an einer förmlich verrufenen Stelle über dem linken Ufer ragt der noch wohl erhaltene hohe Wartthurm der Ruine des Schlosses Schauenstein auf, das sonst entweder zur Thalsohle abgestürzt ist oder in wüsten Trümmern liegt. In nicht zu weiter Entfernung vom linken Kampufer liegt die im Jahre 1114 von der Gräfin Buige und von ihrem Sohne gestiftete Benedictinerabtei Altenburg. Dieses Kloster hatte schon durch die Einfälle der Ungarn und Kumanen, noch mehr aber von den Hussiten zu leiden, die es grausam verwüsteten. Die Mönche flüchteten sich vor ihnen in Berghöhlen zwischen dem Kamp und der Rosenburg. Nach dem Abzuge der Hussiten ließ der Abt Laurentin die zerstörten Bauten wieder herstellen. Spätere Bauperioden des Klosters liegen zwischen 1659 und 1681 und zwischen 1715 und 1756. Auf den Kirchenkuppeln finden sich Freskomalereien des Künstlers Paul Troger.

Die schönste und imposanteste Burg am Kamp und in ganz Niederösterreich ist aber die Rosenburg. An beiden Seiten des Kampknies neigt sich der Tannenforst zu dem engen Thalgrund, der noch durch den breit gehenden Fluß geschmälert wird, so daß sich nur einige Häuser an seinen Ufern ansiedeln konnten, die ein schmaler Steg verbindet. Aus der

Thaltiefe ragt aber am rechten Ufer zwischen Wald ein Fels mit senkrechten Wänden auf, der die von dem Grafen Hoyos restaurirte Rosenburg mit ihren Zinnen, Altanen, Erkern und Thürmen trägt.

Markt und Schloß Gars liegen im lieblichsten Segmente des Kampthales, das hier wie nicht leicht anderswo vor rauhen Witterungseinflüssen geschützt ist und so mit Recht den Ruf eines sanitären Erdenwinkels verdient. Die alte gothische Pfarrkirche stammt aus dem XII. Jahrhundert und die Rotunde neben ihr aus der Zeit Karl des Großen. Von dieser Kirche geht es zu der Ruine der Burg Gars hinan. Die Herren von Gars erscheinen schon im Jahre 1170 und Burggrafen von Gars kommen 1256 vor und waren mit den edelsten Dynasten des Landes verwandt.

Von Gobelsburg käme man, die nordwestliche Richtung einschlagend, nach dem zwischen Weinreben liegenden Langenlois und von da bald nach Krems hinaus.

Bei Grafenegg, einem prächtigen Schlosse des Grafen von Breuner, das die kostbarsten Kunstschätze enthält, haben wir schon das Kampthal verlassen und stehen nun hart vor den Auen des Donaustromes. Wir haben ein Thal durchwandert, das bisher viel zu wenig gewürdigt wurde und in seinem vollen Verlaufe von Zwettl bis hinab nach Schönberg landschaftliche Bilder aufrollt, wie wir sie in den Alpenländern unseres Reiches allerdings imposanter, aber nicht interessanter vorfinden, zumal sie noch durch eine ereignißreiche Geschichte eine geistige Illustration erhalten, mit der sich eine große Vergangenheit abspielt, an die wir auf Schritt und Tritt im Kampthale erinnert werden. Wir liegen in diesem Thale in den goldenen Fesseln des Doppelzaubers der Natur und der Geschichte, aus denen wir uns nur ungern befreien.

Die Krems entspringt gleichfalls, unweit von den Quellen des Kamp, im Weinsberger Walde, fließt, von Ottenschlag und Kirchschlag kommend, scharfen Gefälles am Schlosse Hartenstein vorüber und vereinigt sich dann mit der großen Krems. Sie hat von ihrem Ursprunge bei Traunstein an als Quelle einen nordöstlichen Lauf genommen und ändert diesen erst vor ihrer Ausmündung in die Donau in eine südöstliche Richtung, nachdem sie einen Weg von nahezu acht Meilen zurückgelegt hat.

Über die Straße, die von der Stadt Krems weg linksab in das Kremsthal führt, hängen Eingangs die Felsen herein, auf denen die obere Stadt liegt, und sie zieht dann weiter zwischen mit Reben bepflanzten Hügelhängen an dem sogenannten Jesuitengarten, mit der Länge der Peterskirche in Rom, und an großen Fabriksgebäuden vorüber nach der Ortschaft und Ruine Rehberg, die ganz zerbröckelt und ohne Interesse ist.

Weitaus interessanter sind, wo die Weincultur am rechten Ufer der Krems dem Waldbaue weicht, die Ruinen eines im XIII. Jahrhundert gegründeten Klosters der Dominicanerinnen und die Kirche in Imbach mit der Ergänzung eines herrlichen gothischen

Baues, der Katharinenkapelle aus dem XIV. Jahrhundert. Zum prächtigen landschaftlichen Bilde schließt sich an Imbach der Ort Senftenberg mit einer hochgelegenen Schloßruine. Der beste Standpunkt für eine Aus- und Umschau im Kremsthale ist diese Ruine, von der noch die Pfeiler einer Zugbrücke und die Bogenwölbung des unteren Thores in Verbindung mit den in Schutt verfallenen Ringmauern und Thürmen den ursprünglichen Burgfrieden andeuten. Der Blick von dieser Hochwarte trifft zunächst im Orte selber den beachtenswerthen Bau einer dem heiligen Andreas geweihten Kirche aus dem XII. Jahrhundert, und weithinaus in südlicher Richtung die Höhenzüge über der Donau mit dem „Wetterkreuze".

Weiterhin, nachdem wir die nach Gföhl und durch den umfangreichen Gföhler Wald führende Hauptstraße verlassen, hört der Weinbau ganz auf und das Kremsthal bleibt ein ab und zu von Wiesenmatten unterbrochenes Waldthal, in dem wir nun nach Meisling gelangen, von wo es zur Ruine Hartenstein hinangeht, die so recht von den Zaubern der Romantik umweht ist. Diese Burg erscheint urkundlich schon im XII. Jahrhundert. Von zwei prächtigen Thürmen vertheidigte der eine das Thor und die Brücke, während der andere das Thal beherrschte, durch welches die Krems, sich gar wild geberdend, im Bogen vorüberstürmt.

Die Wege des zum Ursprung der Krems hinziehenden, in der Scenerie nicht besonders wechselreichen Thales verlassend, unterbrechen wir diese Wanderung durch einen lohnenden Quergang hinüber in den „Spitzergraben", der uns zunächst zu dem Brandhofe und bald darauf zu dem Schlosse Ober-Ranna bringt. Von architektonischem Interesse in diesem kaiserlichen Schlosse ist ein fast quadratischer, mit Kreuzgewölben bedeckter Bau mit einem Flächeninhalte von 620 Quadratmeter. Über Ranna hinaus und bei Mühldorf sind wir schon im „Spitzergraben", aus dem der Jauerling mühelos zu ersteigen ist, dessen bei der Schilderung des Ispergebietes wiederholt gedacht wird. Der freistehende Jauerling ist die geeignetste Hochwarte für eine Ausschau auf den Ötscher und auf die anderen Berghöhen in Niederösterreich, hinüber und hinauf zur Gebirgswelt von Steiermark und des Salzkammergutes von Oberösterreich und auf und nieder in das Donauthal.

Nicht allein durch seine Fernsicht für den Natur-, auch für den Kunstfreund bietet der Jauerling auf seinen Abhängen viel des Interessanten. Da ist zunächst Maria-Laach mit dem schönen Schnitzwerke eines Flügelaltares, mit einer in Tempera auf Goldgrund gemalten Madonna aus dem XV. Jahrhundert und mit einem über drei Meter hohen prächtigen Grabdenkmale des Ritters Hans von Kuefstein. Nicht minder interessant ist die spätgothische Kirche von Heiligenblut mit einem kostbaren Sacramentshäuschen und ferner mit einem nicht unbedeutenden Flügelaltare. Verfolgen wir den Heiligenbluter

Das Kampthal bei Gars.

Thalgraben hinaus bis zur Donau, so kommen wir an der Ruine Streitwiesen vorüber, es fesselt uns aber nur das gothische Bauwerk der Kirche von Weiten, deren Chor mit schönen Strebepfeilern, Fenstern und Baldachinen am Äußeren dem XIV., im Innern dem XV. Jahrhundert angehört. Die Werth- und Prachtstücke jedoch sind die Glasmalereien der Chorfenster, von denen die besten in das Ende des XIV. Jahrhunderts zurückreichen.

Bei einem weiteren Vordringen zum Ursprunge der Krems befinden wir uns, wie auf dem Ostpfeiler des Jauerling, gleichfalls im Ispergebiete, und zwar nördlich über Martinsberg hinauf, also in einer unwirthlichen Gegend, der man noch heute ansieht, wie schwer es einst gehalten haben mußte, hier die Urwälder durchzuschlagen und zu lichten, sie für menschliche Ansiedlungen zu reuten und zu roden. Schon die Namen der Ortschaften: Ottenschlag, Grafenschlag, Jungschlag, Biberschlag, Langschlag, Reith und Bernreith u. s. w. weisen darauf hin, daß sie den Holzschlägen der ersten Colonisten ihr Dasein zu verdanken haben. Was speciell Ottenschlag betrifft, an dem die noch junge, aber forellenreiche Krems vorübergeht, so erkennt man an dieser Pfarre und Herrschaft nicht das hohe Alter, denn es mußte an dem Markte, der namentlich in den Bauernkriegen und auch durch Brände viel gelitten hatte, wieder und wieder restaurirt werden. Kirchschlag liegt nördlich vom Quellenlaufe der Krems auf einer Hochebene unweit von Martinsberg und seine Pfarre in einer neueren Rodung datirt aus der Zeit des Kaisers Josef II.

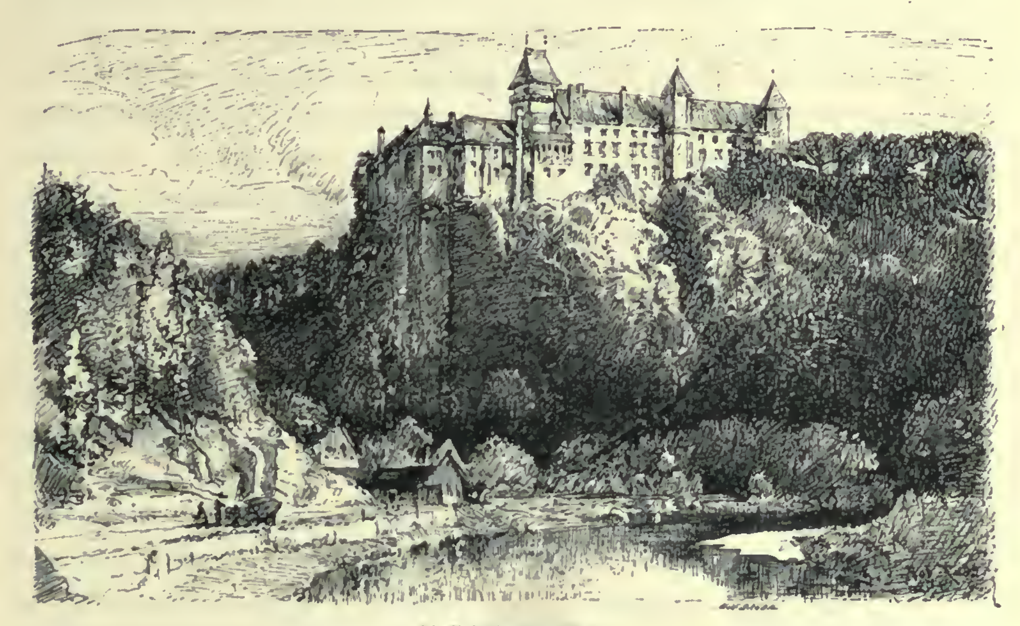
Unter dem Eindrucke von anmuthigen und düsteren Landschaftsbildern, die sich in fast drastisch unvermittelter Abwechslung an und neben dem Flußlaufe der Krems bis zu deren Ursprung im Ispergebiete aufgethan haben, verlassen wir dieses kleine, aber interessante Thal.

„In der Wild" heißt das Hochland im Viertel ober dem Manhartsberge zwischen dem Kamp und der Thaya; auf diesem landschaftlich fast monotonen Gebiete wechselt Ackerland mit Waldbeständen; hier und da rückt ein kleineres Pfarrdorf, selten ein stattliches Schloß in das Sehfeld; die Fahrt darüber hinweg mit der Franz Josef-Bahn bis Göpfritz ist ziemlich reizlos. Von da an zeigt sich ein größeres Waldgebiet; bei Schwarzenau belebt sich die Landschaft durch den Wasserlauf der Thaya und wir sind auf eine kurze Strecke in einer grünen Oase, nach der hinter Schwarzenau wieder die frühere Monotonie beginnt und bis Gmünd vorhält, wo wieder Wässer fließen und lebhaftes Grün das Auge erfrischt. Aus dem Südwesten kommt die Lainsitz, zieht an den tiefer liegenden Häusern des Städtchens vorbei und nimmt an der Nordostecke die Braunau auf. Über dem Zusammenflusse der beiden Gewässer liegen auf offenem Felde und in dem Walde riesige Granitblöcke verstreut.

Südwestlich in der Richtung von Weitra ragen Berge auf, die im Nebelstein bis zur Höhe von 1.015 Meter steigen. Das Thal der Lainsitz entfaltet manches schöne

Landschaftsbild; das schönste ist das mit Stadtmauern umgebene Weitra mit seinem Schlosse und mit einer Kirche aus dem XII. Jahrhundert, von der südlich St. Wolfgang mit einer reingothischen Kirche liegt.

Gmünd ist die letzte Stadt vor der böhmischen Grenze. In der nordwestlichen Ecke unseres Landes finden wir an den alten Hauptstraßen nach Budweis und Neuhaus noch die größeren Ortschaften Schrems, Heidenreichstein, Litschau und Waidhofen an der Thaya. Der Markt Schrems liegt in einem Hügellande, das sich durch das Urgehölz des Hartwaldes und durch den Hasel- und Höbartherberg amphitheatralisch aufbaut, dem



Die Rosenburg am Kamp.

aber eben deßhalb nicht ein mildes Klima und, trotzdem oder weil es von dem trübgehenden Braunaubache durchflossen ist, keine landschaftlichen Reize nachzurühmen sind. Der Markt Heidenreichstein liegt in einer Gegend, in der sich weithin wüstes Haideland und darauf allerwegen in den Boden verwachsene Felsen und loses Gestein vorfinden. Der Ackerbau lohnte nicht die angestrengteste Mühe und die Bewohner warfen sich, obwohl auch diese nur spärlichen Gewinn eintrug, auf die Leinwandweberei. Noch weiter nördlich liegt die Stadt Litschau in einem freundlichen Thale, in dem dunkle Waldungen mit lichten Teichspiegeln abwechseln und das wohl geschützt gegen Fröste wäre. Die Bürger der Stadt haben aber, weil der Boden trotzdem nicht die vollen Bedingungen für einen erträglichen Ackerbau bietet, aus der Noth eine Tugend gemacht und trieben die Leinen- und Baumwollweberei. Der Umstand, daß sie es bei dieser Industrie zu eigenen Factoreien gebracht,

spricht dafür, daß sie in ihrer Erwerbswahl nicht fehlgegriffen haben. Die Stadt Litschau ist mit einer Mauer umgeben, außer der sich der sogenannte „Herrenteich“ auf eine halbe Stunde Weges bis Hörmanns hinzieht. Man braucht nur eine der nächsten Höhen von Litschau zu besteigen und gewinnt dann eine Fernsicht nach Böhmen bis Budweis und Chlumec, das mit seiner Wallfahrtskirche wie über einer Perlenschnur von Teichen emporragt. Die Landschaft von Waidhofen ist ein weiter Thalkessel zwischen den bewaldeten Hügeln und Höhen des „Frauenstaffel“, des Ulrichsberges und der Karlsteiner Berge und in weiterer Umrahmung des Buch- und Thayaberges, des Lichtenberger und Nadelbacher Waldes; sie belebt sich durch den Flußlauf der Thaya und durch kleinere Bäche, die in der Stadtfreiheit von Waidhofen fließen, wie auch durch den herrschaftlichen Teich mit einer Wasserfläche von mehr als 650 Jochen, die einst zum weitaus größeren Theile Bürgerfelder waren. Das Alter der Stadt Waidhofen an der Thaya läßt sich nicht sicherstellen, da seine Urkunden vor dem Jahre 1328 bei der fast gänzlichen Zerstörung der Stadt nach den Ein- und Überfällen des böhmischen Königs Johann von Lützelburg zu Grunde gegangen sind. Im XV. Jahrhundert litt die kaum aus den Trümmern wiedererstandene Stadt durch die Raubzüge von Vaganten und Abenteurern infolge der in Böhmen herrschenden Anarchie unter Wenzel dem Faulen.

Als deutsche Thaya entspringt dieser Fluß bei Schweiggers, in welchem Orte eine Kirche aus dem XV. und ein großer romanischer Taufbrunnen aus dem XII. Jahrhundert sind. Die Thaya fließt anfangs nordöstlich bis Dobersberg, das auf der Abdachung eines Bergrückens liegt, der sich längs der böhmischen und mährischen Grenze zu den Sudeten hinzieht und an dessen Fuße der Taxen-, Schwarz- und Legnitzbach, nachdem sie auf ihrem Wege viele Mühlen getrieben, zur deutschen Thaya zusammenlaufen. Die Ortschaften des ziemlich umfangreichen herrschaftlichen Gebietes von Dobersberg sind im Hügel- und Waldlande verzettelt, das sich von jenem Bergrücken vielfältig abzweigt.

Von Dobersberg an schlägt die Thaya einen östlichen Lauf ein, bei dem sie in Raabs die von Norden kommende mährische Thaya aufnimmt. Dieser Markt wird am Zusammenflusse der beiden Gewässer von einem imposanten Schlosse überragt; die Thaleinschnitte an den Flußufern bieten im bunten Wechsel herrliche Effecte. Stattlich erscheint das Schloß auf einem von der Hochebene schroff aufsteigenden Felsen. In das Schloß gelangt man durch den Hof der „Umkehr“ und aus dem oberen Schloßhofe durch eine Fallthür und durch ein unterirdisches Gewölbe in den sogenannten „Tendelgarten“, einst ein Damhirschgehege, und über eine andere Treppe zur „Ochsenmühle“ an der Thaya. Die Thaya zieht nun in vielen größeren Schlangenwindungen und Tiefschluchten durch die Gneißregion, die sie erst bei Znaim verläßt. Nachdem sie fast die ganze Breite des Ober-Manhartsviertels durchzogen, geht sie nach Mähren, wo sie sich auf einer

längeren Laufstrecke verhält, und bleibt bei einem neuerlichen Austritte auf österreichisches Gebiet von Lundenburg an bis zu ihrer Einmündung in die March im Viertel unter dem Manhartsberg.

Die Schluchten in der Gneißregion mit ihren bewaldeten Thalhängen und mit hochgelegenen Burgen fanden wir in ähnlich malerischer Weise schon im Kampthale. Von Waidhofen abwärts sind die interessantesten Objecte: der Markt Thaya, der mit dem Waldgebiete des „Thayaforstes", an dem jedes Bürgerhaus mit dem Schlagrechte auf vier Jochen participirt, in der Ebene liegt und eine gothische Pfarrkirche hat, deren Gewölbe auf vier Pfeilern ruht.

In Karlstein verräth nur der östliche Theil des Schlosses, das sich im dreißigjährigen Kriege wacker gegen die belagernden Schweden gehalten hat, ein höheres Alter. Der Boden von Karlstein taugt nicht für eine bessere Cultur; so mußten sich die Karlsteiner, wie auch die Bewohner der umliegenden Ortschaften, einen Ersatz in der Hausindustrie suchen und machten nach dem Muster der Schwarzwälder schlecht und recht Hängeuhren, die ein gangbarer Artikel für das Reich wurden.

Unweit von Raabs und von den Schauern der Waldeinsamkeit umweht, liegt auf einem Felsen die zerfallende Veste Kollmitz mit der sogenannten „böhmischen Mauer", die in einer Länge von 300 Klaftern als Schutzwehr von der Landseite gegen den Fluß hinabgeführt war und das Thal wie auch den Zugang zur Burg sperrte. Im XIII. Jahrhundert waren die Herren und Ritter von Wallsee Besitzer der Veste.

Drosendorf ist eine kleine, aber hochinteressante Stadt auf einer Berghöhe. Die dem heiligen Peter und Paul geweihte Pfarrkirche mit der kunstvollen Sculptur eines Sanctuariums datirt in das X. Jahrhundert zurück, hat im Laufe der Zeiten manche Verwüstungen erlitten und ist weniger besucht als die Marienkapelle. Historisch überaus denkwürdig ist diese Stadt; während der Belagerung dieses festen Platzes durch Ottokar im Jahre 1278 gewann Rudolf von Habsburg die nöthige Zeit, Succurs aus Ungarn und Steiermark heranzuziehen, um eine entscheidende Schlacht zu liefern, in welcher der böhmische König Krone und Leben verlor. Drosendorf hatte von da an und schon früher viele Gerechtsame; der Wohlstand seiner Bürgerschaft sank aber während der Drangsale des dreißigjährigen Krieges und namentlich vom Juni 1643 ab, in welchem Jahre die Stadt von der Kammer verkauft und „unterthänig" wurde, immer mehr und mehr. Drosendorf ist der Kreuzungspunkt von fünf Straßen: jener von Pulkau nach Mähren und Böhmen, der Straße von Krems in den Iglauer Kreis, von Horn nach Drosendorf, einer anderen von dieser Stadt nach Zlabings in Mähren und südlich die Straße von diesem Orte nach Waidhofen an der Thaya. Durch den Wasserreichthum im Stadt- und Herrschaftsgebiete von Drosendorf, weiter durch den Bergrücken, welcher das Flußgebiet

der Elbe von jenem der Donau scheidet, wie auch durch die Waldungen der „großen Saaß", der „öden Stube", des „kalten Grabens" und der „böhmischen Saaß", endlich durch die Thaleinschnitte der Thaya und Thumeritz wird die Landschaft ringsum eine an schönen Bildern wechselreiche.

Dorf und Schloß Eibenstein an der Thaya mit dem Abschlusse des hochaufragenden „Arzberges" sind im kleinen Rahmen ein liebliches Landschaftsbild.

Abseits von der Thaya liegen gleichfalls interessante Ortschaften, wie: Groß-Sieghart̄s, ein Markt mit etwa 3.000 Einwohnern, der Hauptort des sogenannten „Bandlkramerlandes", welche Bezeichnung man mit Unrecht auf das ganze Waldviertel anwendet, während sie doch nur für jenen Landstrich zu gelten hat, auf dem die Leinenweberei stark betrieben wird. Groß-Siegharts war sozusagen der Bazar für das ganze „Bandlkramerland". In manchen Häusern waren mehr als zwanzig Stühle in Bewegung und auf jedem wurden täglich bis 18 Stücke Bänder und „Langhetten", nämlich blau und weiß durchwirkte Hemdärmelbesätze erzeugt, mit deren ehrlich gediegener Waare, wie auch mit den Leinwandgeweben Handel über das Reich hinaus und seinerzeit bis in den Orient getrieben wurde.

Nördlich von Raabs und hart an der mährischen Grenze liegt Großau mit einer Landes-Ackerbauschule in einer Thalmulde und Geras mit einer um das Jahr 1150 von dem Grafen Ulrich von Pernegg und von seiner Frau Euphemia gestifteten Prämonstratenserabtei. Dieser Markt, der ursprünglich Jaroß, später Jeruchs und auch Jerwichs hieß, ist freundlich zwischen Berg und Wald eingebettet und hatte mit dem Kloster im XVII. Jahrhundert viele Drangsale von böhmischen Reiterscharen und dann von den Schweden zu erleiden. Nur eine Meile von Geras liegt ein anderes Prämonstratenserstift, Pernegg; beide wurden auf den Grundlagen von alten Burgen erbaut, die urkundlich schon im XII. Jahrhundert erscheinen und im Besitze von Herren aus dem Ritterstande waren.

Endlich gelangt man von Hardegg an der Thaya abwärts, an deren linkem, mährischen Ufer Neuhäusel liegt, am rechten zur uralten Ruine Kaja und von dort zum Auersperg'schen Schlosse Fladnitz, in dessen Thiergarten die Villeggiatur Karlsluft liegt. Wir befinden uns hier in der nordöstlichsten Ecke des Viertels ober dem Manhartsberge und erreichen, diese Windrosenrichtung einhaltend, die Stadt Znaim und in die südöstliche ablenkend die schon im unteren Manhartsviertel liegende Stadt Retz und ihren weingesegneten „Retzer Boden".

In den östlichen Ausläufern des aus der Pulkauer Gegend südwärts ziehenden Manhartsberges, auf denen namentlich um Limburg zahlreiche Feuersteinsplitter und Thonscherben aus einer vorhistorischen Zeit aufgefunden werden, liegt in einer Einbuchtung Eggenburg. Vom 388 Meter hohen Calvarienberge übersieht man den nordwestlichen

Imbach mit Senftenberg.

Zug der Landschaft bis zum Hochland „in der Wild" und der Blick dringt noch weit hinaus in südwestlicher Richtung bis zum Horner Walde; Eggenburg selber ist ein interessantes Stadtbild, abgesehen von wichtigen historischen Ereignissen, die sich dort in einer längstvergangenen Zeit abgespielt haben. Der südwestlich zwischen Hügeln gebettete Kühnring mit seiner romanischen Kirche aus dem XII. und mit einem „Karner" aus dem XIII. Jahrhundert ist der Stammsitz eines Adelsgeschlechtes. Von der Station Sigmundsherberg der Franz Josef-Bahn geht es hinein nach der Stadt Horn, die in einem weiten grünen Thalkessel zwischen den Waldungen am Kamp und Taffabache und an den Abdachungen des Manhartsberges liegt. Als Besitzer der Herrschaft Horn erscheint im niederösterreichisch-ständischen Gültenbuche zuerst 1158 Luipold Graf von Pleyen. Die Entstehung des dortigen Piaristencollegiums datirt in das Jahr 1656 zurück.

Ein praktisches weltliches Gebäude ist das Schloß mit drei Fronten und drei Stockwerken; einst mit einem nunmehr verschütteten Graben umgeben, über den Aufzugbrücken führten, steht es noch unverwüstlich wie auch die St. Stefanskirche, in seinen Grundfesten. Man baute eben in einer vergangenen Zeit verläßlicher als heute, und als ein Curiosum und Beweis, daß damals zum Mörtel- oder Malteranmachen factisch Wein verwendet wurde, dient die Stelle aus einer Kirchenrechnung vom Jahre 1582, die da lautet: „für vierzehn Echtring Wein, so zum Malterabmachen und zu bewerfen, bezahlt, die Echtering per 12 Pfennig thut 4 Schilling 20 Pfennig."

Mit diesen kurzen Bemerkungen über Horn verlassen wir das Viertel ober dem Manhartsberge, nachdem wir es nach allen Richtungen: im Ispergebiete, am Kamp und an der Krems, im Donauthale, „in der Wild" und an der deutschen Thaya durchstreift haben.

Das obere Donaugebiet.

Mit dem Einlaufe der Enns am rechten und der Isper am linken Ufer geht der Donaustrom zwischen dem ehemaligen Viertel ober und unter dem Wienerwalde und ober und unter dem Manhartsberge durch ganz Niederösterreich und verläßt es erst über der March. Die Donau, deren volle Lauflänge 380 Meilen beträgt, nahm von Passau ab ihren Gang in das nach Efferding reichende und südöstlich streichende Durchbruchsthal; aus dem Linzer Becken tritt sie in ein neues Durchbruchsthal zwischen Ardagger und Krems, das erst nach Osten und dann nach Nordost streicht und durch kleinere Becken bei Pöchlarn und Melk durchsetzt wird. Weiter hinab folgt das in Tertiärformen eingesenkte große Donaubecken, das sich bei Korneuburg und Klosterneuburg durch die äußersten Vorsprünge des Wienerwaldes in das Becken des Tullnerfeldes und in das Wiener Becken scheidet.

Die Ausläufer des Böhmerwaldes und der Alpen, die an den oberen Strom heranrücken, bewirken die strecken- und stellenweise Verengung seines Bettes und mit dieser seinen Wildgang, der aber hinwieder die landschaftlichen Zauber seines Ufers vermittelt, die bis zum „Wetterkreuze" und noch weiter hinab vorhalten.

Wir haben es zunächst mit dem ostwärts von der Enns gelegenen flachen rechten Ufer zu thun, das einen freien Ausblick in das offene Land mit größeren Ortschaften und einzelnen Gehöften gewährt, die sich theils scheu vor dem Wasser zurückgezogen haben, theils diesem wie neugierig nahegerückt sind. Wir treffen hier St. Pantaleon mit einem Kirchenbau aus dem XV. Jahrhundert und weiter unten Erla und Achleiten auf mäßigen Hügelhöhen; das Schloß Wallsee thront auf einem hohen Granitfelsen, welcher den Strom zu einer Wendung nach Norden zwingt. Nach diesem Kniebug zieht und verbreitert sich der Strom zwischen Sandbänken und Inselhaufen und erst vor dem Markte und Stifte Ardagger erhöht sich an beiden Ufern das Land. Das 1784 aufgehobene Stift trägt deutliche und interessante Spuren seiner Bauperiode aus dem XII. bis zum XV. Jahrhundert. Es ist keine willkürliche Annahme, daß schon die Römer die Höhen von Wallsee und Ardagger als Beobachtungs- und Überwachungsposten für das linke Donau-Ufer besetzt hielten. Von Kollmitzberg an hält der Strom die nördliche Richtung bis Grein und von hier an entrollen sich in förmlich drastischem Wechsel romantische Bilder für das Auge, die aber in einer halbvergangenen Zeit, bevor noch infolge der Donau-Dampfschifffahrt die nothwendigen Felssprengungen im Bette vorgenommen waren, den Nauführern und Schiffleuten viel Herzpochen verursacht haben.

Nachdem der Strom aus dem weiten Becken von Linz getreten war, gerieth er bei Ardagger in eine Enge; früher breit, wurde er durch diese Einschnürung zwischen Felsen in einen nördlichen Lauf geworfen. In diesem Zwangslaufe zwischen Granit wird er wild und ungeberdig, bäumt und wirft sich im „Greinerschwall" und saust eine halbe Stunde unter Grein in die Scylla des „Strudel". Zwischen hochaufragenden Felsen liegt die Insel Wörth mit der Ruine Werfenstein. Den rechten und gefährlichen Stromarm hat der Schiffer zu meiden und den linken einzuhalten, der auf einer Strecke von 158 Meter sich durch Klippen und Riffe in die drei Kanäle des „Wildwassers", des „Wildrisses" und des eigentlichen „Strudel" theilt. Kaum sind wir über diese Scylla hinaus, so faßt uns auch schon die Charybdis des „Wirbel", an deren Gefahren wir durch das Kreuz auf einem Felsenriffe gemahnt wurden. Das in der Felsenenge zusammengepreßte Wasser wirft sich raschen Gefälles an den Hausstein, prallt an diesem ab und wirbelt und dreht sich kraft dieser gewaltsamen Rückstau im continuirlichen Kreise. „Greinerschwall", „Strudel" und „Wirbel", bei denen man noch heute begreiflich findet, daß die Schiffleute den Hut ziehen und ein andächtiges Kreuz schlagen, sind nach vielen und verschiedenen Zähmungsversuchen

im Verlaufe von mehr als hundert Jahren endlich soweit gebändigt worden, daß jetzt eine Fahrt über diese gefährlichen Stellen nicht mehr so bedrohlich für Leben und Gut ist.

Die Donau hat nun wieder einen ruhigen Gang und spiegelt in ihren Wellen St. Nicola und Sarmingstein. Sie fällt in eine südliche Richtung und hat, nachdem sie die Isper aufgenommen und im weiteren Laufe zwischen bewaldeten Höhen einen östlichen Zug hält, auch am linken Ufer niederösterreichisches Gebiet erreicht. Die „böse Beuge" bei Persenbeug ist trotz des Namens ungefährlich, und von da an lichtet sich gleichsam die Landschaft und gestattet, durch größere Terrainerhebungen in nächster Nähe unbeirrt, Fernblicke in das offene Land, das sich südwärts in wellenförmigen Höhenzügen aufstaffelt und mit dem prächtigen Ötscher die Aussicht abschließt.

Die Stadt Ybbs, die wir bei der Thalfahrt längere Zeit wie zum Greifen vor uns in Sicht hatten, und mit ihr die römische Station ad pontem Ises ist erreicht. Viele Brände, der letzte im Jahre 1868, haben verschuldet, daß man der Stadt nicht ihr hohes Alter ansieht.

Der Strom, der durch das felsige rechte Ufer aus der südöstlichen in eine nördliche Richtung geworfen wird, bildet in der Krümmung der „Ybbser Scheibe" eine Fläche mit dem ehemaligen Cistercienserkloster Säusenstein und muß, nun wieder östlich ausgreifend, einen eingeengten Lauf zwischen Bergen nehmen, bis er den Markt Marbach, darüber den Wallfahrtsort Maria-Taferl, und Krummnußbaum erreicht. Wie in einem Wandelbilde erscheint infolge der Deltascheibe bei Ybbs der hochgelegene Wallfahrtsort wieder und wieder.

Wir gelangen nun nach Pöchlarn, dem „Bechelaren" des Nibelungenliedes, wo der Markgraf Rüdiger in einem weiten Palaste hauste, „vor dem die Donau unten die Flut vorübergoß" und der die „guten Degen", die „gegen die Hunnen fuhren", herbergte. Keine Spuren verweisen auf den im Heldenliede gepriesenen Herrschersitz und die ältesten Baudenkmale in Pöchlarn datiren nur in das XIV. Jahrhundert zurück. Die Reliquien der römischen Herrschaft wären vielleicht im Bette des Stromes, auf dem die Flottille der ersten norischen Legion trieb, und draußen im Dorfe Harlanden zu suchen, wo die älteste römische Colonie lag. Sage und Geschichte verleihen der Stadt Pöchlarn einen bleibenden Zauber.

Eine eigentliche Perlenschnur der prächtigsten und lieblichsten Strombilder rollt sich bei der weiteren Thalfahrt auf, deren rasch aufeinander folgender Wechsel fast das Auge ermüdet, das des Schauens nicht satt wird. Schloß Artstetten, die Ruine Weitenegg, Schloß Luberegg und Emmersdorf, dessen Marktwappen zwei Eimer an einer Rollkette über einem Ziehbrunnen im rothen Felde enthält, im Hintergrunde der Jauerling (Mons ahornica) rücken am linken Ufer in das Sehfeld und hinterlassen reizende Eindrücke. Von

Emmersdorf liegt eine halbe Stunde Gosam (Gosheim, Gottesheim) ab, wo die uralte Pankrazkapelle mit einem Altar, dessen Mensa ein römisches Grabdenkmal ist, auf einem Felsenkogl steht.

Wir halten nun bei dem „Medelike" des Nibelungenliedes, bei der römischen Station ad muros, auch Namare, bei der Burg Geysa's, die der erste Babenberger zerbrach, um selber dort den Markgrafensitz für die Ostmark aufzuschlagen, vor der interessanten Benedictinerabtei Melk. Ursprünglich von Leopold dem Erlauchten für Chorherren gestiftet, wurde sie 1089 den Benedictinern eingeräumt; Melk selbst blieb die Residenz von elf Babenbergern, bis der Markgrafensitz durch den vierten Leopold auf den Leopoldsberg verlegt wurde. Kirche und Kloster sind keine alten Baudenkmale, sondern stammen aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts. Die pittoreske Lage von Melk und seiner Umgegend offenbart sich am schönsten vor der Klosterkirche auf einem gegen die Donau jäh abstürzenden Felsen. Es eröffnen sich von hier die wunderbarsten Ausblicke stromauf- und abwärts: im Süden gegen das Hochgebirge, hinüber auf das bewaldete Hügelland, das sich zum Jauerling aufbaut, hinauf bis Pöchlarn und Maria-Taferl und über die Au-Inseln der Donau hinweg in die Wachau (Wachowa), in die uns nach Kurzem die Thalfahrt zwischen Melk und Dürenstein bringt.

Der Strom ging bei Melk auf eine kurze Strecke in einem breiteren Thalbecken, bald aber wird er wieder durch Gneißfelsen eingeengt, was die Schönheit seines Laufes nicht beeinträchtigt, vielmehr erhöht. Zunächst trifft unser Blick am rechten Ufer das Schloß Schönbichl auf einem in die Donau vorspringenden Felsen. Unmittelbar daran und an den waldigen Bergabhang geschmiegt, reiht sich das Kloster Schönbichl. Weiter unten trennt der Strom Klein-Aggsbach von dem Markte Aggsbach (Acusabach, später Acusbach) am linken Ufer, von dem man durch eine finstere Thalklamm zu einem verfallenen Karthäuserkloster gelangt. Unweit von Klein-Aggsbach führt ein Thaleinschnitt, stellenweise an den steilen Felsabfällen der Ruine Aggstein hinauf, nach dem Waldfrieden des Servitenklosters Langegg.

Immergrüner Epheu, Geschichte und Sage umspinnen die Trümmer der Ruine Aggstein, die trotz ihres Verfalles stolz und fast bedrohlich von der schwindelnden Felsenhöhe in das Donauthal hinabschaut. Ein hoher Wartthurm überragt sie, starke, aber vielfach zerklüftete Ringmauern und Felsenwände umrahmen den weiten Burgraum. Das schmucke „Rosengärtlein" wird trotz seines gefährlichen Zuganges von poetisch angehauchten Besuchern auf morschen Leitern erklommen. Noch ist aus einem abgrundtiefen Brunnen Wasser zu schöpfen, doch verschüttet sind die unterirdischen Gänge, die in die Thalsohle ausmündeten und durch welche die Kuenringer hinausdrangen, um die Waarenschiffe zu plündern, bis ihnen das verbrecherische Handwerk gelegt und ihr Raubnest zerstört wurde.

In St. Johann am rechten Ufer finden wir den Steinbau einer Kirche aus dem XV. Jahrhundert und gegenüber den Markt Schwallenbach mit einem interessanten Sacramentshäuschen. Nicht allein dieser, sondern noch der eine und andere Hausbau im Markte mahnen an eine weit zurückliegende Zeit. Unterhalb Schwallenbach zieht sich ein Felsengrat vom Schloßberg links zur Donau herab, der im Volksmunde die „Teufelsmauer“ heißt.

In einem mäßigen Einbuge des linken Donau-Ufers, am Ausgange des „Spitzergrabens“ liegt der Markt Spitz, auf dessen Hauptplatze nach einem landläufigen Sprichworte 1.000 Eimer Weines wachsen, was dahin zu erklären, daß dieser Ort um einen mit Reben bepflanzten Bergkegel angelegt ist.

Ein wahres Prachtstück landschaftlicher Schönheit mit alter Architektur bietet weiter unten am linken Ufer St. Michael, dessen interessanter Kirchenbau seine Breitseite gegen den Strom kehrt. Mit formschönen Fenstern durchbrochen und an den Außenwänden mit seltsamen Sculpturen versehen, war die Kirche durch Ringmauer und Wallgraben gegen feindliche Überfälle geschützt, und selbst der Thurm hatte Zinnen und Schießscharten. Auf dem Dachfirste sind sieben thönerne Hasen im Laufe angebracht, was die Deutung zuläßt, daß in einer längstvergangenen Zeit starker Schneefall die Kirche bis zu dieser Höhe bedeckt hat. In ihrer jetzigen Gestalt datirt sie in das letzte Viertel des XVIII. Jahrhunderts zurück; viele Details daran, die wahrscheinlich zum Neubau verwendet wurden, und namentlich das Beinhaus eines „Karner“ berechtigen zu dem Schlusse, daß hier die älteste Kirche der „Wachau“ stand.

Nun erweitert sich etwas das Donauthal und wir kommen von Wösendorf nach dem ansehnlichen Markte Weißenkirchen, zu dessen auf einem Hügel gelegener befestigter Kirche eine Holztreppe führt. Der Stromlauf schlägt von da an in eine südöstliche Richtung um, und es entfaltet sich in diesem Kniebuge der Donau, die sich förmlich als ein Seebecken ausbreitet, die herrlichste Landschaft.

Der Kniebug ist die Wirkung eines von bedeutender Höhe jäh abfallenden Felsengrates, dessen Sierrenform wir schon oben bei der „Teufelsmauer“, nur mit stumpferen Zähnen trafen, hier aber mit scharfen und tiefen Einzackungen vorfinden. Wir haben die „Wachau“ verlassen und halten vor der Stadt und Ruine Dürenstein, mit denen sich ein prächtiges Strombild darbietet. Wie ein in den Stürmen der Zeit zerzauster Adlerhorst hängt die Burg über der Stadt, die, eingeschnürt zwischen den Felsen und dem Strome, mit ihren Ringmauern und Thoren, mit den Ruinen eines Frauenklosters und eines „Karner“, mit Kreuzgang und Galerie eines Chorherrenstiftes und mit der Frontausladung eines imposanten Schlosses gegen die Donau das Interesse des Forschers und Laien wachzurufen angethan ist. Ein reizendes Bild ist Rossatz gegenüber von Dürenstein,

und diese Stadt mag den in einzelnen Häusern verzettelten Markt am rechten Ufer um die Schatten, in deren Waldschutze er an der Hügelabdachung liegt, an heißen Tagen beneiden.

Der Strom fließt nunmehr in nordöstlicher Richtung ruhiger in einer Thalweite bei Oberbergern und Loiben. Eine merk- und denkwürdige Ortschaft, die sich in eine obere und untere theilt, ist Loiben. Die dem heiligen Quirinus geweihte Kirche von Unter-Loiben ist ein gothischer Bau mit zwei Schiffen, deren jedes ein besonderes Dach hat; in der Vorderansicht des Portals befindet sich ein Gemälde vom „Kremser Schmidt", der



St. Michael.

auch das Altarbild im Innern, die Enthauptung des Quirinus, gemalt hat. Die Ebene zwischen den beiden Ortschaften war am 11. November 1805 der Schauplatz eines blutigen Treffens zwischen den Franzosen und den mit den Österreichern verbündeten Russen.

Trotz der Weite des Stromes haben die auf ihm treibenden Schiffe mit aller Vorsicht das „Kreuzjoch" der hölzernen Brücke zu passiren, welche Stein und Mautern verbindet. Das in südlicher Richtung auf einem Bergkogel liegende Benedictinerstift Göttweig schließt ein herrliches Landschaftsbild ab, dessen Rahmenspangen am linken Ufer mit Reben bepflanzte Höhen sind, an deren Fuße die Städte Krems und Stein liegen. Letztere, die wir zunächst betreten und deren hohes Alter sich in Schutzmauern und Thürmen nicht verleugnet, hat dem Ufersaume nur einen langen Straßenzug abgewonnen, von dem aus

die Behausungen noch den Bergabhang hinanklimmen, während der an der Wasserseite gelegene Stadttheil mit seiner Lände als ein Hafenplatz erscheint, der durch Balcone, Erker, Stege und Pfortenwölbungen, die aus der Hauptstraße auf die Lände führen, pittoreske Effecte erhält.

Die Bewohner von Krems und Stein erlebten viele „Eisstöße“ und Überschwemmungen, die nicht gefahrlos für sie verliefen, und die Alten unter ihnen haben noch heute die Überschwemmung des Jahres 1830 in schreckhafter Erinnerung. Damals verließ der Strom sein normales Bett und ergoß sich in Sturmfluten durch die Stadt Krems und über die Ortschaften an seinem linken Ufer bis hinab zum Einflusse des Kamp. Mit großen Rettungsbooten fuhr man durch die Hauptstraße der Stadt und hinaus zu den bedrängten Ortschaften, um deren Bewohner von den Dächern „auszuholen“. Es hatte den bedrohlichen Anschein, als ob der entfesselte Strom mit Umgehung des hydraulischen Zuggesetzes sein früheres Bett willkürlich verlassen und künftig die linkseitige Richtung einhalten und behaupten würde.

Wie bei den meisten Eisgängen und Überschwemmungen wurde auch damals das Object der hölzernen Verbindungsbrücke zwischen Mautern und Stein in hartes Mitleid gezogen und mußte mit dem Verluste mehrerer Joche das Verschulden büßen, daß in einem technisch so vorgeschrittenen Jahrhundert nicht längst ein verläßlicherer Uferverkehr hergestellt war. Diese Brücke war und ist bis zum heutigen Tage eine Unglücksstelle für die Schiffe, und die „Nauführer“ scheuten weniger vor dem „Strudel“ und „Wirbel“ und vor anderen Stromschnellen in der oberen Donau als vor dem „Kreuzjoche“ dieser Brücke, an dem in einer halbvergangenen Zeit ein „getaucht volles“ Wallfahrerschiff scheiterte.

Der Volkswitz bezeichnet „Krems und Stein“ als drei Orte, und in Wahrheit ist auch „Und“ mit seinen Gartenhäusern und Anlagen, hinter denen sich der mächtige Bau der Geniekaserne bis an die Bergterrasse zieht, der Verbindungsort zwischen Krems und Stein. Das Alter von Krems datirt, historisch nachgewiesen, in das X. Jahrhundert zurück, und die Stadt bedürfte nicht erst dieses Nachweises; ihre Kirchenbauten, namentlich die Pfarr- und Spitalkirche, das Rathhaus und die Bauwerke des Passauer- und Baumgartnerhofes mit deutlichen Kennzeichen romanischen und altgothischen Stiles haben als architektonische Beweiskraft zu gelten. Das alte „Chremisse“ hat sich überdies historischer Thaten zu rühmen und wurde allezeit für den Landesfürsten mannhaft vertheidigt, was ihm manche Privilegien eintrug. Den Muth für die Vertheidigung ihrer Stadt theilten sogar die Frauen, die wie die „Weiber von Weinsberg“ eine Belagerung im Jahre 1619 abschlugen. Der Scherz der „Simandlbriefe“, die noch heute an junge Ehemänner aus Krems von einer eigenen Bruderschaft versendet werden, soll an dieses Ereigniß mit der Mahnung erinnern, sich nicht von den Frauen meistern zu lassen.

Krems hat sich in unserer baulustigen Zeit gleichfalls verschönert und verjüngt, doch nur in seinem unteren Stadttheile; im alten Zustande blieb der obere Theil, von dem aus der Standplatz des „Mandl ohne Kopf“ und außer dem „Wachterthor“ und



Das „Wetterkreuz“.

hinter einem Hohlwege zwischen Weingärten eine Ruhebank die schönsten Ausblicke in nordöstlicher Richtung bieten. Die Anbeständе, die sich von der Ausmündung des Kremsflusses an der Donau hinziehen und zwischen denen und den Berghängen die Stadt eingebettet liegt, bilden für diese eine landschaftliche Umgebung, wie sie nicht leicht eine andere Stadt aufzuweisen hat.

Der Donaustrom wird bei Krems 380 Meter breit und tritt nun mit seinem Laufe, der zwischen zahllosen Inselhaufen und Auen geht, welche die behutsamste Naufahrt erfordern, um die Schiffe nicht in einen Sack treiben zu lassen, in das Tullner Becken. Er war ungefähr 16 Meilen von Passau weg bis Krems in einem engeren Bette, das sich nur stellenweise verbreiterte, geblieben. Über diese Thalenge hinaus verschwinden die bisherigen landschaftlichen Zauber, für die man aber durch die Fauna auf und zwischen den Inselauen schadlos gehalten wird.

Ein „Verfahren" in die „todten Wasser" wäre von großem Übel und hätte die längste Verzögerung zur Folge, zumal schon ein längerer Aufenthalt und Verzug für die Stromfahrt wohl weniger die Dampfer als die übrigen Fahrzeuge trifft, die bei einfallenden Nebeln, welche sich schwer über die Donau legen oder aus ihr aufsteigen, „windfeiern" müssen, bis die Bahn wieder frei wird; denn der Trotz, dennoch die Fahrt zwischen den Inselhaufen fortzusetzen, würde sich rächen. Während der unberechenbaren Pause des „Windfeierns" beginnt ein eigenthümliches Leben auf den Schiffen und in den Inselauen, an oder vor denen man anlegt und ankert. Man macht aus der Noth eine Tugend, weithin leuchten und brechen in über Wasser zitternden Reflexen die Herdfeuer, an denen „abgekocht" wird; es geht laut und lustig an diesen Bivouacs her, da überdies mit dem Oberländer Biere nicht gespart wird.

Die Dampfschiffahrt, noch mehr aber der Schienenstrang der Westbahn haben eine Staffage der Donaulandschaft, die in früherer Zeit lebendig war, auf ein geringeres und geräuschloseres Maß reducirt. Da waren die großen Schiffzüge, die stromaufwärts gingen und oft eine förmliche Flottille bildeten, zu deren Bewegung sechzig Pferde und darüber angestrengt „im Geschirr" lagen. Ein hochinteressantes Schauspiel bot ein solcher Schiffzug, dem schon weithin der lauteste Lärm voranging, und eine fast episch-dramatische Erscheinung war es, im Zuge eine reiche Anzahl schwerer und kräftiger Pinzgauer Hengste zu sehen, deren Wildheit durch Beißkörbe gekennzeichnet war und deren scharf grelles Gewieher die Lüfte erfüllte; rittlings auf ihnen und neben ihnen die Knechte, die Störrigen mit der kurzen Peitsche bearbeitend und antreibend; über dem Ganzen eine Staubwolke, die von dem Wellsande der „Trebbelbahn" aufgewirbelt wurde. So weit das Auge reichte, schloß sich Kelheimer an Kelheimer und zwischendurch glitten mit raschen Ruderschlägen die Waidzillen, mit denen der Rapport der Naufährer auf den einzelnen Fahrzeugen vermittelt wurde, deren lautester Zuruf sonst eitel und vergeblich gewesen wäre. Die langen Hakenstangen knirschten in den Kieseln und die Holzblöcke, die zwischen der Wandung der Schiffe und dem Uferbeschlag sicheren Wurfes geschleudert wurden, um einen zu heftigen Anprall zu verhindern, ächzten und zerfaserten sich. Das schwerste Stück Arbeit war es, eine solche Flottille von einem Ufer zum andern hinüberzuseilen, die

ungeberdigen Hengste auf die Flöße zu bringen und überzusetzen; das volle Verständniß der Nauführer mußte daher aufgewendet werden, und im Schweiße ihres Angesichtes hatten Alle für das Gelingen zu arbeiten.

Die weithin sichtbare, 368 Meter hoch gelegene Kirche des „Wetterkreuzes“ über dem Schlosse und Markte Hollenburg, das den Namen von der Annahme hat, daß sich hier die Wetter theilen und entweder den Flußlauf verfolgen oder in das offene Land ziehen, bildet den Schluß der romantischen Stromfahrt. Hier ist eine bleibende aber bewegliche Staffage das kleine Boot, das tagaus tagein, sobald nur irgend ein Fahrzeug in Sicht kommt, vom Ufer bei Hollenburg abstoßt, an die Schiffswände anlegt und im Klingelbeutel Almosen für das Kirchlein des „Wetterkreuzes“ einsammelt. Von keinem Fahrzeuge bleibt die milde Gabe versagt, und selbst die Dampfboote stoppen, um diesen Tribut zu leisten, dessen Verweigerung von der Bemannung der Kelheimer, Obstschiffe und Flöße als gefahrbringend für die Weiterfahrt betrachtet würde.

Wir passiren die Einläufe des Kamp am linken und der Traisen am rechten Stromufer und haben in dem zurückliegenden Traismauer das römische ad tricesimum lapidem und weiter abwärts beim Einlaufe der Perschling Pirus tortus, bei Tulln Comagena erreicht. Einst Station einer Cohorte der Römer und eines Theiles ihrer Donauflottille, besitzt diese Stadt einen architektonischen Schatz in ihrer romanischen Dreikönigskapelle.

Über St. Andrä hinaus sind wir, wieder durch eine Einschnürung des Stromes, zwischen der Ruine Greifenstein und der Veste Kreuzenstein, die Graf Hans Wilczek als seinen Herrensitz restauriren läßt, in das Wiener Becken gekommen, das sich östlich des Leopoldsberges und des Bisamberges eröffnet.

Das Wiener Becken.

Vor unmeßbaren Zeitläuften war der Boden von Wien Meeresgrund und salzige Fluten bedeckten weit und breit die Fluren, die uns heute im Frühling mit ihrem lachenden Grün entzücken. Nach der Hauptstadt des Reiches nennen wir dieses Land das Wiener Becken. Über seine Grenzen hinaus stand dasselbe zwischen dem Rosalien- und Leithagebirge durch offene Kanäle mit dem weit größeren Seebecken des ungarisch-steirischen Tieflandes in Verbindung, beide aber waren nur Theile jenes ausgedehnten Meeres, das zur mitteltertiären Zeit über einen sehr großen Theil des heutigen Europa sich ausbreitete. Das Wiener Becken im weitesten Sinne umfaßt jenes große Gebiet, welches von Gloggnitz an einerseits von den Ausläufern der Alpen und dem krystallinischen Centralmassiv von Böhmen, anderseits vom Rosalien- und Leithagebirge, den oberungarischen Karpathen und den Sudeten eingefaßt wird. Im Westen erstreckt es sich über St. Pölten und Melk im

Zusammenhang mit dem oberen Donau-Becken, welches durch Baiern bis in die Schweiz sich ausdehnt (helveto-germanisches Tertiär-Becken), im Norden bis über Olmütz hinaus, im Nordosten über Leipnik und Mährisch-Ostrau, wo es zwischen Krakau und Wieliczka mit dem großen osteuropäischen und sarmatischen Tertiärmeer von Galizien, Podolien und Volhynien eine nicht sehr breite Verbindung unterhält.

Man spricht gewöhnlich von zwei, schon durch ihre geographische Lage getrennten Theilen dieses Gebietes und bezeichnet den einen als das alpine Becken, weil er beiderseits von den Ausläufern der Alpen begrenzt wird; den anderen außerhalb der Alpen gelegenen haben wir uns dagegen gewöhnt, das außeralpine Becken zu nennen. Das alpine Becken trägt seinem Wesen und insbesondere seiner Form nach den Charakter einer Bucht, einer Einbiegung oder Einkrümmung größerer Wassermassen in das feste Land.

Wie ist das Wiener Becken entstanden? Mit der Beantwortung dieser Frage ist zugleich die geologische Geschichte des angrenzenden Landes gegeben. Das erste, was Jedem bei dem Anblicke einer Karte Europas in die Augen springt, ist gewiß die großartige Anhäufung von Gebirgsmassen, die von der Schweiz her durch Oberösterreich und Steiermark bis vor die Thore Wiens sich ausdehnen. Es sind das die Alpen. Sie bestehen aus einer Anzahl regelmäßig hinstreichender Zonen von Gesteinen, deren mittelste, die krystallinische oder Centralzone, vorwaltend aus Gneiß und Glimmerschiefer besteht und im Norden sowohl, wie im Süden von parallelen Reihen alter Schiefer und Kalke, jüngerer Kalke und noch jüngerer Sandsteine begleitet wird. Aus ihnen setzen sich die alten Ufer des Tertiärmeeres im alpinen Becken zusammen; ihre nähere Betrachtung bietet wichtige Anhaltspunkte zum Verständniß seiner Entstehung. Die ältesten gebirgbildenden Gesteine, welche uns in der Umrandung des Wiener Beckens entgegentreten, sind theils versteinerungsleere (azoische), theils versteinerungführende, die ältesten Thier- und Pflanzenreste einschließende (paläozoische oder primäre) Massen- und Schiefergesteine. Sie gehören der Centralkette der Alpen an, greifen aus der Steiermark über den Wechsel und Semering herüber und verbinden sich durch das Rosalien- und Leithagebirge mit den gleichalterigen Gebirgsmassen der kleinen Karpathen. Sie stellen uns gleichsam die feste Axe des Gebirges dar, an welche sich die jüngeren Meeresablagerungen anlehnen konnten.

In dem uralten Meeresarme nun, der zwischen diesem centralen Theile der Alpen und dem Südrande des aus Granit und Gneiß bestehenden altkrystallinischen Massivs von Böhmen sich eingeengt befand, gelangten zunächst gewaltige Mengen von Kalk zum Absatz. Ihre bei weitem größte Masse gehört den ältesten Schichten der mittleren (mesozoischen oder secundären) Epoche der Erdgeschichte, der triadischen und rhätischen Formation an.

Aus den genannten Formationen bauen sich die Kalkriesen des Schneeberges, der Rax- und Schneealpe und ihrer westlichen Nachbarn auf, deren südliche Gehänge mit



Der Schneeberg von Puchberg aus gesehen.

steilrandigen Abstürzen sich über der älteren Schieferzone erheben, während die im Norden angrenzenden Ketten und Gebirgszüge an Höhe und Mächtigkeit stufenweise abnehmen. In einer Linie, die annähernd durch die Ortschaften St. Veit, Kalksburg, Kaltenleutgeben, Altenmarkt, Hainfeld ꝛc. zu ziehen wäre, werden sie von einer jüngeren Parallelzone begrenzt, welche im Gegensatze zur Kalkzone nach ihrem herrschenden Gesteine die Wiener Sandstein- oder Flyschzone benannt zu werden pflegt.

Irrig wäre es, sich die Kalkzone der Alpen durchaus nur aus rein kalkigen oder dolomitischen Gesteinen aufgebaut zu denken. Es sind im Gegentheile auch innerhalb der Reihenfolge dieser kalkigen Sedimente bald in größerer, bald in local beschränkter Ausdehnung anders geartete mergelige, schieferige und sandige Ablagerungen eingeschaltet, welche die vielfach wechselnden Contouren der Landschaft im Wesentlichen bedingen. Vor Allem ist hier eines solchen sandig-schieferigen Gesteins-Niveau zu gedenken, das an der Basis der gesammten Kalkmassen liegt, es ist dies der Werfener Schiefer (nach dem Orte Werfen bei Salzburg benannt, wo er zuerst eingehend studirt wurde), ein Gebilde, welches sowohl für die geologische Forschung von höchster Bedeutung, als für das Leben von Organismen von ausnehmend praktischer Wichtigkeit ist. Der Werfener Schiefer, seiner Hauptmasse nach aus Quarzkörnern, Kalk, Thon, etwas Glimmer und Eisenoxyd sowie Eisenoxydhydrat bestehend, unterliegt sehr der Verwitterung und sein reicher Thongehalt verhindert das rasche Aufsaugen oder Absinken des Wassers in tiefere Schichten. Er bildet daher einen der Vegetation sehr günstigen Boden und gibt, wo er von stark zerklüfteten Kalkmassen überlagert wird, Anlaß zur Bildung reicher Quellen, indem das in den Kalkbergen eingesunkene Wasser auf ihm, als wasserdichter Unterlage sich ansammelt, staut und an geeigneten Stellen zum Austritte gelangt. An sein Auftreten und seine Verbreitung ist daher die Entstehung culturfähiger und für ausgedehntere menschliche Niederlassungen geeigneter Gebiete in erster Linie geknüpft. Ihm verdankt der Kaiserbrunnen und Stixenstein seine Quellen und Wien seine segenbringende Wasserleitung.

Unmittelbar nach dem Absatze der mächtigen Kalkmassen der triadischen und rhätischen Zeit machten sich Bewegungserscheinungen bemerkbar, durch welche die abgelagerten kalkigen Sedimente in die Gebirgsbildung einbezogen, das heißt nach vorherrschend longitudinalen Linien parallel zur Axe des Gebirges in Falten gelegt, theilweise sogar zum Auseinanderbersten gebracht wurden. Schon die nächstfolgenden Ablagerungen der jüngeren (jurassischen) Zeit erfolgten auf einem durch bedeutende Unebenheiten des Bodens sich kennzeichnenden Meeresgrunde. Ihre räumliche Anordnung und ihre Unregelmäßigkeit weisen mit Bestimmtheit auf jene Störung in den Niveauverhältnissen hin. Schöne Beispiele solcher Faltenbildungen und Aufrichtungen bieten uns die nächstgelegenen Thäler der südlichen Umgebung, wo zur Gewinnung von Kalk und

Cement das Gebirge in zahlreichen Steinbrüchen erschlossen ist. Noch klarer lassen sie sich an der Vertheilung jener Ablagerungen erkennen, welche der oberjurassischen und Kreidezeit angehören.

Alle der Centralkette auf- und angelagerten Kalkmassen haben sich allmälig emporgehoben, die Meerenge zwischen den Alpen und dem böhmischen Festland wurde verschmälert und das abgesetzte Material zeigt nunmehr jene durchgreifende Veränderung, welche von da ab in der vorzugsweise mergeligen und endlich sandsteinartigen Beschaffenheit



Der Kaiserbrunnen.

desselben ihren Ausdruck findet. Damit waren die Bedingungen zur Entstehung jener äußeren alpinen Nebenzone gegeben, die wir als Wiener Sandsteinzone bezeichnet haben. Dem Alter nach gehört dieselbe der jüngsten, der mesozoischen (secundären) Zeiten, das ist der Kreidezeit, sowie theilweise einer noch jüngeren (alttertiären) Zeit an. Aus Wiener Sandstein und den ihn begleitenden Mergeln ist der Hermannskogel, der Kahlen- und Leopoldsberg aufgebaut und das ganze Gebiet des Wienflusses liegt in seinem Bereiche. In den großen Steinbrüchen von Sievering und Grinzing, an der Lehne des Donauthales von Nußdorf bis über Greifenstein und St. Andrä hinauf wird er abgebaut. Dieses Materiale ist es vornehmlich, welches bei der Regulirung der Donau in Verwendung kam und in neuerer Zeit wird es zu den Grundfesten unserer Häuser in großer Menge

nach Wien gebracht. Die oft bandartig in verschiedenen Farbentönen wechselnden und mannigfach gewundenen Schichten verleihen den Brüchen des Wiener Sandsteins nicht selten einen malerischen Charakter. Noch während seiner Ablagerungsdauer steigerten sich die Niveauveränderungen im benachbarten Kalkgebiete derart, daß zwischen den vielfach geborstenen und verschobenen Kalkmassen in meist nach Längslinien gruppirter Anordnung sogar die Unterlage der Kalkmassen, der Werfener Schiefer, frei zu Tage trat und immer weitere Gebiete in die Trockenlegung einbezogen wurden.



Der Steinbruch „Waldmühle“ im Alpenkalk.

Unter dem Einflusse der atmosphärischen Factoren geht mit der Gebirgserhebung die Thalbildung und Ausnagung der Wasserläufe Hand in Hand, ihr Charakter wird immer bestimmter und wir sehen bereits zur oberen Kreidezeit eine Configuration des Kalkalpen-Terrains, welche in ihren allgemeinsten Zügen der heute bestehenden sich anzunähern beginnt.

Wir haben in dieser Epoche festes Land innerhalb der Kalkzone zu verzeichnen. Man muß sich dasselbe jedoch nur als einen Complex größerer oder kleinerer, größtentheils flacher Inseln mit oft steilen Küstenabstürzen vorstellen, zwischen denen, vielfach verschlungen, Meeresarme tief in die heutige Kalkzone hineingreifen, an deren Steilrand stellenweise die

Brandung gewaltige Geröllmassen anhäufte, während an anderen Stellen Riffe von eigenthümlichen zweischaligen Muscheln (Rudisten) und von Korallen sich aufbauten, in größeren Buchten aber fossilreiche Mergelabsätze sich bildeten, die eine der reichsten Faunen der jüngeren Kreidezeit umschließen.

Auf den Inseln herrschte ein tropisches Klima; Palmen, Pandaneen, Feigenbäume, brotbaumartige Gewächse, deren Reste wir noch in den zwischen gleichzeitigen marinen Absätzen abgelagerten Kohlenflötzen erhalten finden, gaben der Landschaft ein eigenartiges Gepräge. Die Thierwelt war eine außerordentlich reiche. Land- und Süßwasser-



Der Steinbruch bei Greifenstein im Wiener Sandstein.

schnecken, deren jetzt lebende Verwandte ebenfalls vorzugsweise der Tropenwelt angehören, entwickelten sich unter diesen günstigen Bedingungen in ungeheurer Menge, während Eidechsen und Schildkröten, Krokodile, vor Allem aber die gegenwärtig ausgestorbenen Dinosaurier in Typen von mitunter gewaltiger Größe und in reicher Zahl das Wald-, Sumpf- und Lagunengebiet belebten.

Den Typus einer solchen Insel mit den sie umgebenden Meeresarmen stellt die Hohe Wand bei Wiener-Neustadt dar, an deren Südostseite im Becken von Grünbach, sowie im Becken der Neuen Welt uns zugleich eine der reichsten und bekanntesten Fundstätten der oberen Kreide in den inneralpinischen Meeresarmen — der sogenannten Gosau-Periode — erhalten geblieben ist.

Schon zu jener Zeit mögen die ersten Anfänge jener eigenthümlichen Einsenkung merkbar geworden sein, die sich nach und nach zu dem sogenannten inneralpinen Becken von Wien gestaltete, das seinem Wesen nach als eine Unterbrechungsstelle zwischen der Kalk- und Sandsteinzone der Nordalpen und deren directer Fortsetzung, den Karpathen bezeichnet werden muß.

Aus der älteren Tertiärzeit (der Eocän-Periode), deren Ablagerungen am Nordwestrande der Wiener Sandsteinzone deutlich nachweisbar sind, ist uns kein sicherer Überrest im inneralpinen Wiener Becken erhalten geblieben; erst mit dem Eintritte der jüngeren Tertiärperiode (dem Miocän) erscheint es in seiner Bildung und Bedeutung als Verbindungsglied zwischen dem außeralpinen Meere und dem pannonischen Becken, der heutigen ungarischen Niederung, vollendet. Man kann das letztere Verhältniß kaum passender beleuchten, als durch den Hinweis auf die Lage des heutigen Marmorameeres zwischen dem ägäischen und schwarzen Meere. Stellt man sich nämlich das ehemalige austro-pannonische Miocänmeer wieder in seine alten Ufer zurückgekehrt vor, so ergibt sich thatsächlich eine überraschende Ähnlichkeit zwischen der Lage von Constantinopel und der Lage jenes Punktes, welchen nach Trockenlegung des Miocänmeeres Wien einzunehmen bestimmt war. In dieser Ähnlichkeit der genannten Städte ist zugleich die hervorragende Wichtigkeit beider als Handelsemporien gegeben und so nimmt Wien als Handelsplatz im Binnenlande eine ähnliche Stellung ein wie Constantinopel zur See.

Das große geologische Ereigniß, dem das Wiener Becken seine Entstehung verdankt, ist die lange vorbereitete, allmälig vor sich gegangene Einsenkung, der Abbruch der bis dahin mit den Karpathen in stetigem Zusammenhang gestandenen Alpen an zwei divergirenden, westlich bis Wien und östlich bis über Hainburg hinausreichenden Linien, deren eine — die westliche — unter dem Namen „die Thermalspalte des Wiener Beckens" bekannt ist. An der westlichen Linie von Winzendorf über Brunn am Steinfeld und Fischau am Steinfeld, über Vöslau, Baden, Mödling, Rodaun, Mauer, Meidling zeigen sich nämlich warme Quellen mit mehr oder minderen Wärmegraden und größerem oder geringerem Mineralgehalt, die man als untrügliche Zeugen einer einstmaligen tiefgehenden Niveauveränderung und Spaltenbildung ansehen kann. Dieselben Thermalerscheinungen lassen sich auch auf der östlichen Linie verfolgen, wo wir die warmen Schwefelquellen von Brodersdorf, Mannersdorf und Deutsch-Altenburg und in den Gesteinen des Leithagebirges sogar Anflüge reinen Schwefels treffen.

Die durch die besprochene Einsenkung gebildete Niederung scheint zu Anfang durch längere Zeit von Ansammlungen süßen Wassers ausgefüllt gewesen zu sein, an deren Ufern eine reiche Flora sich entwickelte. Eine Anzahl bauwürdiger, großentheils schon ausgebeuteter Kohlenlager unserer Umgebung: Jaulingwiese bei St. Veit an der Triesting,

Leiding, Schauerleiten, Hart bei Gloggnitz enthalten die Reste der damaligen Vegetation. Reich war auch hier das Thierleben in den Waldungen und Dickhäuter aller Arten, Mastodonten, Tapire u. s. w. bevölkerten in dieser längstvergangenen Zeit die uns wohlbekannten Stätten.

Auf diese verhältnißmäßig nur kurze Zeit andauernde Epoche folgte, hervorgerufen durch weitergehende Senkung des Bodens, der Einbruch des Seewassers aus dem großen mitteleuropäischen Miocänmeer, womit die Bedingungen zum Aufbau jener herrlichen Landschaft gegeben waren, die wir heute das Wiener Becken nennen.

Wenn wir von einem der wundervollsten Aussichtspunkte dieses Gebietes, dem 1.523 Meter hohen Sonnenwendstein, den Blick auf die uns rings umgebende Alpenwelt werfen und ihn dann über Gloggnitz hinaus in die immer weiter sich aufthuende Ebene schweifen lassen, so haben wir die Geschichte des Bodens gleichwie in einem Bilde entwickelt vor uns liegen. Auf dem Gipfel eines zur Schieferzone gehörigen alten Kalkes stehend, sehen wir gegen Süd und Ost die Gneiß- und Glimmerschieferberge der Centralkette an uns herantreten, während in Nord und Nordwest, getrennt durch ein breites Band von grauen und grünen Schiefern, dem das Gebiet des Semering angehört, Schneeberg, Rax- und Schneealpe und darüber hinaus der Hochschwab, noch weiter der Ötscher sich in majestätischer Pracht erheben. Weit, sehr weit draußen in der Ebene, mag ein scharfbewaffnetes Auge am Horizont die Uferlinien des Sandsteins bemerken, unmittelbar bei Gloggnitz aber sieht man die Tertiärbildungen beginnen. Ihre Geschichte ist folgende:

Nach der allmälig immer mehr und mehr fortschreitenden Senkung des Bodens und dem damit in innigem Zusammenhange stehenden weiteren Abbruche und Absturze ganzer Gebirgstheile drängen sich, nicht jäh, nicht einem Dammeinbruche vergleichbar, zuerst einzelne salzige Wellen in die Niederung, sie verbreiten sich nach und nach, sie vermehren sich, dringen vor — der Boden sinkt — immer neue Gebiete erreicht das Wasser, endlich flutet das Gewoge an die steinerne Grenze, an das Felsenlabyrinth der niedergebrochenen Alpenkolosse — die Bucht ist mit Wasser ausgefüllt und voll des Lebens.

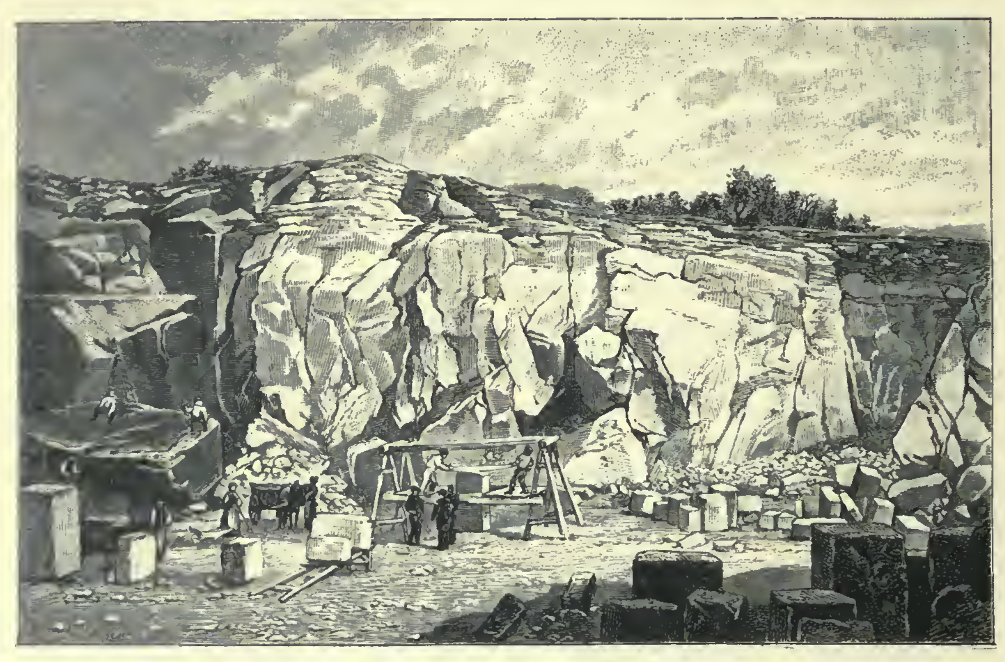
Überschäumend stürmt die Flut die einengenden Barren, Tag und Nacht bohrt sie an ihnen, der Regen, der Frost kommt zu Hilfe — Stein um Stein wird abgebröckelt, hier wirkt die Brandung, dort wird unterwaschen, große Blöcke, ganze Felsen werden gleich losem Mauerwerk gebrochen und stürzen in die Tiefe. Aber auch dort finden sie keine Ruhe; fort und fort hin- und hergeschleudert, zerbersten sie in kleine Stücke, reiben sich aneinander, werden abgerundet und abgerollt.

Vom Lande stürzen mächtige Flüsse in die Bucht, sie führen ebenfalls grobes und feines Zerreibsel des Gebirges, großes und kleines flachgeriebenes Geschiebe hinaus ins Meer. Das füllt sich mit all dem Bröckelgestein, scheidet allmälig das grobe von dem

feinen und läßt es zu Boden sinken, zuerst das schwerste, dann das minder gewichtige. Das allerfeinste, die Wassertrübung, wird aber noch weit hinweggeführt, bis auch sie langsam zu Boden sinkt.

Der Tod hält mittlerweile reiche Ernte und Millionen todten Gethiers — Fische, Schnecken, Muscheln, mikroskopische Lebewesen u. s. w. gehen mit all dem anorganischen Materiale unter und werden in ihm begraben.

Überall finden wir daher um den Rand des Wiener Beckens Anhäufung von Geröll, loses oder durch spätere Infiltration kalkhaltigen Wassers zu sogenanntem Conglomerat



Der Steinbruch bei Mannersdorf im Leithakalk.

zusammengebackenes Gestein. Auf den Rollsteinen sitzen nicht selten Austern aufgewachsen, in dem Conglomerat sind Hunderte Arten von Meeresthieren eingebettet, je feiner das Materiale, desto mehr und besser erhalten. Mit demselben wechselt oder tritt auch selbständig auf der starrgewordene Wald kalkabsondernder Algen, Melobesien (Nulliporen), ab und zu unterbrochen von Bänken riffbauender Korallen. In Verbindung mit ihnen treten die feinen Thon- und Sandablagerungen auf, zuerst abwechselnd, dann immer mächtiger, bis auf viele hundert Fuß anschwellend und allmälig das ganze Becken anfüllend. Es sind zum größten Theile kalkhaltige Thone oder Mergel, die wir mit dem Namen „Tegel" bezeichnen. Auch sie enthalten die Reste von mehr als Tausenden von Arten verschiedenen Gethiers. Da alle diese einstigen Lebewesen den Charakter der Thierwelt unseres

heutigen Mittelmeeres an sich tragen, bezeichnet man diese erste Ablagerung in unserem Becken als die Mittelmeerstufe oder die der „mediterranen Ablagerungen“. Die Gesteine derselben, welche das ehemalige Meeresufer einsäumen und insbesondere das Leithagebirge in schöner Entwicklung umschließen, sind unter dem Namen „Leithakalk“ bekannt. Sie bestehen in ihrer Wesenheit aus Nulliporenrasen, Korallenbänken und einem durch Kalk fest verbundenen Trümmerwerk fein zerriebener Gehäuse von Mollusken, Bryozoen und Foraminiferen. Sie bilden unsern vorzüglichsten Baustein, der in den großen Steinbrüchen von Baden, Wöllersdorf, Mannersdorf, Margarethen (auf ungarischer Seite) u. s. w. in geradezu staunenswerthen Massen gewonnen wird. Das gleichalterige feine Materiale, bekannt als Tegel von Baden, der eine außerordentlich reiche Seethierfauna umschließt, dient zur Ziegelfabrication.

Diese Verhältnisse erfahren aber mit einem Male eine tief eingreifende Änderung. Ein Meer von ganz anderer physikalischer Beschaffenheit, dessen Niederschläge den Charakter der pontischen und aralokaspischen Niederung an sich tragen, hat die mediterranen Fluten verdrängt; wir fassen die ganzen Ablagerungen aus dieser See unter dem Namen „sarmatische Stufe“ zusammen. Ihre Entstehung wird der ganz aufgehobenen oder mindestens sehr reducirten Verbindung mit dem Mittelmeere, der Isolirung und Verminderung des Salzgehaltes (brackischem Einfluß) zugeschrieben.

Die Thierwelt verarmt in auffallender Weise, einige neue fremde Formen siedeln sich an, alle jedoch mit überaus großer Individuen- aber nur geringer Artenzahl; der Aufbau der Ufer- und Hochseebildungen geht ungehemmt fort, nur die in ihnen enthaltenen Denkmünzen wechseln. Die Gesteine von Atzgersdorf und der Türkenschanze, die Tegel von Nußdorf und Hernals, in ihrer Bedeutung als Baumateriale bekannt, gehören der sarmatischen Stufe an.

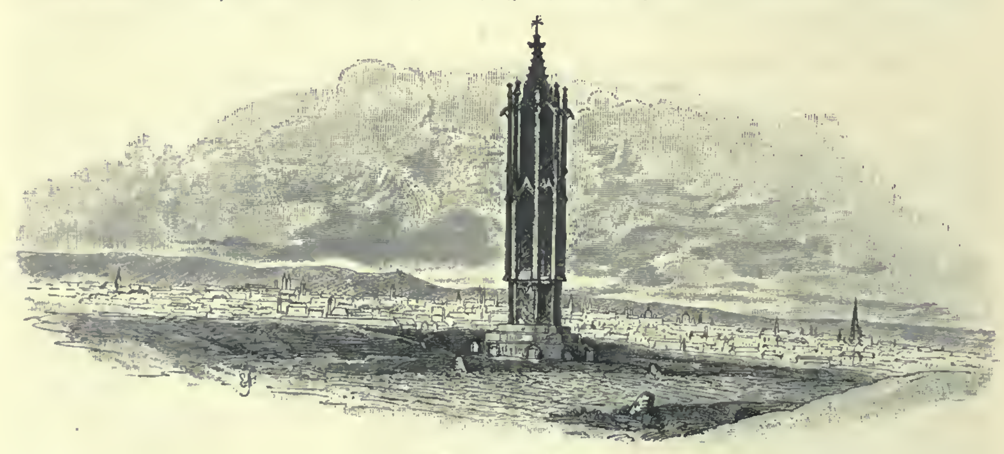
Aber noch eine dritte sehr einschneidende Veränderung haben wir in der Physiognomie unseres Beckens zu verzeichnen. Das süße Wasser der Ströme gewinnt die Oberhand, der Boden ist durch die Ausfüllung mit festen Stoffen gehoben, das Meer wird hinausgedrängt, die Uferlinie sinkt, der Salzgehalt nimmt stetig ab und in den Kalken am Ufer, im Tegel der Tiefen erscheint eine neue, wieder gänzlich verschiedene Thierwelt, es ist die Congerien- oder Inzersdorferstufe, über die stellenweise eine mächtige Schotterablagerung, der Absatz eines von Nordwest kommenden Stromes, der tertiäre Belvedereschotter sich ausgebreitet hat. Er ist das Product der Zertrümmerung krystallinischen Gebirges und besteht fast durchaus aus Quarzgeschieben (Kieselsteinen).

Abgesehen von der dünnen Lage diluvialen Materiales steht Schönbrunn mit seinem herrlichen Parke ganz auf den Ablagerungen dieser Stufe, auf Belvedereschotter oder Congerientegel; die großen Ziegeleien des Wienerberges, auf welchem das Wahrzeichen

„die Spinnerin am Kreuz“ weithin sichtbar in das Land schaut, liegen ebenfalls in diesem Materiale; ebenso Hetzendorf mit seinem Schlosse.

Hier ist aber ihre Mächtigkeit sehr gering, unmittelbar darunter folgen sarmatische Bildungen. Die einst vielfach besprochenen artesischen Brunnen von Atzgersdorf und Hetzendorf werden aus sarmatischen Ablagerungen gespeist. Mit den Congerienschichten schließen, abgesehen von untergeordneten kleinen Kalkabsätzen aus Süßwassertümpeln, wie wir sie auf der Spitze des Eichkogels bei Mödling und bei Moosbrunn entwickelt sehen, unsere Tertiärbildungen ab.

Schon während des Endes dieser Epoche dürften die gegenwärtig aus den Alpen in die Wiener Bucht mündenden Wasserläufe: Schwarza, Piesting, Triesting, Schwechat &c.



„Spinnerin am Kreuz.“

der Hauptrichtung nach ihren jetzigen Lauf gehabt haben, allerdings in weniger tief eingeschnittenen Rinnen, aber mit weit mächtigeren Wassermassen. Sie brachten große Mengen aus der Zertrümmerung des Gebirges stammenden Schotters mit, den sie an ihren Mündungen in mitunter sehr langgestreckten Deltas ablagerten und damit das Materiale zu sehr zähen Conglomeraten lieferten, welche wir mit dem Namen Rohrbacher Stein bezeichnen, in zahlreichen Brüchen abbauen und nach Wien führen. Sie gehören der Congerienstufe an.

Nach weiterer Austrocknung des Tertiärbeckens nagten die Flüsse ihr Bett immer tiefer in die Sedimente des ehemaligen Meeresbodens ein, ihre Wassermenge nimmt langsam ab, doch führen sie fort und fort das Bröckelgestein des Gebirges hinaus und die Deltas breiten sich mehr und mehr aus. Ein Blick auf den Eingang des Piestingthales gibt ein schönes und belehrendes Bild dieser Vorgänge.

Ähnliche Verhältnisse, wie sie im alpinen Becken geherrscht haben, übten ihre Geltung auch in dem außeralpinen Theile der Niederung von Wien. Von ausschlaggebendem

Einflusse war aber hier jedenfalls die Constitution des Gesteins der Ufer. Vorzugsweise krystallinischer Natur, Granit, Gneiß, Glimmerschiefer, prägten diese Materialien durch die eigenthümliche Art der Verwitterung und Auswaschung der Landschaft, einen anderen Charakter auf als den, welchen wir im Kalkgebirge kennen gelernt. Niedere Berge, mehr kessel-, mulden- und wannenförmige Vertiefungen, in welchen sich die Ortschaften angesiedelt, ausgedehnte Plateaux, auf welchen, oft weitverbreitet, Findlinge, das heißt ausgewitterte,



Der Eingang in das Piestingthal.

festere Gesteinspartien in verschiedener Größe und abgerundeter Form verstreut herumliegen, kennzeichnen diesen Theil Niederösterreichs.

Die durch ihre Lage und historische Bedeutung interessanten Orte Meissau, Eggenburg, Burgschleinitz, Pulkau, Horn und andere liegen auf Tertiärablagerungen, am Ufer der Donau aber thront das wunderherrliche Benedictinerstift Melk auf einem Granitfelsen, allenthalben umgeben von zerstreuten Resten dieser Bildungen.

Auch auf das Leben der Tertiärwelt hat hier die physikalische Verschiedenheit des Meeresbodens mit seinen eigenthümlichen Existenzbedingungen ihre Wirkung ausgeübt, wie später auf den Typus des Landes.

Wer mit der Südbahn Wien verläßt, wird kaum bemerken, daß bei Leobersdorf der Boden allmälig ansteigt, von da bis Theresienfeld sich um mehr als 25·3 Meter erhebt

und gegen Wiener-Neustadt langsam wieder abfällt, während Neunkirchen wieder um beiläufig 95 Meter, Gloggnitz schon um nahezu 190 Meter höher liegt als Wiener-Neustadt. Diese eigenthümlichen, dem Auge wenig auffallenden Niveaudifferenzen sind durch zwei große Schuttkegel hervorgerufen, die einerseits aus dem Thale der Piesting, anderseits aus jenem der Schwarza herauskommen. Der Transport dieser unglaublichen Massen von Schotter geschah hauptsächlich während der auf die Tertiärzeit folgenden Diluvialepoche, welche das Steinfeld von Wiener-Neustadt mit einer mächtigen Decke von Geröllen überschüttete. Während aber hier der Zerstörung die Verwüstung folgte, ist an anderen Stellen aus der Zersetzung und Zerreibung des Gebirges fruchtbares Materiale entstanden, der Diluviallehm oder Löß, welcher, durch Wasser und Wind fortgetragen, auf weite Strecken hin den Boden in einen reichgesegneten verwandelte. Ein Theil unserer Hauptstadt, sowie alle westlich gelegenen Vororte stehen auf Lößboden und das Marchfeld



Das kaiserliche Schloß Laxenburg.

verdankt ihm seine Fruchtbarkeit. Nicht selten finden sich in dem diluvialen Schotter abgerollt und geglättet, die Versteinerungen der Tertiärablagerungen eingestreut; dieser Umstand gilt aber als Beweis, daß auch die letzteren nach ihrer Entstehung abermals zerstört und ihr Materiale sammt den organischen Einschlüssen durch Eis und Wasser an anderen Stellen abgesetzt wurde.

Auf diluvialem Boden steht gerade gegenüber dem Eichkogel das Kaiserschloß Laxenburg mit seiner reizenden alten Burg inmitten spiegelglatten, grünen Wassers. Mit seinen uralten Bäumen, Hainen und träumerischen Büschen und Hecken gleicht es von ferne einer Oase in den gleichförmig und eintönig dasselbe einschließenden Feldern. Unweit davon liegt eine zweite Oase, die aus Ulmen- und Eichenbeständen gebildete Fasanerie, die Guntramsdorfer Au. Zwischen ihren Durchschlägen genießt man einen reizenden Ausblick auf das Randgebirge vom Schneeberg und der Hohen Wand an bis zum Kahlen- und Leopoldsberg. Traulich gelegene Forsthäuschen beleben diese eigenthümlich einsamen und doch anheimelnden Landschaftsbilder, wie das von hohen Linden flankirte Forsthaus Weidau. Den Hintergrund deckt eine Coulisse von üppigen Weiden und Ulmen und zur

Rechten unterbricht das von grünenden Obstgärten eingerahmte Minkendorf in malerischer Weise die Aussicht auf das ferne Leithagebirge.

Die Alluvien der Flüsse und des Menschen Arbeit haben als letzte Factoren dem Boden seinen heutigen Charakter aufgedrückt. Lange vorher hat aber der Mensch diesen Boden bewohnt, wohl schon als Zeitgenosse des Mammuth, dessen Überreste wir häufig unter unseren Häusern finden. Mit Sicherheit können wir die Besiedlung des Landes der prähistorischen späteren Bronzeepoche durch zahlreiche Funde an vielen Punkten nachweisen.



Guntramsdorfer Au.

In geologischen Zeiträumen, für die uns jedes Maß fehlt, erhielt das Wiener Becken durch Ineinandergreifen ungestört waltender Naturkräfte die Gestalt seines Bodens, die Umrisse seiner Landschaft. In der geschichtlichen Zeit aber, die, je näher sie an unsere Tage heranrückt, desto klarer zu fassen uns vergönnt ist, hat der Mensch, soweit er sich die Naturkräfte dienstbar machen konnte, den Boden dieses Beckens den Zwecken geselliger Vereinigung anzueignen, der Landschaft das Gepräge seines Strebens aufzudrücken gesucht; und wenn dieses im Wechsel der Zeiten eine andere Form annahm, so liegt das eben in der Veränderlichkeit, die allem Menschlichen anhaftet.

Mit Beginn der christlichen Zeitrechnung pflanzte der Römer an der Stelle, wo das Becken von der Donau durchschnitten wird, seine siegreichen Kriegsadler auf. An des

Stromes rechtem Ufer erhoben sich seine stolzen Bauten, von ihm angelegte Straßen durchzogen das unwirthbare Steinfeld, eine davon sogar über die Gebirgssättel bis tief in die Alpen geführt, um Salz und Erz an die Donau zu schaffen. Auch die Anpflanzung der Rebe in diesem Landestheile werden wir dem römischen Einflusse zuschreiben müssen, und es ist bezeichnend für die rasche Ausbreitung dieses Zweiges der Bodencultur, daß im XII. Jahrhundert nahezu der ganze Westrand des Beckens vom Kahlenberg bis nach Gloggnitz an der Sonnseite mit Weingärten besetzt war. Heute reicht der durch Klima und



Das Forsthaus Weidau.

Lage vollberechtigte Weinbau nicht über das untere Becken hinauf, aber die Weine von Klosterneuburg und Weidling, von Grinzing und dem Nußberger Gelände, von Gumpoldskirchen und Vöslau wetteifern auf dem Weltmarkte mit den besten ihrer Gattung.

Soweit es die Geschichte uns darthut, begann die Culturarbeit im Wiener Becken mit jenen Mitteln, die das Christenthum an die Hand gibt, zu Ende des VIII. Jahrhunderts durch den gewaltigen Frankenkönig Karl den Großen, nachdem er die Macht der Avaren in diesem Landestheile gebrochen hatte. Ein Jahrhundert später, als die deutsche Ostmark auch von der ungarischen Herrschaft befreit war, wurde diese Culturarbeit eifrig fortgesetzt, nicht ohne Unterstützung bet- und arbeitsfreudiger Glaubensboten, die für den südlichen Theil des Beckens das Erzbisthum Salzburg, für den nördlichen das Bisthum Passau stellte.

Zu Ende des XII. Jahrhunderts sehen wir die Ränder unserer Landschaft durchwegs mit einer Reihe aufragender fester Burgen besetzt, die zunächst die Grenze zu sichern und den Bewohnern bei der friedlichen Arbeit Schutz zu bieten hatten. Viele davon stehen heute noch, zum Theil nach dem Bedürfnisse der fortschreitenden Zeit erneuert, verschönert, auch wohl mit ausgedehnten Gärten geziert, zum Theil als Ruinen zum Schmucke der Landschaft: auf der Seite gegen Ungarn die Schlösser von Bruck an der Leitha, Pottendorf, an Alter allen vorangehend Pütten und Seebenstein, im Süden des Beckens Steyersberg



Minkendorf (Münchendorf).

und Wartenstein, am westlichen Rande Pottschach, Emmerberg, Brunn am Steinfeld und Fischau, Enzesfeld, Rauheneck und Rauhenstein, Mödling und Enzersdorf-Liechtenstein.

Mit Beginn des XIII. Jahrhunderts entsteht durch die Fürsorge des vorletzten babenbergischen Landesfürsten, Leopold des Tugendhaften, die erste Stadt am Steinfeld — man nannte sie die neue Stadt — und später, nachdem sie in drangvollen Zeiten manche harte Prüfung bestanden, mit gleichem Rechte die allzeit getreue. Auch ihr Zweck war zunächst die Sicherung der Grenze, aber zugleich der Schutz des neuen Handelsweges, der von der Küste der Adria durch die Alpen und über den Semering zur Donau führte.

Die Zeit Kaiser Karls VI. und vornehmlich seiner für die innere Wohlfahrt ihrer Länder mütterlich besorgten Tochter Maria Theresia bezeichnet den Beginn größerer

industrieller Unternehmungen im Bereiche des Wiener Beckens sowie umfassender Anstalten zur Hebung der Bodencultur auf dem durch die Natur seines Bodens widerstrebenden Steinfelde. Die Gründung großer Fabriken für Metall- und Textilproducte an der Schwarza, Pütten, Leitha und Fischa, in den Thälern der Piesting, Triesting und Schwechat fällt in ihre Zeit, ebenso die Errichtung der Ackerbaucolonie Theresienfeld und die Bewaldung eines Theiles des Steinfeldes mit Schwarzföhren.

Heute ist die Niederung zwischen den Alpen und der Donau mit einem Netz von Straßen übersponnen, welche die aufblühenden Ortschaften unter sich und mit der Kaiserstadt verbinden. Bis in das Innere der Thäler des Randgebirges zieht sich im siegenden Wettkampfe die eiserne Schiene, und das Dampfroß fördert gleich dem jüngsten Sprößling der Elektrotechnik in nie geahnten Dimensionen Leben und Verkehr. Den Triumph heimischer Technik verkündend schwingt sich aus der grünen Steiermark auf wundergleichen Kunstbauten das eiserne Band — die Semeringbahn — in das Wiener Becken, während ein Meisterwerk gleichen Ranges — die Kaiser Franz-Josef-Hochquellenwasserleitung — der heilspendenden Nymphe des Schneeberges die Thore von Wien erschlossen hat.

Das Marchfeld.

Dort, wo die Donau zwischen dem Kahlengebirge und dem Bisamberge aus der Enge tritt, breitet sich zu beiden Seiten des Stromes eine weitgedehnte Fläche aus, rechts das sogenannte Wiener Becken, von einer Reihe von Hügeln vorgelagert, auf denen die Reichshauptstadt Wien mit ihren Vororten Raum gefunden hat, links, gleich vom Strome weg flach verlaufend das Marchfeld, vom Flusse so genannt, der dasselbe, einen Theil dieses Beckens, von Nord nach Süd durchfließt.

Abgesehen von dem links der March zu Ungarn gehörigen Theile ist das niederösterreichische Marchfeld die größte Ebene des Landes. Sie beträgt in ihrer weitesten Ausdehnung von West nach Ost (Lang-Enzersdorf—Marchmündung) nahezu 40, in ihrer Ausdehnung von Süd nach Nord mehr als 40 Kilometer, wozu noch von Stillfried aufwärts gegen Lundenburg hin ein zu Niederösterreich gehöriges Stück Marchthal von nahezu 30 Kilometer Länge gerechnet werden muß, das theilweise von den Armen und Auen der in die March fließenden Thaya besetzt ist.

Die Neigung des Bodens längs der March ist eine geringe; darum bewegt sich ihr Wasser auch bei weitem langsamer als das der anderen Nebenflüsse der Donau. Erheblicher ist die Neigung von West nach Ost, so daß z. B. Lang-Enzersdorf mehr als 24 Meter über der Stelle liegt, wo der Fluß in die Donau mündet. Inner der Fläche



Aus der Marchfeldebene.

selbst machen sich in gleicher Richtung einige Bodenanschwellungen bemerkbar, die den Rußbach von seiner südlichen Richtung nach Südost ablenken.

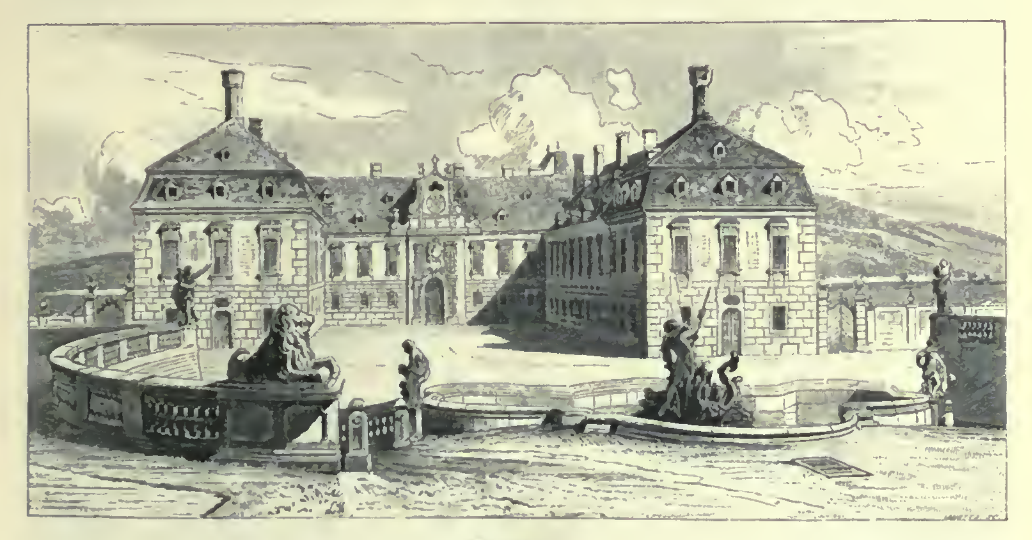
Der südliche Theil des Marchfeldes ist angeschwemmtes Land, der nördliche trägt zumeist Schotter und Steingerölle unter der Ackerkrume, einzelne Strecken sind mit Flugsand besetzt — alles das wenig günstige Bedingungen für die Feldwirthschaft. In der That ist auch der sorgsamste Betrieb und dabei noch ein sogenannt feuchtes Jahr nöthig, um den Ertrag der Bodenfrucht dort auf eine mehr als mittlere Höhe zu bringen. Zu fruchtbareren Strecken gesellen sich wieder andere, die ganz unbebaut sind und nur zur Weide dienen. Nach sorgfältiger Erforschung aber bietet das untere Marchfeld alle Bedingungen, um durch künstliche Bewässerung in der Fruchtbarkeit bedeutend gehoben zu werden. Die Vorstudien dazu sind gemacht, die Ausführung wird folgen, sobald das Land und namentlich die Reichshauptstadt die Vortheile eines so nahen ergiebigen Fruchtbodens abgewogen haben wird.

Es gab eine Zeit, wo der untere Theil des Marchfeldes von den Stromarmen der Donau durchzogen und mit dichtem Auwald besetzt war. Die Spuren sind da und dort heute noch an der welligen Form des Bodens bemerkbar. Dieser aber trägt nunmehr eine Reihe stattlicher, von Saatfeldern umgebener Ortschaften, während der Auwald zum Theil in dichten, von Hochwild und Wassergeflügel bevölkerten Beständen den Saum des heutigen Stromufers der Donau füllt und streckenweise auch am Rande der March hinzieht.

Eine Überschau des Marchfeldes an einem wolkenfreien Sommermorgen ist ein lohnendes Schauspiel. Es kann aber nur mit etwas Unbequemlichkeit gewonnen werden, etwa von der Höhe des Kirchthurmes in Groß-Enzersdorf, welches Städtchen beinahe die Mitte der unteren Fläche einnimmt.

Werfen wir zunächst einen Blick auf das Städtchen zu unseren Füßen. Trotz der vielfachen Veränderungen, die es im Laufe der Zeit durch Feindesnoth, durch Überschwemmung infolge des Eisganges der Donau und durch verheerende Brände erfahren hat, merkt man in seinen äußeren Umrissen noch immer die Anzeichen starker Befestigung, durch welche Groß-Enzersdorf ehemals unter den Waffenplätzen des Landes ausgezeichnet war. In den letzten Jahren des XIV. Jahrhunderts mit einer Ringmauer umgürtet, bildete der Ort ein längliches Fünfeck, an fünf Stellen durch feste Thorthürme unterbrochen und von einem Wassergraben eingefaßt, der an den Thorstellen auf Zugbrücken zu überschreiten war. Beinahe in der Mitte der Stadt erhob sich, wieder von einem Wassergraben umgeben, das feste Schloß der Bischöfe von Freising, die hier, so weit das mit der Landeshoheit verträglich war, seit dem XII. Jahrhundert Herren und Gebieter, wie überhaupt durch ihren reichen Besitz im Lande zu beiden Seiten der Donau einflußreiche Größen waren.

Im weiten Umkreise schweift der Blick über wogende Saatfelder und Weidegründe, zwischen denen nach jeder Seite hin Ortschaften mit ihren hell blinkenden Häuserreihen sichtbar werden, zumeist durch Straßen verbunden, die mit Bäumen besetzt sind. Zwei davon am Rande der Donau-Auen nehmen die Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch, der Markt Orth mit seinem dunkel aufragenden massigen Schloßthurm, dem man die Wetter ansieht, die er in vergangenen Tagen zu bestehen hatte, und weiter östlich, halb vom Auwalde verdeckt, das anmuthende Jagdschloß Eckartsau. Die Theilnahme für beide Orte wird erhöht, wenn man von Orth weiß, daß die Veste in der vom Parteigetriebe durchwühlten Zeit von 1452 bis 1463 dreimal belagert und genommen worden ist, zuerst von



Schloßhof.

den ständischen Söldnern gegen den Kaiser, dann von dem Parteigänger Franau (Fronau), um für die Ausbeutung der Umgegend einen Stützpunkt zu haben, dann von den Böhmen unter König Georg von Podiebrad, — und wenn man in den Räumen des Schlosses Eckartsau durch einen Schatz von Kunstgegenständen aus der Theresianischen Zeit überrascht wird: Fresken von Daniel Gran, Marmorstatuen von Matieli, werthvollen Familienbildern aus dem kaiserlichen Hause und einer durchwegs im Geschmacke jener Zeit durchgeführten Einrichtung der inneren Räume.

Ein liebliches Bild in unserer Rundschau bieten die fernen Höhen, die das Marchfeld in Nordwest und Nord säumen, vom Bisamberg nächst der Donau im weiten Bogen über die Hochleiten und die Matzener Höhe bis zum Hirschensprung ober Stillfried nächst der March. Sie sind meist bewaldet, an den Rändern stellenweise mit Reben bepflanzt und unter den von der Morgensonne beleuchteten Punkten treten die Schlösser Bockflüß und

Matzen, sowie im fernsten Hintergrunde die weithin sichtbare Kirche von Stillfried deutlich hervor.

Auch zwischen diesem Theile des Marchfeldes und dem früher berührten besteht eine geschichtliche Beziehung. Bockflüß gehört jetzt den Grafen von Abensperg-Traun; im XIV. Jahrhundert besaßen es die Herren von Eckartsau vom unteren Marchfelde und das Schloß Bockflüß — es wurde im Türkensturm 1683 verwüstet — war nach dem uns erhaltenen Bilde eine der interessantesten Festungsanlagen des XV. Jahrhunderts. Das heutige Schloß Matzen gehört derselben Familie — Grafen Kinsky, — die zu Anfang des



Das Jagdschlößchen Nieder-Weiden.

XVIII. Jahrhunderts Besitzer von Eckartsau waren, die jenem Schlosse den schmucken Bau und die schöne Einrichtung gegeben haben, mit welcher es 1760 durch Kauf an den Gemal der Kaiserin Maria Theresia überging. Heute aber glänzt Matzen nicht so sehr durch den Schmuck seines Schlosses als durch die preiswürdige und erfolgreiche Sorgfalt, die der Besitzer der Cultur des Weinstockes angedeihen läßt. Die Matzener Weine sind der Ruhm des Marchfeldes geworden.

Zwei Eisenstraßen, von Wien ausgehend, ziehen durch die Fläche, eine (die Staatsbahn) in der Richtung gegen Nord mit einem Flügel nach Ost; die andere (die Nordbahn) in der Richtung nach Nordost, um sich dann nach Nord zu wenden. Der Ausblick gegen Ost reicht an die kleinen Karpathen, die mit dem Thebner Kogl unmittelbar gegen die March

vorspringen, dort, wo diese in die Donau mündet. Auf dieser Seite fesselt den Blick vor Allem der großartige Bau von Schloßhof, welches dem Kriegshelden Prinzen Eugen sein Dasein dankt, und mehr im Vordergrunde, vom grünen Auwalde gesäumt, das Jagdschlößchen Nieder-Weiden, welches der Vertheidiger Wiens 1683, Rüdiger Graf von Starhemberg, sich bauen ließ, beide, sowie Eckartsau und Orth, jetzt Eigenthum der kaiserlichen Familie. Die Fernsicht im Süden ist theilweise durch die Auwälder an der Donau beschränkt, doch gestatten diese einen Ausblick auf das rechte Donau-Ufer, wo Petronell, Deutsch-Altenburg und Hainburg zunächst ins Auge fallen und der Gesichtskreis



Stillfried und die Kirche.

durch einen weiten Ring von Höhen begrenzt wird, unter denen die Leithaberge, die Rosalienkapelle im Südost, der hochaufragende Schneeberg mit seinen Nachbarbergen, endlich der Kahlen- und der Leopoldsberg im Südwest die auffallendsten Punkte bilden.

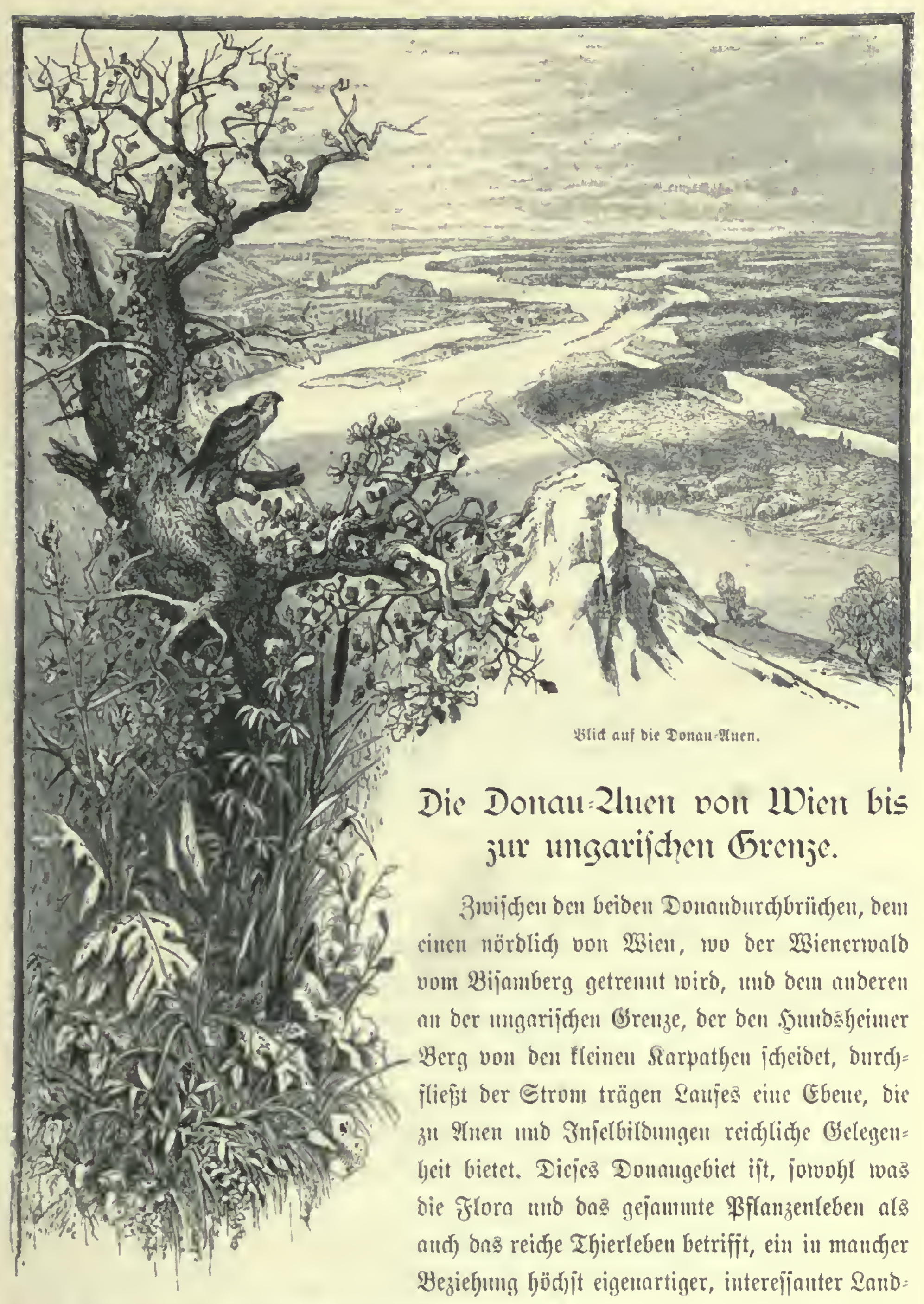
Jeder Winkel der Erde hat seine besondere Merkwürdigkeit und sucht sie in dem Maße, als das gemeinsame Interesse dabei mitläuft, geltend zu machen. Das Marchfeld hat ihrer mehr als eine, die sich der Schilderer nicht entgehen lassen darf. Einmal ist die Gänsezucht nirgend im Lande so verbreitet und für den wirthschaftlichen Bedarf so ergiebig als im Marchfelde und ein Gleiches gilt von der Zucht der Pferde. Die Bedingungen dazu sind durch die Natur des Bodens gegeben und die Anregung wird durch den Nutzen gefördert, den die Bewohner aus beiden Wirthschaftszweigen ziehen. Merkwürdig aber ist, daß beide Wirthschaftszweige sich als dem Marchfelde eigenthümlich bis in die älteste Zeit

verfolgen lassen. Schon im XI. Jahrhunderte hieß ein Theil des Marchfeldes Ganserfeld und in einem anderen Theile deutet heute noch der Ortsname Gänserndorf (vor Zeiten Gänsetreiberdorf) auf eine ausgiebige Pflege der Gänsezucht zurück. Wenn dabei erwogen wird, daß die Donau-Auen im Marchfelde von jeher, wie heute, alljährlich eine gesuchte Station für die Wildgänse waren, so mag immerhin das Marchfeld als eine jener Stellen zu gelten haben, wo man anfing, die Wildgänse zu zähmen und zu züchten.

In ähnlicher Weise verräth ein alter, heute verstümmelter Ortsname im Marchfelde die Pflege der Pferdezucht zu jener Zeit. Das Dorf Stopfenreit im südöstlichen Theile nahe der Mündung der March in die Donau hieß im XI. Jahrhunderte Stutenpferch, das heißt Gestüte, und den gleichen Namen hatte ein Ort im nördlichen Theile des Marchfeldes, der später wahrscheinlich durch Überschwemmung zu Grunde ging. Das sind nun Merkwürdigkeiten, die neben ihrem geschichtlichen Werthe den Bewohnern im Allgemeinen zugute kommen.

Es ist aber noch eine Merkwürdigkeit zu verzeichnen, und zwar die größte, die das Marchfeld vor allen anderen Gegenden des Landes voraus hat, von der man das Obige nicht sagen kann. Der Krieg an sich ist ein schreckliches Übel und dessen Abwendung wohl des höchsten Preises werth. Nirgend aber werden seine Schrecken furchtbarer als dort, wo die kämpfenden Mächte aneinanderprallen und in vernichtendem Getümmel um den Siegespreis ringen. Es ist ein Ruhm, wenn auch kein neidenswerther, für unser Marchfeld, daß auf seinem Boden wie nirgend anderswo in einem gleich beschränkten Raume so viele entscheidende Schlachten geschlagen wurden. Die vorgeschichtlichen Zeiten bleiben hier unberührt, wiewohl es auch für diese an Andeutungen nicht fehlt, daß die blutige Entscheidung wichtiger Völkerfragen häufig im Marchfelde geholt wurde, sowie die Gewißheit nahe liegt, im Marchfelde seien die römischen Legionen von den Quaden vernichtet worden, ehe diese an die Zerstörung von Carnuntum schritten (375). Die germanischen Quaden waren die Herren nicht nur des Marchfeldes, sondern auch des ganzen Landes links der Donau.

Von den Zeiten aber, wo Österreich schon ein wichtiges Glied einer größeren Ländergruppe war, bis in unser Jahrhundert sind namentlich hervorzuheben die Schlacht bei Groißenbrunn (12. Juli 1260), in welcher König Ottokar von Böhmen gegen den König Béla von Ungarn die Steiermark zurückgewann; die Schlacht am Weidenbache (26. August 1278), wo derselbe König Ottokar gegen Rudolf von Habsburg Sieg und Leben verlor; die Schlacht bei Asparn (21. und 22. Mai 1809), wo Österreich, auf sich selbst gestellt, der Gewaltherrschaft Napoleons den ersten empfindlichen Schlag versetzte; und die Schlacht bei Wagram (4. und 5. Juli 1809), wo das österreichische Heer mit gleicher Tapferkeit, aber mit abgewendetem Glücke demselben Gewaltherrscher gegenüber stand.



Blick auf die Donau-Auen.

Die Donau-Auen von Wien bis zur ungarischen Grenze.

Zwischen den beiden Donaudurchbrüchen, dem einen nördlich von Wien, wo der Wienerwald vom Bisamberg getrennt wird, und dem anderen an der ungarischen Grenze, der den Hundsheimer Berg von den kleinen Karpathen scheidet, durchfließt der Strom trägen Laufes eine Ebene, die zu Auen und Inselbildungen reichliche Gelegenheit bietet. Dieses Donaugebiet ist, sowohl was die Flora und das gesammte Pflanzenleben als auch das reiche Thierleben betrifft, ein in mancher Beziehung höchst eigenartiger, interessanter Landstrich. Nahe sehr verschiedenen Gebirgszügen: den Karpathen, Alpen, den Ausläufern des Leithagebirges und des Mähren und Böhmen durchziehenden Hochplateaus, ferner

zwischen den Ebenen des Marchfeldes und des Wiener Beckens, hat das Augebiet an der Donau von den umliegenden Typen angezogen, in sich aufgenommen, und doch dabei sein ganz specifisches Wesen beibehalten. Die niederösterreichischen Donau-Auen sind eine Welt für sich, und wer nur die Wälder und Gebirge, sowie die Ebenen dieses Landes kennt, ahnt nicht, daß in unmittelbarer Nähe der Weltstadt eine noch recht einsame und ganz für sich allein charakteristische Wildniß besteht.

Ungarn und die unteren Donaugebiete haben noch größere, noch urwüchsigere Augebiete, die im Allgemeinen mit den niederösterreichischen Donau-Auen in vielen Beziehungen übereinstimmen, aber die Mannigfaltigkeit der Vegetation ist hier eine größere, weil gerade die Gegenden des Wiener Beckens durch das Aneinandergrenzen der pontischen, der alpinen und der baltischen Flora so reich an Arten sind. Und die Thierwelt ist nicht geringer vertreten und nicht weniger anziehend durch ihr noch unbehindertes Treiben in diesen großen Wald- und Flußrevieren, die zur Heerstraße dienen allerhand Zugwild und zum Schutze den einheimischen Gattungen.

Selbstverständlich hat der Mensch im Laufe der Zeiten auch in diese Gebiete eingegriffen und jene Theile der Auwälder, die nicht durch die Macht des Stromes und seiner Überschwemmungen als theilweise unbenützbarer Boden bleiben mußten, sich dienstbar zu machen gewußt. Hierdurch haben an beiden Ufern der Donau die Wälder an Breite eingebüßt, überall sind die Felder näher, an manchen Stellen bis hart an den Strom herangetreten und durch die noch im vollen Bau begriffene Donauregulirung ist einem Wechseln des Strombettes und den damit verbundenen neuen Inselbildungen und Ausdehnungen des unbenutzbaren Schotter-, Sumpf-, Wasser- und Dickichtgebietes ein Riegel wohl für immer vorgeschoben. Innerhalb des ihr vorgezeichneten Weges und des Inundationsterrains wird aber die Donau nach wie vor ihre Veränderungen und Inselbildungen, wenn auch künftig nur in kleinem Maßstabe, fortsetzen.

Sind auch die Donau-Auen heute schon lange nicht mehr, was sie einst waren, so haben sich doch einzelne Partien immer noch in voller Urwüchsigkeit erhalten und werden wohl lange, trotz Regulirung und aller menschlichen Anstrengungen, noch so bleiben. Denn die Donau ist gerade in diesem Landstriche ein gar eigensinniger, schwer zu besiegender Strom, und was auch gegen den offenen Ansturm der Wogen erfolgreich geleistet werden kann, hilft nichts den unterirdischen Arbeiten des Sickerwassers gegenüber, das gerade bei den Aubildungen eine so große Rolle spielt.

In unmittelbarer Nähe Wiens verschwanden die Auen, welche noch vor sehr kurzer Zeit in voller Pracht bestanden, fast gänzlich. In rascher Folge wurde vom Fuße des Kahlenberges und gegenüber dem Bisamberge bis hinab zur Militärschießstätte und zum Prater die ganze Ufergegend bebaut, cultivirt, regulirt und mit Brücken, Häusern, Dampf-

schiffplätzen, Waarengebänden, großen Mühlen und Badeanstalten so reich besetzt, daß nur hier und da einzelne alte Bäume, versandete Plätzchen mit leichtem Weidenanflug und noch nicht gänzlich ausgerodete dünne Stangenhölzer an frühere Zeiten mahnen.

Und der Prater, der noch vor zwanzig Jahren, einige Alleen und Gehwege ausgenommen, eine echte, urwüchsig schöne, mit Hochwild reich besetzte Au war, ist jetzt ein arg zusammengeschrumpfter Park, in dem die alten herrlichen Bäume und an manchen Stellen längs der Wasserarme noch spärliche Auvegetation künstlich erhalten werden.

Über jene Theile des Gebietes, in denen der eigentliche Typus schon fast gänzlich den Alles nivellirenden Culturfortschritten weichen mußte, wollen wir nun rasch hinweggehen, um mehr Raum für die Schilderung der weiter östlich liegenden Auen zu gewinnen.



Der Typus der Donau-Auen.

Zwischen der Reichsstraße und der Staatsbahn und auch weiter östlich von der letzteren noch ein gutes Stück fort gegen die beiden Biberhaufen zu erstrecken sich kleine Waldparcellen, von Wasseradern, versumpften Tümpeln und Wiesen unterbrochen, die noch vor kurzer Zeit dichte, wilde Aubestände waren. Jetzt sind diese sogenannten Kagran-Stadlauer-Auen dünne, spärlich bebuschte Stangenhölzer, die den eigentlichen Charakter der Vegetation und auch des Thierlebens schon längst verloren haben.

Wohl verirren sich nicht allzu selten einzelne Stücke Edelwild bis dahin, auch Rehe sind ständig da, doch mit dem Verschwinden der wild emporwuchernden Pflanzenwelt hat sich auch die Thierwelt mehr und mehr zurückgezogen. Wege durchkreuzen die Waldcomplexe, welche durch den Damm der Donauregulirung ohnedies sehr viel Terrain eingebüßt haben, und ununterbrochener Verkehr von Menschen und Fuhrwerken auf der neuen, die Reichsbrücke mit Aspern und Stadlau verbindenden Straße, sowie der Bau von allerhand Gebäuden um den Stadlauer Bahnhof herum nahmen jener Gegend vollends den Charakter stiller Waldeinsamkeit. Ein ähnliches Schicksal wurde auch der sogenannten Asparner

Gemeinde-Au zu Theil. Die beiden Biberhaufen mit ihren fast undurchdringlichen Dickungen, umgeben von stillen, stehenden Wässern und den kleinen von Wasseradern durchzogenen Weidenanflügen und weiten Schotterbänken des Inundationsgebietes, sind schon ruhigere, von der Cultur weniger beeinflußte Inseln. Erstere waren immer da und wurden in den letzten Jahren durch den Damm der Donauregulirung vom Strome und dessen überschwemmenden und neubildenden Einflüssen gänzlich getrennt; letztere sind neue Schöpfungen der Donau, und da sie in jenem Gebiete liegen, in welchem der Strom frei schalten und walten kann, entstanden sie auch erst seit der Regulirung: angeschwemmter Schotter mit noch sehr an Arten armer Vegetation, doch überaus dichten Weidenanflügen, lauter kleine Inseln, eine von der anderen durch Schotterbänke getrennt, die mit steigendem Wasser sich in Flußarme und kleine Seen verwandeln. Selbstverständlich ist diese ganze Pflanzen- und Inselwelt den Launen eines starken Hochwassers preisgegeben; im Sommer sucht das Edelwild, besonders die Hirsche und auch einzelne Rehe, die sich schon an das Überschreiten des gepflasterten Inundationsdammes gewöhnten, diese kühlen, stets von Luftzug erfrischten Weidendickungen auf, in denen sie höchstens hier und da von einzelnen Fischern in ihrer Ruhe gestört werden.

Die Bewohner der Ufergegenden an der Donau trennen die Augebiete in zwei große Gruppen, in die sogenannten „Harte Auen" und in die „Haufen".

Diese volksthümliche Classificirung ist eine ganz begründete und gerechtfertigte, denn die sogenannte „Harte Au", richtiger Festlands-Au, trägt sowohl der Vegetation als auch dem landschaftlichen Gepräge nach in gar mancher Beziehung einen anderen Charakter an sich als die den Einflüssen des Stromes viel mehr ausgesetzten Haufen oder Inseln.

Das linke Donau-Ufer ist reicher an harten Auen und nur an einzelnen Stellen wurde die dichte Reihe der Wälder durch die Cultur verdrängt, und selbst da blos auf kurze Strecken, während längs des rechten Ufers nur in den westlichen Theilen unseres Gebietes ein schmales Band von Auen den Strom einsäumt und weiterhin fast gänzlich aufhört.

Eine der interessantesten und bekanntesten „harten Auen" des linken Donau-Ufers ist die große Lobau; ein schmaler Wasserlauf, der sogenannte Stadtl-Enzersdorfer-Arm, umschlingt sie, so daß auch dieser weite Complex nach allen Richtungen hin von Wasser umgeben ist.

Eine weite Wiese erstreckt sich inmitten der Lobau, einzelne kleine Dickungen und prächtige hochragende Feldrüster sowie sehr vereinzelte Eichen geben der breiten Fläche einen abwechslungsreichen Typus, und in den tief eingeschnittenen Mulden und Wellen läßt das alljährlich zu den Zeiten hohen Wasserstandes emporsickernde quellenreine Wasser reiche Sumpfvegetation zurück. Die Ränder dieser großen Wiese sind gebildet durch die forstwirthschaftlich eingetheilten Waldcomplexe; Stangenhölzer mit dichtem Unterwuchs,

In der Lobau: der Lobgrund.

fast undurchdringliche Dickungen, Erlengehölze, wilde Obstbäume, hohe Gräser, breitblätterige Pflanzen und die volle artenreiche Fülle dieser aus verschiedenen Formen zusammengesetzten Vegetation folgen einander in durch Alleen und kleinere Wiesen geschiedenen Böden. Das Terrain ist nicht eben, Mulden, Erhebungen und wellenförmige Senkungen beweisen, daß auch hier vor Zeiten die Donau gar arg zu hausen verstand. Für die Wildbahn birgt diese, nun den Launen des Stromes entrückte Au herrliche Lagen. Hochwild bevölkert die Dickungen, ein reicher Rehstand, sowie auch Hasen, Kaninchen, Fasanen und Rebhühner erfreuen in ihrem fröhlichen Thun und Treiben das Auge des Jägers.

Auch die Vogelwelt ist in der Lobau in großer Menge vertreten, jedoch insbesondere findet man jene Arten, die mehr den Feldgehölzen, flachen Landwäldern und dichten Gebüschen angehören und auch die Nähe des Menschen weniger scheuen. Kleinere Raubvögel, Bussarde, Ohr- und Sumpfeulen, Drosselarten, das Heer der Singvögel, Elstern, Häher und in den alten hohlen Rüstern nistende Mandelkrähen, Thurmfalken und Dohlen beleben die Landschaft. In einzelnen Wassertümpeln brüten Stoßenten und an den sandigen Ufern der Flußrinnen trippeln kleinere Wasserläufer-Arten umher.

Thier- und Pflanzenwelt hat, wie gesagt, mehr den Charakter des Übergangsgebietes an sich, der wilde urwüchsige Typus der einsamen Insel fehlt noch zum Theile und eben in diesem Ineinandergreifen der verschiedenen Gattungen liegt die Mannigfaltigkeit dieser „harten Auen". In der Lobau vermissen wir selbst das unseren unterhalb Wien liegenden Auen mangelnde Nadelholz nicht, nur wurde es auch hier von Menschenhand künstlich eingebürgert; doch auch viele andere dem Wienerwalde und selbst dem ausgesprochen alpinen Gebiete angehörende Pflanzen kommen vor, deren Samen fast ausschließlich durch Vögel und selbst Säugethiere übertragen werden.

Auf den großen unbewaldeten Flächen in der Lobau wurden auch einige Strecken Wiesengrund in den letzteren Jahren schon in Felder umgewandelt, doch Ansiedlungen entstanden noch nicht; zwei Jägerhäuser und zwei sogenannte Uferhäuser, Hütten für Arbeiter und Schiffleute sind hier die einzigen Wohnstätten; alte Erdwerke, Reste von provisorisch gebauten Straßen, Feuerstätten, Herde und dergleichen mehr, von Gras und Gebüsch theils schon überwuchert und von wilden Kaninchen durchwühlt, sind die Überbleibsel einer großen Zeit, in welcher die Lobau der Sammelplatz war für die Heere Napoleons vor und nach der Schlacht bei Aspern; auch sind noch einige Gräber französischer Krieger zu sehen und mehrere Ortsbezeichnungen mahnen an jene bewegten Tage.

Am schönsten ist die Lobau im Frühling, wenn Alles grünt und blüht, Hag und Gesträuch im vollen Blumenschmucke prangen, über dem duftend feuchten Wiesengrunde Käfer und bunte Schmetterlinge schwirren, die Kronen der alten Rüstern rauschen,

Wildtauben girrend umherflattern, sausenden Fluges ganze Züge Wassergeflügels den blauen Strom entlang ziehen, auf den weiten Wiesen Rehe scheu aus den Dickungen heraustreten und die Bäume der Auwälder, in die letzten röthlichen Tinten der sinkenden Sonne getaucht, von leisem Winde bewegt erzittern. — Raubvögel streichen träge ihren Schlafplätzen auf den Inseln zu, ein vorsichtiger Hirsch schleicht, das Haupt gesenkt, die Kolbengeweihe vor den Ästen schützend, ängstlich witternd aus einem Jungholz hervor und Fasanhähne bäumen, mit den Schwingen raschelnd, unter lautem Ruf auf den niederen Büschen; immer abendlicher wird es, immer länger dehnen sich die Schatten über die



Ein Ruheplatz in der Lobau: Silberpappelgruppe.

Wiese aus, naßkalte Dünste entsteigen den sumpfigen Mulden und purpurroth neigt sich die Sonne hinter die in zartem Dunste schwimmenden Kuppen des Wienerwaldes. Uns gegenüber erhebt sich zwischen den hohen Bäumen des Praters die glänzende Kuppel der Rotunde, dahinter der hochragende Stefansthurm, umgeben von den Zinnen und Dächern der herrlichen Stadt, in gelbliche Staubwolken gehüllt, und nordwärts blickt zwischen hochstämmigen Gehölzen und niederen Gestrüppen der Kirchthurm des mauerumgebenen Stadtl-Enzersdorf herüber, das so friedlich liegt inmitten wogender Kornfelder am Rande der Auen. Es ist ein schönes Stück Land — diese keineswegs wildromantische, mehr einem lieblichen Parke ähnliche Lobau.

In östlicher Richtung ist die Lobau durch einen breiten, von hohen Bäumen und schilfreichen Ufern eingesäumten Wasserarm von den sogenannten Mühlleitner Auen

getrennt. Im Großen und Ganzen können dieselben als die Fortsetzung der Lobau betrachtet werden, nur sind sie der Ausdehnung nach viel geringer. Auch hier wechseln dichte Junghölzer mit hohen Beständen, kleine und große Wiesen mit von Schilf und Rohr überwucherten Mulden. Die Mühlleitner Auen sind um Vieles wasserarmer als die meisten anderen, was von merklichem Einfluß auf die Vegetation ist; die Dickungen bleiben demzufolge lichter und es fehlt das üppige Durcheinander von Schlinggewächsen, hohen Gräsern und breitblätterigen Pflanzen; wenige Wasserarme durchziehen diese Auen und selbst diese wenigen trocknen jetzt meistens ganz aus; gegen den Rand der Felder zu sind die Bestände durch keinen Wasserlauf eingesäumt, was auch zur Folge hat, daß hier schon die Eiche eine große Rolle spielt und in wahrhaft prachtvollen Exemplaren die Wälder schmückt.

Das kleine Dorf Mühlleiten liegt reizend am Saume eines dichten Bestandes; die größeren Auen dehnen sich westlich desselben aus, in östlicher Richtung wird das grüne Band zwischen dem flachen Land und dem breiten Schönauer Arme immer schmäler, um dann von den Wolfswirther Feldern und bei Schönau ganz unterbrochen zu werden. Vor Zeiten waren auch hier die Auen um Vieles ausgebreiteter, doch allmälig drangen die Felder immer weiter vor und von Jahr zu Jahr verschwindet mehr Wald, dem Ackerlande weichend. Die kleinen Complexe und Feldgehölze um Sachsengang und nördlich Schönau längs des Farenbaches gehörten gewiß einst in das Gebiet der Auen.

Die Lobau und die Mühlleitner Auen sind von den eigentlichen Inseln durch ein breites Flußbett getrennt, das vor Jahren einmal die alte Donau war und jetzt auch noch an manchen Stellen mit einer großen Wasserfläche ausgefüllt ist, während es an anderen nur hier und da bei steigendem Wasserstand viel Wasser aufnimmt, doch in normalen Zeiten blos weite Schotter- und Sandbänke, durch grünlich-graue Pflanzenanflüge an einzelnen höher liegenden Punkten unterbrochen, aufweist.

Ernst und melancholisch ist der Charakter dieser Gegend. Die weiten Steinfelder sind von tiefgrünen Wasserlachen und kaum einige Meter über den Boden emporragenden Weidenpflanzungen geziert, letztere Schöpfungen des Windes, der den Samen herbeiträgt auf die öde Fläche; dahinter liegen die dunklen Wälder der Inseln mit ihren weißen Pappeln und rauschenden Laubkronen. Doch ehe wir in diese interessantesten Theile unseres Donaugebietes eindringen, wollen wir früher die Landauen des rechten Ufers besprechen.

Da wäre der Prater zuerst zu nennen. Doch dieser ist, wie anfangs erwähnt, als echte wilde Au schon lange vom Schauplatze verschwunden; in der Ostspitze der Freudenau, zwischen verkrüppelten Gebüschen und kleinen Dämmen endet dieser Complex bei der Vereinigung des Donaukanales mit dem Strome; in weiterer Folge kommen dann die Kaiser-Ebersdorfer und Albener Auen, wie sie sich um die Mündung des Schwechatbaches gruppiren — jetzt auch nur mehr niedere Junghölzer, von träge fließenden und

stehenden Gewässern umgeben, die des Sommers arge Fieberdünste aus faulenden Pflanzenstoffen entwickeln. Diese schmalen Auen wurden durch die Bauten der Donauregulirung arg mitgenommen, so daß sie jetzt kaum mehr genannt zu werden verdienen. In östlicher Richtung gelangen wir nun in höhere Bestände und dichtere Gehölze, wie sie sich längs des Ziegel-Wasser genannten breiten Donauarmes erstrecken. Auf steiler Böschung liegt hier das Dorf Mannswörth. Römische Funde beweisen das Alter dieser Ansiedlungen; die erste bekannte Erwähnung des Ortes stammt aus dem Jahre 1058, wo Kaiser Heinrich IV.



Der Brückenthurm in Fischamend.

dem Stifte St. Pölten drei königliche Hufen Landes in Mandeswerde zwischen der Swechant (Schwechat) und Viskaha (Fischa) schenkt. Im Mittelalter nannte sich ein adeliges Geschlecht von Mannswerde und es bestand ein Freihof Freyenthurm mit bedeutendem Grundbesitze. Jetzt ist es ein armer Ort, aus zwei langen breiten Gassen bestehend; vor demselben erscheint heute eine breite Hutweide, die bis an den Donauarm reicht, und ein Fahrweg führt zum Inundationsdamm. Unter Mannswörth liegt vom Ziegel-Wasser umflossen die kleine Zainetau — ein unbedeutender in Alleen eingetheilter Complex mit niederen Dickungen und wenig Hochholz; weiter östlich schließt sich daran die lange schmale Poigenau, ein reizend schönes Gehege mit duftenden Waldwiesen, sehr wechselndem Baumschlag, einzelnen herrlichen alten Eichen, stillen von hohem Röhricht umsäumten Wasserarmen

und klaren Tümpeln, blumenreich und üppig, doch ungesund sumpfig im Sommer wie alle Landauen des rechten Donau-Ufers. Nun folgt die sehr ähnliche Fischamender Dorfau mit ihren Sümpfen und einsamen Rohrgründen und kleinen Dickungen. Mehr Leben herrscht in diesem Gebiete, da die Wiesen in Hutweiden verwandelt wurden und Wege nach der Donau führen; das schmale Band aller Landauen des rechten Ufers wird gegen das flache Land zu begrenzt durch eine eigenthümliche hohe, sehr steil abfallende Böschung, im Dialecte Gstätte genannt, die bei Mannswörth beginnt und bis gegen Deutsch-Altenburg hinabreicht. So flach die Auen am linken Donau-Ufer gegen das Marchfeld zu mit den Äckern sich mischend verlaufen, so scharf und wie mit dem Lineal abgemessen ist die Grenze am rechten.

Jäh fällt die Lehne, die vor Jahrhunderten das Ufer des Donaubettes bildete, ab; vom oberen Rande bietet sich überall im ganzen Gebiete eine schöne Fernsicht über sämmtliche Auwälder, das Silberband des Stromes und hinüber in das weite Marchfeld.

Der Erdabfall ist theils aus Lehm, theils aus Schotter zusammengesetzt, von Kaninchen, Zieseln, Füchsen und Dachsen durchwühlt und an manchen Stellen nur mit allerhand Gräsern und Blumen, an anderen aber auch mit dichten Dornsträuchern, selbst einzelnen Bäumen bedeckt und wird von Rehen und Hasen vielfach aufgesucht; Rinnsale, tiefe Gruben, Mulden und steile Lehmwände, vom Wasser, wie es nach Wolkenbrüchen von den anliegenden Feldern abstürzt, erzeugt, unterbrechen an vielen Punkten die Gleichförmigkeit der langen Lehne.

Ober dem Ostende der Dorfau, am Rande des Plateaus liegt an beiden Ufern des Fischa-Flüßchens Fischamend, ein sehr alter Ort mit römischen Funden in der Umgebung. Sein Name ist eine Umwandlung des mittelhochdeutschen Viskagenunde, das ist Mündung der Fischa; die Bauart der Häuser und der Kirche, sowie auch der alte massive Thurm an der Fischabrücke mit dem eisernen Fisch als Wahrzeichen tragen den Charakter eines alten, echt niederösterreichischen Städtchens an sich. Die Fischa biegt außerhalb Fischamend in einem scharfen Knie ostwärts ab und fließt ein langes Stück knapp am Fuße der steilen Lehne und parallel mit der Donau, um dann bei der Hirschensprung genannten Landspitze in die Donau zu münden. Neben der Dorfau liegen weite Hutweiden und breite Wasserflächen durch Auen und Sandbänke getrennt; ober denselben zwischen Rohr und Buschwerk und blühenden Gärten am Hang der Lehne nimmt sich das weiße Städtchen reizend aus; eine Fahrstraße führt durch einen hochstämmigen Bestand zur Donau-Dampfschiffsstation, östlich zieht sich zwischen dem Strom und der Fischa die lange schmale, mit Auen, Rohrbrüchen, Dickungen und Hochwäldern geschmückte, recht urwüchsig wilde Marktau hinab, bis sie im oben schon genannten Hirschensprung, einem fast undurchdringlichen, von Hochwild viel bewohnten Jungholz, endet. Es ist dies ein den

Überschwemmungen sehr ausgesetztes Gebiet, dessen Boden infolge der Umklammerung durch die Donau einerseits und die Fischa anderseits Winter und Sommer durchweicht und sehr häufig stellenweise überflutet wird, daher einer Wasserpflanzen-, Rohr- und Schilfentwickelung in malerischer Weise Gelegenheit zur Entfaltung bietet. Silber-, Purpur- und Nachtreiher suchen alljährlich diese günstigen Plätze auf und in der Fischa hausen Enten und Taucher in reicher Menge.

Nach dem Hirschensprung folgen noch einige kleine dicht mit Bäumen besetzte Inseln; ober denselben am hohen Plateaurand liegt der sehr alte Ort Maria-Ellend, dahinter, doch durch Felder getrennt, breitet sich auf sanft ansteigenden Lehnen der große Ellender Wald, ein schöner Eichenbestand, aus. Östlich von Maria-Ellend sind auch am rechten Ufer die Auen für ein kurzes Stück unterbrochen und steile, gelbbraune Lehmwände fallen bis an die Donau ab; an denselben ist das kleine Dorf Kroatisch-Haslau aufgebaut — die einzige kroatische Niederlassung am rechten Donau-Ufer. Die ersten Ansiedler kamen in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts aus ihrer von den Türken schwer geschädigten Heimat.

Der für den Forscher und Naturfreund interessanteste Theil unseres Gebietes sind unstreitig die großen Inseln oder Haufen, die zwischen der Lobau und den Albern-Mannswörther Auen beginnen und bis hinab gegenüber von Fischamend einerseits und Schönau anderseits reichen. Zoologisch sowie auch botanisch bietet diese kleine in sich abgeschlossene Welt so viel des Wechselvollen und Lehrreichen, daß viel mehr Raum nöthig wäre, um nur halbwegs eingehend diesen reichen Stoff zu behandeln; hier sei nur ein kurzer Überblick gestattet.

Die ganzen Inseln sind in malerischester Abwechslung ein Gemenge von hochstämmigen herrlichen Beständen, dichten Stangenhölzern mit wild überwuchernden Unterwuchs, undurchdringlichen Dickungen, von Lianengewächsen verbundenen Bäumen, kleinen Wiesen, weiten über mannshohen Schilf- und Rohrwänden, hohen brüchigen Lehmufern, sandigen Flächen, lehmig-feuchten Stellen, Sumpf- und Riedgründen, weiten Schotterbänken, breiten Wasserarmen, kleinen bachartigen Rinnsalen, quellenförmig aufsprudelnden Lacken, mit breitblätterigen Wasserblumen überdeckten Tümpeln und mit Weidenanflug überzogenen Dünen — dies Alles mischt sich untereinander in bunter Unordnung und gibt ein Bild urwüchsiger Wildniß, das gewiß Niemand in unmittelbarer Nähe einer Weltstadt vermuthen würde.

Der Strom und alle seine Arme schaffen durch reiche Niederschläge eine jahraus jahrein feuchte Luft, welche, wie auch die Thätigkeit des Süßwassers, die erstaunliche Üppigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation, der auch der Reichthum der Thierwelt entspricht, erklärt. Die Insecten, insbesondere die Gelsen, werden in der warmen Jahreszeit zu einer wahren Plage und es gibt heiße Abende, an denen ein Eindringen in manche von

Wasserlachen umgebene Dickungen für den Menschen fast unmöglich ist. Auch Reptilien und Amphibien gedeihen vorzüglich und in ziemlicher Artenzahl; die im hohen Grase raschelnden Schlangen und Echsen und die unzähligen Frösche und Kröten erhöhen nicht den Reiz dieser Gegend. Von den Fröschen, den oft riesigen Welsen, den großen Schielen, Hechten und allen den anderen vielen Gattungen, die an lauen Sommerabenden und selbst inmitten der Winterstürme Hunderte von Fischern an den Ufern der Donau in Bewegung erhalten, sei hier gar nicht weiter die Rede. Und die Vogelwelt ist vielartig und interessant in ihrem Thun und Treiben, in ihrem massenhaften Auftreten; ist schon die Zahl der Brut- und Strichvögel, die in diesen Gegenden ihr Heim aufgeschlagen, eine bedeutende, so kann sie doch nicht verglichen werden mit jenen vielfarbigen und vielgestaltigen Heerscharen, die alljährlich im Frühling und im Herbst der Donau, dieser Haupt-Marschroute der befiederten Welt, folgend, in den stillen Augründen ihre Raststationen halten. Und auch der Winter gesellt zu den überwinternden einheimischen Arten eine große Schar fremder nordischer Gäste, denen unsere Stromlandschaften im Verhältniß zu dem, woran sie gewöhnt sind, als warmer Süden erscheinen.

Die kleineren Säugethiere seien übergangen, sind sie doch auf den, den Fluten so ausgesetzten Inseln nur spärlich vertreten. Das Kaninchen fehlt ganz, der Hase kömmt nur vereinzelt vor. Iltis und Wiesel sind selten, der Edelmarder erscheint alljährlich vereinzelt und liefert den Beweis, wie weit selbst Vierfüßler zu wandern im Stande sind, denn die Wälder westlich des Marchfeldes sind seine nächsten Heimatsgründe, von denen aus er durch die Lobau in wasserarmen Zeiten ziemlich trockenen Fußes herüber gelangen kann. Für Fischottern sind die Haufen ein wahres Paradies, auch haust dieses Raubthier in erstaunlicher Menge am Hauptstrom sowohl als vor Allem in den Armen und Tümpeln, im Jungholz sowie im brüchigen Ufer. Ein schönes, schon allenthalben in Central-Europa seltenes Thier, der fleißige Biber, kam noch im Jahre 1850 auf den Donau-Inseln vor; in den stillen einsamen Armen, den sogenannten „Einrinnen" zwischen dem Kreuzgrund und Rohrwörth standen die letzten Burgen, jetzt ist schon lange diese eigenthümliche Colonie mit ihren drolligen Bewohnern auf immer verschwunden. Rehe sieht man auch hier allenthalben, doch leidet dieses zarte Wild in strengen Wintern durch Eisstoß und Überschwemmungen. Wie in allen Auen, so insbesondere auf den Inseln erreicht das Reh eine viel bedeutendere Stärke und Höhe sowohl des Körpers wie der Gehörne, als in den Gebirgen und Wäldern anderer Gegenden. Dasselbe gilt auch vom Hochwild. Wahre Prachtexemplare von Hirschen, geschmückt durch breite, endenreiche Geweihe, bevölkern die dichten Junghölzer und kühlenden Schilfdickichte der Haufen. Auch fremde Wanderer erscheinen hier und da in diesem Gebiete; innerhalb der letzten fünfzehn Jahre sind selbst Wildschwein, Wolf und Wildkatze erbeutet worden, doch sind diese seltene Gäste.



Rohrwörth.

Unter dem Einflusse der Jahreszeiten verändern die Auen, deren Anblick in erster Linie durch die Vegetation bedingt ist, wesentlich ihren Charakter. Um dem Leser in Kürze ein Bild vom Typus dieser Gegenden zu geben, trete er in die stillen Gründe während des Frühjahrserwachens, im Spätsommer und im Winter.

Frühling ist es, lichtblau der Himmel, warm die Sonnenstrahlen, die an der Sandbank lecken, so daß Tausende von kleinen Muscheln krystallhell glänzen, grünlich schimmert die Donau und niedrig ist der Wasserstand. Über Schotterbänke hinweg, zwischen leichtem Weidenanflug, dem großäugige Triele, kleine Sandläufer und Regenpfeifer mit langgedehntem Rufe entfliegen, gelangen wir an Wasserarmen und Lacken vorbei; hoch ist schon das Schilf und zwischen breitlaubigen Wasserblumen und saftig grünen Blättern huschen Fische umher und unzählige Frösche; unter unseren Tritten knirscht der heiße Kies und gleich daneben versinkt der Fuß im tiefen Lehm. Stockenten, alle gepaart, plättern empor, erschreckt ihr Nest verlassend, und eine überraschte Otter gleitet in die klare Flut. Über ein steil überhängendes Ufer klettern wir hinauf und dringen in die Geheimnisse des Auwaldes ein. Hohe Reitgräser, dichte Gebüsche, mit Waldreben und wildem Hopfen umsponnene Erlen hemmen auf Schritt und Tritt die Wanderung.

Die Pappeln duften so eigenthümlich stark, die letzten Veilchen verblassen und die ersten Maiglöckchen entsenden ihren Wohlgeruch, der Bärenlauch und andere Zwiebelpflanzen öffnen ihre Blüten, Alles sproßt und grünt, ein dichtes Laubdach ist über uns ausgespannt, in welchem Grasmücken ihre Lieder schmettern und goldgelbe Pirole pfeifend umherhuschen, verliebte Turtel- und Ringeltauben girren in den Kronen der hohen Silberpappeln und Nebelkrähen sitzen krächzend bei ihren Nestern. Nun gelangen wir in einen lichten Bestand. Schlanke weiße Stämme ragen hoch empor, Raubvögel-Horste stehen in ansehnlicher Zahl in den gabelförmigen Ästen; rothe und schwarze Milane, Bussarde, Blaufuß und kleinere Falken führen da ein herrliches Leben; die Weibchen sitzen auf den Nestern, während die Männchen hoch in den ätherblauen Lüften ihre Flugkünste ausführen; hier und da hängt noch ein alter breiter Adlerhorst windschief an einem dicken Aste als Beweis, daß hier vor Zeiten noch mächtigeres Raubzeug hauste. Ein niederer Hau am Rande des Hochwaldes, bedeckt mit dornenbewehrten Gebüschen, hohen Gräsern und einzelnem Röhricht, muß durchschritten werden; Fasane fliegen lärmend auf und tänzelnden Fluges flattern allenthalben die am Boden nistenden blauen Wiesen-, weißlichen Korn- und rostbraunen Rohrweihen empor, ein Reh blickt schüchtern nach den fremden Eindringlingen und ober dem nahen breiten Schönauer Arm kreist beutesuchend ein weißer Fischadler.

Zwei nicht allzu große Waldpartien, hohe Pappelgehölze, mit dichtem Unterwuchs zwischen den breiten Stämmen, von kleinen lehmigen Wasseradern durchzogen, fesseln nun unsere Aufmerksamkeit durch das eigenthümliche Leben, das sich da vor den Blicken entrollt.

Die Bäume sind ganz bedeckt mit runden und flachen Nestern und den Boden überzieht eine dicke Guanoschichte; halbverfaulte Fische, theils schon angenagt, verpesten die von dicken Fliegen und summenden Gelsen erfüllte Luft. Und oben in den Wipfeln herrscht reges Leben, graue Reiher im vollen Hochzeitsschmuck und grünlich-schillernde plumpe Cormorane stehen auf den Nestern und auf den Zweigen oder fliegen mit Gepolter und heiserem Gekrächze auf und ab. Ununterbrochene Unruhe erfüllt den ganzen Wald und von früh bis Abends ziehen die Hunderte von gemeinsam horstenden Vögeln von ihrem Jagd-



Angegriffener Hirsch.

platz der Donau und den anderen breiten Armen zu, um brütende Gemalinnen oder hungrige Junge mit Speise zu versehen. Fischen und Verzehren — das sind die unentwegt rasch aufeinander folgenden Grundprincipien dieser Vogelexistenzen, und was da im Laufe des Frühlings und insbesondere im Sommer, wenn auch die Nachkommenschaft hinanseilt zu den blauen Fluten, die Donau an Fischen liefern muß, läßt sich kaum ermessen.

Die weißen Möven fliegen nach den Sandbänken, ihren Schlafplätzen, ein Flug Kiebitze umflattert pfeifend die lehmigen Stellen, Fische springen hoch aus den Wellen nach Mücken haschend und ein frischer Abendwind zieht die Donau entlang; der Abend ist hereingebrochen und ein Kahn trägt uns über die kräuselnden Fluten des Hauptstromes:

wie graugrüne Wände umsäumen die Auwälder beide Ufer so weit das Auge reicht, tiefe Stille herrscht, nur dann und wann unterbricht ein Dampfschiff die Ruhe des Abends.

An den schotterigen Gestaden stehen in statuenhafter Unbeweglichkeit Fischer, die Pfeife im Munde, in zerlumpten Kleidern, wettergebräunte Leute, das kleine Netz in den Händen — Seeräuber nennt sie das Volk in diesen Gegenden. Fischen, ein reines Glückspiel in Anbetracht der mangelhaften Utensilien, bildet den Haupterwerb, etwas Schlingenstellen, Auffinden der hier in reicher Zahl angeschwemmten Leichname, Baumklettern und Nesterausnehmen sind ihre Nebenerwerbsquellen, und Rudern in elenden Kähnen bei jedem Wetter, den Eisstoß, kaum daß er sich bildet, als Brücke benützen, sind Künste, in denen diese halb im Wasser halb auf dem Lande lebenden amphibienartigen Menschen Meisterstücke liefern.

Eine kühle, tief dunkle Spätsommernacht liegt rings gebreitet; in einem Kahne gleiten wir rasch über die Donau. Nasse Nebel, wie sie am Strome auf und nieder ziehen, durchfröstelu Mark und Bein und das hohe Reitgras am Ufer trieft vom Thau, der allnächtlich in reicher Menge Alles überdeckt.

Allmälig beginnt es im fernen Osten zu dämmern, lichte Streifen überziehen immer weiter und weiter sich dehnend die eine Hälfte des Firmamentes, während die andere noch in bleischwarzen Tinten schwimmt. Der Ruf des Waldkauzes, der langgezogene Pfiff des Triels, das heisere Kreischen des nächtlich fischenden Reihers, sowie der schwirrende Flügelschlag der endlosen Eulenzüge, die von den Feldern und kleinen Bächen in die Auen zurückkehren, stören die majestätische Ruhe der schönen Septembernacht. Über Sanddünen, durch Weidenanflug, an einem Arme entlang dringen wir vor gegen das Rohrwörth, dessen Hochhölzer wie dunkle Mauern uns gegenüberstehen. Plötzlich erschallt ein Ruf, eine tiefe, imposante, weithin schallende Stimme; wie Orgelton klingt das Brautlied des hochgeweihten Hirsches; dem wackeren Kämpfer antwortet nicht allzuweit ein würdiger Rivale, und bald lassen sich von jedem Haufen aus den verschiedensten Richtungen her dröhnende Stimmen vernehmen. Jetzt heißt es warten; wir stehen am Ufer eines kleinen Armes, am Rande eines Hochholzes. Leise plätschert es im Wasser, bald da, bald dort; fischende Ottern sinds, und nun fallen auch sausend Enten dicht neben uns ein, quakend rascheln sie umher und nur wie Schatten unterscheidet man sie gegen den leichten Schotter zu. Gespenstisch huscht ein Reiher daher, um einen Morgenimbiß einzunehmen, und pfeifendes Wassergeflügel schwirrt ununterbrochen durch die Lüfte.

Je näher dem Sonnenaufgang, desto kälter, desto nasser kleben die Donaunebel an den durchweichten Kleidern. Kurze Unterbrechungen ausgenommen orgeln die Hirsche unablässig fort. Im Osten wird es immer heller, noch ist es nicht büchsenlicht, doch vorwärts, um lieber nahe zu sein, wenn es vollständig tagt. Ober einem brüchigen hohen Ufer durch



Der Eisgang auf der Donau.

Erlen und Pappelgebüsch schleichen wir vor, bis an die Knie durchnäßt von den im Thau triefenden hohen breitblätterigen Pflanzen, buschigen Brennesseln und langen Gräsern. Plötzlich erheben sich in einem Momente mit schußähnlichem Gepolter die vorsichtigen Enten; sie hatten uns bemerkt, auch die mißtrauischen Reiher schweben unter langgezogenen Warnungsrufen über den Wasserspiegel hinweg. Nun heißt es unbeweglich warten, denn die Hirsche, durch das jähe Geräusch gestört, halten in ihrem Morgenlied inne. Doch nicht allzulange dauert es, so läßt sich in der Ferne wieder eine Stimme vernehmen, bald eine zweite, dann noch eine, und endlich dröhnt auch wieder der brummende Baß des Capitalhirsches nahe vor uns durch den stillen Morgen. Jetzt behutsam, ohne ein Ästchen zu brechen, durch das Erlenholz; wir sind dem Tone der Stimme nach am Platze, niedergekauert ist in einigen Sprüngen das Buschwerk durchsetzt, und wir knien am Rande des steil abfallenden Ufers.

Im Wasser hört man klatschende Schritte, Wildpret ist es, das durch den seichten Arm zieht, und unter kurz abgebrochenem brüllenden Schrei sprengt der alte Kämpe einen schwachen Eindringling. Deutlich vernehmbar knirscht der Kies unter den wuchtigen Schaalen. Nun ist es Zeit hinabzublicken über den ruhigen Spiegel nach der weißlichen Sandbank und dem niederen Weidenanflug des kleinen gegenüberliegenden Haufens; einige Stücke Mutterwild ziehen am spärlichen Buschwerke äsend auf und nieder und das alte Kopfthier scheint sich dem schützenden Dickicht nähern zu wollen. Doch wo ist der Hirsch?

Da bemerken wir am Boden eine unförmliche Masse, mächtige Geweihe, die sich hin und her bewegen, er ist es! Er suhlt sich im kühlen Lehm am Ufer des Wassers, um neue Stärkung zu schöpfen, er erhebt sich und folgt bedächtig dem Wild. Es ist höchste Zeit, doch leider noch zu dunkel. Zur Ewigkeit wird jede Minute und ängstlich sucht das Auge den Fortschritten des heraubrechenden Tages zu folgen, immer weiter zieht der Rudel in den Weidenanflug hinein und immer seltener erschallt die schon ermattende Stimme. Da plötzlich ertönt zu unserer Linken ein mächtiger herausfordernder Schrei. Hohe endenreiche Geweihe erscheinen langsam aus der Dickung; der Rivale ist es, der dem abziehenden Feind erbittert nachschleicht. Die Wirkung bleibt nicht aus. Der Platzhirsch hält inne, ergrimmt wendet er sich um, ein dumpfer Ruf gibt die Aufforderung zur Schlacht, und mit hochgehobenem Haupte zieht er stechenden Schrittes seinem eben verlassenen Brunftplane zu. Nun ist der Moment gekommen, vorsichtig wird die Büchse gehoben, die Mücke ist sichtbar, es geht; jetzt bleibt er stehen, um mit weit zurückgelegtem Geweih zum letzten Male seine Stimme zu erheben, doch da knallt so frisch und frei der helle Büchsenklang weithin schallend durch die stillen Auen. Eine lange Flucht zeigt an, daß das Blei traf; in großen Sätzen stürzt das erschreckte Kahlwild in die bergende Weideninsel, während der mächtige Kronenhirsch durch das hochaufschäumende Wasser dicht neben uns über die steile

Uferböschung empor zwischen Erlen und Pappelgesträuchen laut polternd dem Hochholz entgegeneilt.

Bläulicher Rauch lagert über dem stillen Wasser mit den leichten Morgennebeln verschmelzend, blendend geht die Sonne fern im Osten hinter den zackigen Kuppen der kleinen Karpathen auf, die Landschaft vergoldend, und weit über dem Strome drüben hinter den kahlen Ebenen des Wiener Beckens sehen wir die lange Kette des Wienerwaldes und über Alles emporragend die glänzende Spitze des Schneeberges.

Ein Blick auf die Spur des Hirsches zeigt uns reichliche Rothfährte, die Kugel hat gewirkt, nun gilt es zurückzueilen nach dem Platze, wo der Jäger mit dem Schweißhunde wartet; die schwerste Arbeit kömmt erst, das Auffinden der Beute. Eine Stunde ist verflossen, schon meint es die Sonne ehrlich und die heißen Strahlen haben Tausende von Gelsen aus ihren Schlupfwinkeln gelockt, Gesicht und Hände umsummen unablässig diese lästigen Blutsauger. Wir sind wieder am Platze, der Hund wird an die Fährte gelegt, vor Aufregung zitternd beschnüffelt er die dunkelrothen Tropfen, die halb vertrocknet an den breiten Blättern kleben, — nun legt er los, an langer Leine vom Jäger gehalten, wir folgen. Der schmale Erlenhag ist rasch durcheilt, im lichten Hochwald hindert nur etlicher Unterwuchs die schnelle Suche; doch jetzt führt die Spur an einen stillen Arm: stehendes Wasser mit Rohr und weißen Blumen bedeckt. Bis über die Knie waten wir im Pfuhl, hinauf geht es ein lehmiges Ufer, herrlich ist der Platz; blaue Libellen umflattern den Spiegel, dicht belaubte Äste hängen tief über den einsamen Grund. Um diese Zeit ist Alles im üppigsten Grün, der Überreife schon nahe, Generationen überragen einander, die Frühlingsgewächse modern erdrückt unter den überwuchernden Kindern des Sommers, die Feuchte des Bodens dampft und das Überquellen des Pflanzenlebens erzeugt dumpfe, ungesunde Gase. Auch das seichte Wasser nach der Hitze der letzten Monate läßt übelriechende Sumpfbildungen zu. In das dichteste Dickicht leitet uns die Fährte, ein Erlengehölz ist es mit mannshohen Gräsern, Röhricht, stechenden Brennesseln, dornenbewehrten Sträuchern; Lianen umschließen die Bäume, umwickeln, Einhalt gebietend, den Oberkörper. — Immer mehr zieht der Hund an der Leine, immer langsamer können wir ihm folgen. Das Waidmesser muß heraus, der Weg will Schritt für Schritt gebahnt sein. — Ein schlanker Rehbock mit hohem Gehörne springt erschreckt aus seinem ruhigen Lager und die großen Schwärme von Wildtauben, die sich im September versammeln, fliegen klatschenden Fluges aus den Wipfeln der Erlen hervor. Immer eifriger wird der Hund, mit hochgehobener Nase beginnt er zu wittern; Vorsicht ist geboten, — da zwischen dem Laube hindurch, nur wenige Schritte vor uns ist der rothe Körper des Hirsches sichtbar. Er lebt noch! — Kaum hat er unsere Nähe geahnt, springt er schon empor und eilt, Äste brechend, Bäume mit sich reißend, mit lautem Gepolter nach vorwärts; der Hund wird gelöst; einige aufregende Minuten vergehen, bis der

erfreuliche Klang des hellen Standlautes an unser Ohr dringt, — nun heißt es eiligst folgen. Mit der Schwere des Körpers stößt, wälzt und drängt man sich durch, endlich schimmert eine Lichtung entgegen. — In einer breiten Wasserlacke halb von Schilf verdeckt steht schwer und krank, auf den sehnigen Läufen sich mühsam haltend, der Hirsch, mit den von abgerissenen Schlingpflanzen dicht umsponnenen Geweihen theilnahmslos den allzu eifrigen Hund abwehrend. Ein kurzer Büchsenschuß dröhnt durch die Au, verendet sinkt der Recke nieder.

Und was für ein Thier ist es, solch ein fünf Centner schwerer Donauhirsch; der lange breite Körper, das dicke Genick, der mächtige Brunfthals, der kurze Kopf mit der gebogenen Rammsnase, die stierähnlich geringelten Haare zwischen den Rosen und auf der Stirne, die hohen weit ausgelegten dunklen Geweihe mit den elfenbeinweißen Enden und schaufelförmigen Kronen — sie stempeln ihn noch zum Urhirsch, wie er draußen im flachen Lande und in den Thiergärten seit langer Zeit nicht mehr zu finden ist.

Auch später im October, wenn hoch oben in den Kronen der Bäume die Gewinde des wilden Weines schon röthlich erglänzen, das Laub sich verfärbt und einzelne Blätter von den ersten Frösten geknickt zur Erde tänzeln, ist es schön in den Auen. Auf den weiten Sandbänken stehen dann Tausende von Wildgänsen, ihre Raststation haltend, der erste kalte Tag treibt sie nach kurzem Aufenthalt an der Donau in südlichere Gegenden.

Und nun zieht der Winter in das Land. Die Wälder auf den Inseln sind ihres Schmuckes entkleidet, die Dickungen ragen wie trockene Besen empor und der wilde Hopfen verdorrt braun und dürr am Stamme der Esche; kleinere Wasserarme überzieht eine Eisfläche, der Sand und die Lehmgründe sind zu harten Tennen gefroren und der Schnee bedeckt die Erde.

Auf dem Hauptstrom schwimmen mächtige Eisschollen hinab und an den Schotterbänken und in den offenen Wässern treiben sich unzählige Mengen Wasserwildes umher: nordische Gäste sind es, rosenroth schillernde Gänsesäger, scheckige Eisenten, große Taucher und noch mehr verschiedene Arten. Über ihnen schwebt, sie von früh bis Abends beängstigend, der mächtige gelblich-graue Seeadler, auch ein Wintergast unserer Inseln.

Wenn des Abends die Sonne zwischen kalten röthlichen Nebeln zur Neige geht und starrer Frost die Erde umspannt, dann kommen die Adler ruhigen Fluges nach anstrengender Jagd aus allen Theilen des Augebietes, um Ruhe zu suchen am stillen, einsamen Gödenwasser, auf den hohen Silberpappeln mit den überhängenden Ästen. Groß sehen sie aus, die mächtigen Vögel, wenn sie da aufrecht stehen zwischen den dürren Zweigen. Manchmal gestaltet sich der Winter verhängnißvoll für die Haufen. Kommt Hochwasser, plötzlich den Eisstoß wegdrängend, dann schieben sich die Eismassen hinein in den Schönauer Arm, die Fluten treten aus und Eisberge schwimmen in den Wäldern



Das Gödenwasser.

umher, Bäume zerschneidend, Junghölzer niedermähend und jede lebende Creatur erdrückend. Sie sind ein urwüchsig schönes Gebiet — unsere einsamen Donau-Inseln!

Am linken Ufer des Stromes, schon westlich vom Dorfe Schönau und auch noch in östlicher Richtung eine ziemlich weite Strecke hin umsäumen öde, nur spärlich bebuschte, lehmig abbröckelnde Gestade und öde, kahle Felder die Donau; auch aus den Fluten ragen blos einzelne langgestreckte Sand- und Schotterbänke empor, doch in der Ferne erfreut schon der große Waldcomplex der Orther Auen die Blicke des stromabwärts ziehenden Wanderers; über die Kronen der Bäume erheben sich, weithin sichtbar, die massiven uralten Thürme des gleichnamigen Schlosses. Die Orther Au, eine echte „harte Au", erinnert in Form und Größe an die Lobau, doch im landschaftlichen Charakter ist sie von dieser ziemlich verschieden. Die großen Stangengehölze mit lichten Erlenbeständen, vielen Eichen, einzelnen alten Kiefern, abwechselnd mit wilden Obstbäumen, von langen schmalen Wiesen auf welligem Terrain durchzogen, mit Alleen und Wegen forstwirthschaftlich eingetheilt, geben diesem Complexe mehr als allen bisher geschilderten Auen den Typus guter Pflege und rationeller Behandlung.

Insbesondere die nach Norden bis an das Schloß und das Dorf Orth reichenden Bestände sind den Wäldern des flachen Landes ähnlicher als den Donau-Auen; auch kommen außer allen den früher genannten Thieren hier Eichhörnchen vor, die bisher sonst nirgends in dem erwähnten Gebiete anzutreffen sind. Näher dem Strome zu durchfließen einige schmale Wasserrinnen die Orther Auen und verleihen ihnen durch die an den Ufern üppiger emporwuchernde Vegetation einen urwüchsigeren Charakter.

Inmitten der Donau, von ihr brausend umrauscht, liegen nahe vom Uferhaus, das durch eine Straße mit Orth verbunden ist, zwei lange schmale Haufen, beide blos mit hohen Weidengestrüppen bedeckt, aber trotzdem von dem in dieser Gegend in ziemlicher Zahl lebenden Hochwild gerne aufgesucht.

Östlich schließen an die Orther Auen jene von Eckartsau, nach dem am Nordrande liegenden gleichnamigen Dorfe und alten Jagdschlosse benannt. Ein bald schmäleres bald breiteres Band von hübschen Beständen, durch viele Wiesen und Alleen unterbrochen, zieht sich längs der Donau bis hinab noch unter das Dorf Stopfenreith. Es sind dies echte Landauen von den eben geschilderten kaum abweichend. Wenige kleinere Gewässer durchkreuzen diese Wälder und der schmale Fadenbach, der schon bei dem Dorfe Mühlleiten beginnt, weit vom Hauptstrom zwischen offenen Feldern nördlich Schönau vorbeifließt und Mannersdorf und Orth berührend sich dann der Länge nach durch die ganzen Eckartsauer Auen zieht, mündet erst bei Stopfenreith zu einem Gerinne von kleinen Wasserläufen, sandigen Inseln und versumpften Wiesen in die Donau. Unsere Wanderung fortsetzend gelangen wir jetzt in ein Terrain, in welchem die Auen allmälig aufhören. Mit

vereinzelten Bäumen und kleinen Waldparcellen besetzte nasse Gründe, saftig grüne Sumpfwiesen und graue Hutweiden, hier und da von Armen und aus dem Marchfelde herabfließenden Bächen unterbrochen, erstrecken sich bis an den Grenzfluß. Die breite March trägt zwischen morastigen Gestaden ihre gelben Fluten der Donau zu. Uns



Schloß Wolfsthal: letzter Blick aus Niederösterreich.

gegenüber erhebt sich der steile Thebner Kogl und wir sehen das gleichnamige Dorf mit der altersgrauen Ruine, überragt von grünlichen Bergen, den letzten niederen Grenzpfeilern des großartigen Gebirgssystems der Karpathen. Am linken Ufer wäre somit die Grenze unseres Gebietes erreicht und wir wollen zurückeilen, um am rechten das noch Fehlende nachzuholen.

Östlich unter Kroatisch-Haslau liegen einige nicht unbedeutende, aber wenig und unschön bewaldete Inseln im Strome; der steilen Böschung folgend gelangen wir bald zu

dem Dorfe Regelsbrunn. Schon zu den Zeiten der ersten Habsburger war es ein selbständiges Gut, dessen Besitzer sich darnach nannten, im XVI. Jahrhundert aber bereits ausstarben. Nun folgt der sehr alte Ort Wildungsmauer, dessen erste Herren urkundlich im XII. Jahrhundert schon bestanden und bis zum Jahre 1412 in ihrem Besitze blieben; auf sie kommen die Herren von Dörr zu Deutsch-Altenburg und im Jahre 1615 gelangt Wildungsmauer durch Kauf an die Herren von Abensperg-Traun und wird mit der Herrschaft Petronell vereinigt.

Petronell, heute ein unbedeutendes Dorf, malerisch auf den steil zur Donau abfallenden Hängen aufgebaut, steht auf einem classischen Boden, der als ein Theil von Carnuntum reiche Schätze aus jenen Tagen birgt, als Legionen hier zur Grenzwacht lagerten gegen Quaden und Markomannen. Im frühen Mittelalter bildete dieser Ort einen Theil des Besitzes der Herren von Kranichberg, die so wie die mit ihnen gleichzeitigen Herren von Petronell Zweige der Liechtensteine waren; seit 1638 gehört diese ganze Herrschaft den Grafen Abensperg-Traun. Das große Schloß erhebt sich von Gärten umgeben an einem sehr malerischen, weithin in das Marchfeld und über die Donau herrliche Aussicht gewährenden Punkte; in seiner jetzigen Form wurde es nach der letzten Türken-Invasion erbaut. Längs des Ufers erstrecken sich mit prächtigen uralten Silberpappeln besetzte Gebäude, und einige durch üppige Vegetation geschmückte Inseln erhöhen den Reiz der lieblichen Gegend.

Der letzte Ort am Rande der Ebene und knapp am Fuße des steil abfallenden, so eigenthümlich karstartig kahlen Hundsheimer Berges ist das freundlich gelegene Deutsch-Altenburg, nach den Funden zu schließen auch ein Theil Carnuntums, dessen Schwefelquellen hier gleich alt, wenn nicht älter als jene Badens sind und zweifellos den Bauresten zufolge auch schon den Römern bekannt waren. Aus der vorgeschichtlichen Zeit rührt der weithin sichtbare, 10 Meter hohe glockenförmige Tumulus her. Die alte Kirche stammt im Schiffe aus dem XIII., in den Abseiten und spitzbogigen Kreuzgewölben aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts; der jetzige Ort scheint in seinen Anfängen schon im XI. Jahrhundert bestanden zu haben.

Nun gelangen wir auf der zwischen Berghängen und Strom eng eingeschlossenen Straße nach dem malerischen Städtchen Hainburg, welches sich, von kahlen Lehnen, waldigen Kuppen und grünenden Donaugestaden umgeben, auf einem weithin Aussicht gewährenden Punkte erhebt. Die ganze Anlage und Bauart weisen auf eine alte Geschichte und sind im Laufe der Jahrhunderte in den Kämpfen zwischen Ost und West nicht blos friedliche Zeiten über diese äußerste Grenzwarte hinweggezogen.

Zur Zeit der Römer ebenfalls ein Theil von Carnuntum, tritt Hainburg im Mittelalter, bereits im Jahre 888, in den von uns gekannten Urkunden auf: als König Arnulf

seinem Dienstedlen Heimo auf Bitte des Markgrafen Arbo einen Landstrich zur Erbauung einer Stadt überläßt, in welche sich die Bewohner bei einem Überfall durch die Mährer flüchten können, um darin Schutz zu finden. Damals wurde Hainburg größtentheils mit Bausteinen von den Resten des zerstörten Carnuntums errichtet. Vom XV. bis zum XVII. Jahrhundert bildet diese Grenzstadt einen mit wechselvollen Geschicken gegen die Ungarn und Osmanen behaupteten Kampfplatz.

Gleich unterhalb Hainburg erheben sich die Ruinen der alten Burg Röttelstein; sie stammt aus dem XI. Jahrhundert und war die Centrale eines großen Gutsgebietes,



Hainburg an der Donau.

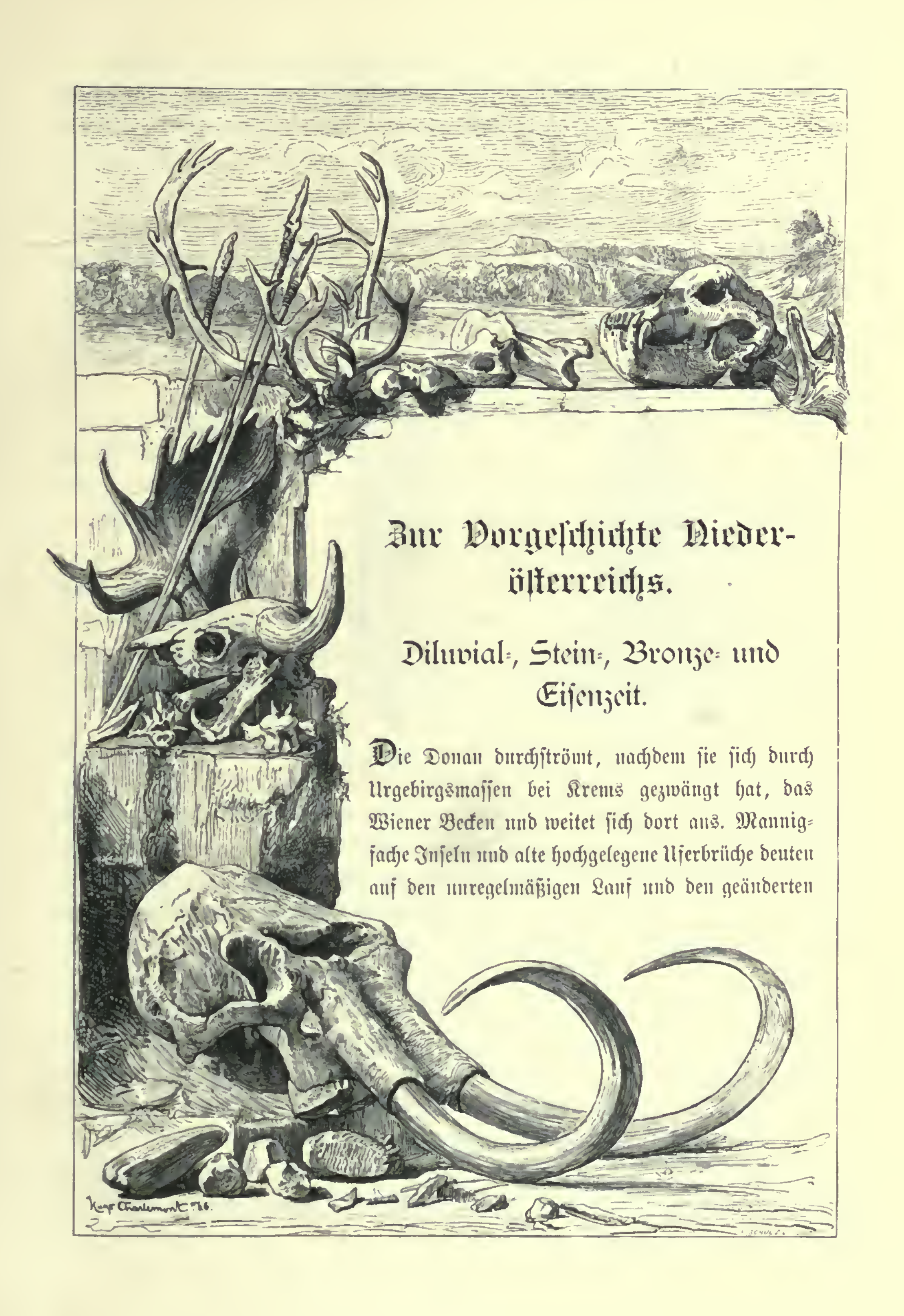
dessen Herren jedoch die Handelsschiffe auf dem Strom vielfach belästigten. Nach wechselvollen Schicksalen kam die Burg mit Beginn des XVI. Jahrhunderts an die Grafen von St. Georgen und Pösing und wurde von einem derselben, Grafen Peter, 1511, schon in demselben Zustande, in dem sie sich heute befindet, nämlich in Trümmern, großmüthig den Bürgern der Stadt Hainburg als Eigenthum überlassen.

Längs der Hänge des Brauns-Berges beschreibt die Donau, der Mündung der March entgegeneilend, ein Knie nach Norden, um sich dann, an den Thebener Bergen abstoßend, wieder nach Südosten zu wenden. Hier bildet der Strom einige spärlich bewaldete Inseln und, die Ebene verlassend, tritt er in den Durchbruch an der ungarischen Grenze, der von dem Hundsheimer Berge und seinen kleinen Collegen einerseits, den Ausläufern der Karpathen anderseits umstellt ist.

Bevor wir in dieses schöne Thal eindringen, sei ein Blick gestattet zurück auf die herrliche eben verlassene Landschaft. Von grünen Auwäldern umgeben, zieht sich das breite Silberband der Donau zwischen den reichen Ebenen des Marchfeldes und des Wiener Beckens, von West nach Ost; von Norden schlängelt sich die March herab, umsäumt von üppiger Niederung und sanften, malerisch geformten Höhenzügen. Am gegenüberliegenden hochragenden Ufer erhebt sich das große Schloßhof, weithin sichtbar, und fern im Westen gewahren wir in unsicheren Contouren den Bisamberg und südlich den Leopolds- und Kahlenberg und die immer höher aufsteigende lange Kette des Wienerwaldes. Wahrlich ein schönes Land ist dieses Niederösterreich.

Nur noch eine kurze Strecke Weges am rechten Ufer gehört in unser Gebiet. Durch kahle Felder gelangen wir bald nach dem Grenzdorf Wolfsthal, dessen altes Schloß sich zwischen dichten Donau-Auen und grünen Hügeln, mit rauschenden Eichenwäldern geschmückt, erhebt. Und damit haben wir unsere rasche, nur allzu flüchtige Wanderung durch diese Donaugegenden, von Wien bis an die Grenze Ungarns beendet.





Zur Vorgeschichte Niederösterreichs.

Diluvial-, Stein-, Bronze- und Eisenzeit.

Die Donau durchströmt, nachdem sie sich durch Urgebirgsmassen bei Krems gezwängt hat, das Wiener Becken und weitet sich dort aus. Mannigfache Inseln und alte hochgelegene Uferbrüche deuten auf den unregelmäßigen Lauf und den geänderten

Wasserstand des Flusses. Das Wiener Becken, sowie das nördlich gelegene Mähren ist zum Theil mit jener eigenthümlich gleichförmigen, aus Sand und Lehm gemengten Erdschichte bedeckt, welche die Geologen Löß nennen und welche in mächtigen Terrassen die beiden Ufer der Donau begrenzt.

Mitten in diesen Löß eingebettet, tief unter der jetzigen Grasnarbe, finden sich ziemlich häufig einzelne zerstreute Knochen des Mammuth oder des Rhinoceros. An einzelnen Stellen, wo Keller in die Lößterrasse eingetieft wurden, trafen sich aber schmale, schwärzliche Lagerschichten von Knochen dieser Thiere mit Holzkohlenstückchen und Feuersteinsplittern gemengt. Solche Fundstellen sind Zeiselberg, Sonnberg, Gösing, Stillfried und am oberen Laufe des Flusses Willendorf bei Spitz.

Wirr durcheinander lagen in diesen knochenführenden Schichten nicht sowohl Skelete, sondern einzelne Skelettheile und Knochenfragmente zahlreicher Thiere verschiedener Art beisammen. Das größte Contingent bilden die Mammuthe, von denen in Zeiselberg allein 12 Exemplare nachgewiesen werden konnten. Dann kommen vor Rhinocerosse, Pferde, der Riesen-, Edel- und Damhirsch, Renthiere, Bären, Wölfe u. s. w.

Die Feuersteinmesser von Zeiselberg, sowie die aus Stillfried schließen schon durch ihre Form jeden Zweifel über die künstliche Bearbeitung derselben aus, sie dürften ferner überzeugende Beweiskraft besitzen durch die mit kleinen Hieben erzeugte künstliche Schärfung am Rande derselben. Etwas anders geformt sind die Feuersteine aus Willendorf, welche mit den in Frankreich gefundenen mehr Ähnlichkeit besitzen.

Das Material zu diesen Feuersteinen kommt aus der nördlich der Donau gelegenen Urgebirgsformation. Sie wurden von den rohen Feuersteinknollen abgeschlagen und dann erst in der Hand zugeschärft. Es ist bemerkenswerth, daß in Willendorf auch Serpentinsteine mitgefunden wurden, welche Bearbeitungsspuren zeigen; denn gewöhnlich findet man in jener Epoche nur den Feuerstein nebst roh zugeformten Knochen als einziges Werkzeugsmaterial des Menschen vor. Die zugeformten Knochen zeigen wohl deutlich die Spuren der Bearbeitung, nicht aber die der Zuformung zu brauchbaren Werkzeugen. Bemerkenswerth ist ein großer Mammuthzahn und ein Rückenwirbel desselben Thieres aus Zeiselberg, sowie ein Stoßzahn aus Stillfried, welche ebenfalls Bearbeitungsspuren zeigen. Der obere Theil des einen Stoßzahnes ist mit kleinen Schlägen abgetrennt worden, der Rückenwirbel mit unzähligen Schnittwunden bedeckt. Auch an dem Stoßzahn aus Stillfried sind Hiebe und Arbeitsspuren deutlich sichtbar.

Nach Ansicht der Forscher stammen diese Knochen aus Lagerplätzen der Mammuthjäger, welche am Strande der Donau in jener fernsten Zeit die von Nord und Süd zu verschiedenen Jahreszeiten auf ihren periodischen Wanderungen begriffenen Thiere zu fangen und zu erlegen wußten.

Ähnlich in ihren Lebensgewohnheiten mit den Wilden und Eingeborenen von Afrika oder Australien, vielleicht auch nicht viel tiefer stehend als sie, müssen wir uns die Eingeborenen der diluvialen Zeit vorstellen. Was sie an Bastseilen, an Leder-, Holz- oder Horngeräthen besessen, ist in der unberechenbar langen Zeit kaum erhalten geblieben. Wir finden eben nur mehr die durch die Zeit unvertilgbaren Feuersteinsplitter vor.

Wie fern diese Zeit der unserigen liegt, läßt sich annähernd auch nicht nach Jahrtausenden berechnen. Keine noch so weit zurückreichende Mythe erinnert mehr an die Eiszeit, und uns fehlt durch unsere kurzlebige Erfahrung in geologischer Hinsicht jeder Maßstab der Zeitvorstellung, um zu bemessen, wie lange es etwa dauern würde, bis Gletscher zu bewaldeten Gebirgen, bis Steppen zu fruchtbaren Triften werden, bis





Feuersteinmesser von Zeiselberg.

Continente durch seculäre Senkungen sich von einander trennen oder bis die 10 bis 12 Meter hohen Lößschichten oberhalb der Lagerplätze unserer Mammuthjäger sich gebildet haben mochten. Jedenfalls liegt diese Periode unendlich weit hinter uns, denn die Fauna und Bodengestaltung veränderten sich mehrfach bis zur Periode der Pfahlbauten, die doch auch wieder Jahrtausende vor dem Erscheinen der Culturvölker in Europa liegen mag.

Wie waren nun die Menschen selbst in der Diluvialperiode?

Wir fanden in Niederösterreich keine Reste des Menschen im Löß, wohl aber hat man mit Skeletttheilen jener diluvialen Fauna in anderen Theilen Österreichs, dann in Deutschland und Belgien Skeletttheile des Menschen gefunden, wie z. B. den Schädel aus der Neanderthal-Höhle, von Engis, den Unterkiefer aus der Höhle Naulet u. s. w., welche allgemeine Schlüsse auf seine damalige Beschaffenheit gestatten. Obwohl diese Schädelreste zum Theil krankhafte Bildungen zeigen, so deuten sie doch entschieden auf eine niedrig stehende Menschenrace hin. Die Schädel sind extrem langköpfig, die Augenbrauenbogen

stark gewölbt, die Unterkiefer zurückweichend, die Zahnstellung schief. Ähnliche Merkmale zeigen aber auch die heute noch lebenden tief stehenden Racen, ja selbst einzelne Individuen unter den Culturvölkern, so daß ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen den damaligen Menschenracen und den jetzigen doch nicht festgestellt werden kann. Es waren weder Riesen, noch Zwerge, noch auch affenartige Halbmenschen, wie man anfänglich zu finden glaubte, wie sie aber bis jetzt noch nicht gefunden wurden.

Weit deutlicher als zur Periode des Mammuth in den Lößterrassen tritt uns das menschliche Schaffen und der Mensch selbst in den späteren Perioden besonders in den Höhlenfunden entgegen, welche der Renthierzeit angehören und uns bereits weit näher gerückt sind. Nicht sehr erhöht über Krems, unter der malerischen Ruine Hartenstein, eröffnet sich eine Höhle in die steil abfallende Felswand. Mit sehr zahlreichen Renthier- und Pferdeknochen fanden sich hier förmliche Herdplätze mit reichen Aschenlagern, worin zugeschärfte Feuersteinsplitter und mannigfache Knocheninstrumente mit zerschlagenen Thierknochen bunt gemengt durcheinander lagen. Unter dieser Culturschichte lag Höhlenlehm ohne irgendwelche Einschlüsse und unter diesem Lehm erst wieder eine andere Schichte mit unversehrten Knochen von Hyäne, Wolf, Mammuth und Rhinoceros, welche alle der früher erwähnten diluvialen Epoche angehörten und der hier beschriebenen Renthierperiode offenbar vorangingen.





Feuersteinmesser aus Stillfried.

Die Pfeilspitzen aus Bergkrystall verrathen schon eine sehr sorgsame Arbeit. Nicht minder charakteristisch sind die Feuersteine zu scharfen Messerchen oder Bohrern zugehauen. Mit diesen sind die Knochenpfriemen, Meißel und Nadeln und die sonstigen Geräthe aus Geweihstücken herausgeschabt worden, um dann schließlich auf Gneißgeschieben, welche sich ebenfalls vorfanden, vollends zugeschärft und geglättet zu werden. Nur an einem Geweihstücke, welches dem Renthier angehörte, ersehen wir zum Theil die Art der vorbeschriebenen Arbeit. Hier wurde eine ovale Öffnung sorgsam ausgeschnitten, die Augensprosse abgetrennt und ein Stück aus dem Querschnitte der Stange ausgesägt. Nicht selten ist diese Technik besonders in den Moorfunden aus Württemberg, an den zahlreichen halb vollendeten Stücken erkennbar. Interessanter noch ist die kleine Pfeife, die, wenn wirklich aus derselben Schichte stammend, gewiß zu den ersten Musikinstrumenten gezählt werden muß. Das für uns wichtigste Stück aus der Gudenushöhle, wie sie der Entdecker genannt, bleibt aber der mit Einkerbungen und Ritzungen versehene Röhrenknochen. Mit etwas Nachhilfe unserer Phantasie ist der flüchtige Entwurf eines Renthieres darauf erkennbar. Allerdings würde Niemand dieser Zeichnung ein großes Gewicht beilegen, wenn

nicht eben in dieser Periode solche Zeichnungen sehr gewöhnlich wären. Es ist gewiß sehr merkwürdig, diese Fertigkeit nicht nur bei einzelnen Individuen oder bei gewissen Stämmen jener Zeit zu finden, sondern sie gewissermaßen einer ganzen Culturperiode zuschreiben zu müssen, und dies umsomehr, als die menschliche Culturentwicklung sich nicht in der Richtung künstlerischer Freihandzeichnung bewegt hat und wir in viel späteren Perioden keine Spur solcher Thätigkeit finden.

Beim Studium der Vorgeschichte des Menschen ist es auffallend, daß in allen Ländern und unter den verschiedensten Menschenracen auf ähnlicher Culturstufe auch ganz ähnliche, ja selbst identisch gleiche Geschmacksrichtungen Platz greifen. Nicht nur in Niederösterreich, nicht nur in Frankreich und Belgien oder in Europa überhaupt, auch am Nil, in Indien, in Japan und in Amerika ist die erste Menschenbevölkerung genau mit denselben Feuersteinen, und zwar nur mit Feuersteinen bewaffnet gewesen; auch dort folgt den Feuersteinwaffen die Verwendung der Bein- und Horngeräthe und gehen diese wieder dem Gebrauche der Thonwaaren voraus.



Feuerstein aus Willendorf.

Aber nicht nach der Zeit des Vorkommens allein, auch nach der Culturstufe richtet sich die fast gleiche Behandlung und Verwerthung der Naturproducte. So stehen z. B. die Samojeden unseren Renthiermenschen aus der Gudenushöhle oder den Bewohnern anderer Höhlen sehr nahe. Auch diese verwenden in ganz ähnlicher Weise die Knochen und Geweihe des Ren zu allerlei Geräthen und gebrauchten, bevor sie durch die Europäer eiserne Messer sich verschaffen konnten, die Feuersteine als Werkzeuge und Waffen.

Damit schließen unsere bisherigen Forschungen nach den ersten Menschengeschlechtern in Niederösterreich; sie bieten uns weder in der physischen Erscheinung, noch in der Lebensweise etwas sehr Überraschendes. Das riesenhafte Bild, welches man sich einst von dem Titanengeschlechte der ersten Menschen gemacht, verkleinert sich; es verlängert sich aber dafür in das Ungemessene die Zeit ihres Erscheinens auf Erden; sie verschwinden endlich, um anderen Menschenracen Platz zu machen.

Die neuen Ankömmlinge finden wir schon im Besitze einer ansehnlichen Zahl von Culturmitteln, welche sie nicht nur hoch über jene der früheren Perioden erheben, sondern auch zu einem rüstigen Fortschritt befähigen. Wenn sie auch anfänglich der Metalle noch gänzlich zu entbehren scheinen oder sie doch nur in einem unzureichenden Maße besitzen, so haben sie sich doch eine bewunderswerthe Geschicklichkeit angeeignet, außer dem Feuerstein auch andere Gesteine zu bearbeiten und für verschiedene Gebrauchszwecke zu formen.

Nebenbei werden auch die Geräthe aus Knochen und Holz mehr und mehr den besonderen Verrichtungen angepaßt und daher mannigfaltiger und vollkommener. Endlich treffen wir bei ihnen auch auf die den Mammuthjägern noch gänzlich fremde Kunst, aus Thon verschiedenartige, zuweilen hübsch verzierte Gefäße zu formen.

Außerdem gab es noch allerlei Schmuck aus den Zähnen der erlegten Thiere, Perlen, aus Stein, Thon, Muscheln und eine Fülle anderweitiger Dinge.

Der große Fortschritt in der Cultur äußert sich aber nicht blos in der erhöhten Geschicklichkeit, Geräthe vollkommener und mannigfaltiger Art zu erzeugen, sondern auch ganz wesentlich darin, daß die neuen Ankömmlinge nicht mehr bloße Jäger und nomadisirende Hirten, sondern wesentlich Viehzüchter und Ackerbauer sind. In allen Ansiedlungen dieser Zeit stoßen wir auf Knochen von verzehrten Thieren und oftmals auch auf die verkohlten





Feuersteine aus Willendorf.

Reste von Getreide. Finden wir von den Jagdthieren insbesondere den Hirsch zahlreich vertreten und neben ihm noch das Wildschwein, den Biber, den Auerochsen, den Elch, die Fischotter, die Gemse, das Reh, den Schwan, den Reiher und vereinzelt noch anderes Wild, so erscheint unter den Hausthieren am häufigsten eine kleine Art des Rindes, dann das Schaf, die Ziege, das Schwein und der Hund.

Von Getreidearten treffen wir eine kleine Art von Weizen (den sogenannten Pfahlbauweizen) und die sechszeilige Gerste, dann die Hirse und endlich den Lein an nebst allerlei anderen Sämereien, welche uns in ihrer Gesammtheit einen Beweis geben von der bedeutenden Rolle, welche der Pflanzenbau damals schon im Haushalte des Menschen spielte, für den er nicht nur einen ansehnlichen Theil der Nahrung, sondern auch den Stoff für gewebte Kleider, für Schnüre, Fischnetze, Stricke, für die aus Stroh oder Schilf bestehende Bedachung des Hauses, und für vielfältige andere Zwecke lieferte.

Die Hütten bestanden aus Flechtwerk, auf welchem von innen und außen eine Schichte Lehm aufgetragen war, die bei den oftmaligen Feuersbrünsten, von denen die

Ansiedlungen heimgesucht wurden, hartgebrannt und auf diese Weise in Bruchstücken bis zum heutigen Tage erhalten wurde. Diese Überreste der Hütten und ihres Inhaltes an menschlichem Geräth sind häufig über größere Flächen unter der Ackerkrume verstreut, von wo sie gewöhnlich durch den Pflug an den Tag gebracht werden. Es ist daraus ersichtlich, daß diese Leute in größeren Ansiedlungen vorzugsweise auf freistehenden, von



Ansicht von rückwärts. Längenansicht.

Bearbeitete Serpentinsteine aus Willendorf.

steilen Gehängen begrenzten Plateaux gewohnt haben, die schon durch die natürliche Bodengestaltung einigen Schutz gegen feindliche Angriffe boten. Manche dieser Ansiedlungen haben den Wechsel mehrerer Culturperioden überdauert.

Derartige mehr oder weniger ausgedehnte Ansiedlungen sind namentlich auf den Abhängen des Manhartsberges nachgewiesen worden. Hier ist es vor Allem der Vitusberg bei Eggenburg, welcher durch die große Zahl und Mannigfaltigkeit der auf demselben gemachten Funde eine gewisse Berühmtheit erlangt hat; aber auch eine große Zahl der im weiten Kreise herumliegenden Anhöhen und heutigen Ortschaften ist damals in auffälliger Dichtigkeit schon bewohnt gewesen.

Im südlichen Theile des Landes ist vor Allem die merkwürdige Ansiedlung auf der Mahlleiten, einem rings durch tiefe Schluchten abgegrenzten Plateau bei Wiener-Neustadt, und jene auf dem Braunsberg bei Hainburg zu nennen, welche an den Plateaurändern auch noch durch einen meterhohen Erdwall bewehrt war. Eine kleine Ansiedlung hat wahrscheinlich auch der Leopoldsberg bei Wien getragen, wie denn Wien selbst in seinem ältesten Theile schon während der Steinzeit bewohnt gewesen ist.



Pfeilspitzen aus Bergkrystall. Eine Pfeife aus der Renthierzeit.

Wenn wir erwägen, daß jene Leute, von welchen wir reden, das erste cultivirte oder doch culturfähige Volk gewesen sind, welches vor mehreren Jahrtausenden in unsere Heimat einzog, daß sie es waren, welche zuerst Hand angelegt haben, um den Boden für



Feuersteine aus der Renthierzeit.

uns selbst urbar zu machen, so hat es einen nicht geringen Reiz zu fragen, in welchen ethischen Beziehungen sie zu uns, den heutigen Bewohnern des Landes, standen.

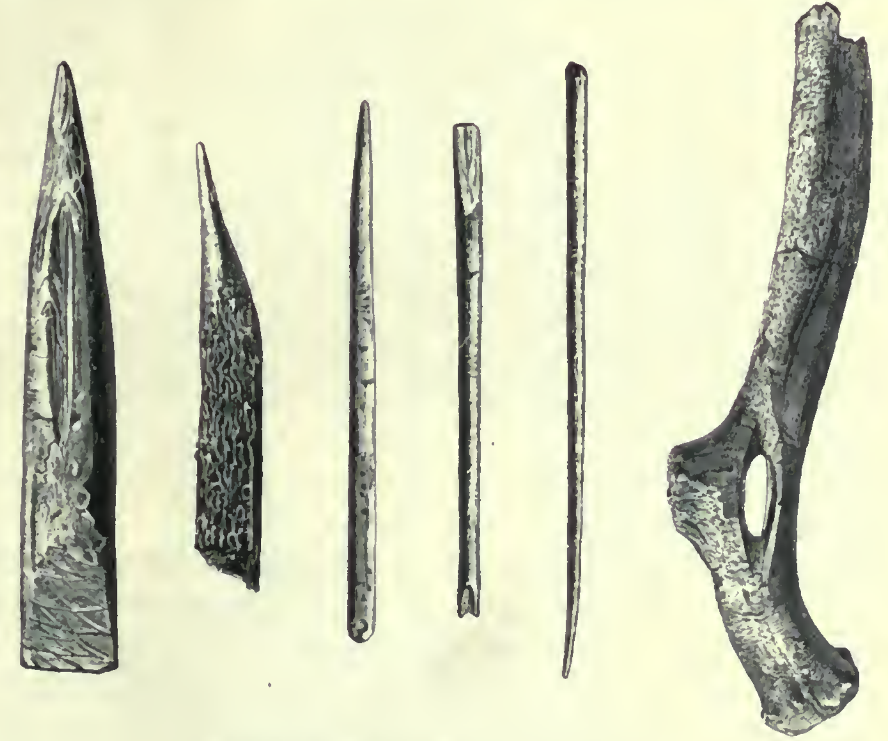
Die neuesten Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung lassen es wahrscheinlich erscheinen, daß die Heimat der Indogermanen in der Zeit, als sie noch Ein Volk bildeten und Eine Sprache redeten, nicht in Asien, wie man bisher annahm, sondern im mittleren Europa zu suchen ist. Es hat sich weiter gezeigt, daß die Cultur der Indogermanen, wie sie aus ihrer einst gemeinsamen Sprache erschlossen werden kann, jener entspricht, welche

sich in der beschriebenen Weise in den urgeschichtlichen Funden ausprägt. Die Ergebnisse der urgeschichtlichen und der sprachvergleichenden Forschung decken sich somit in dem



Röhrenknochen mit einer Zeichnung aus der Renthierzeit.

von ihnen dargestellten Volksbilde und lassen vermuthen, daß schon jene Bewohner Niederösterreichs, welche nach dem Verschwinden der Mammuth- und Renthierjäger mit



Knochenpfriemen, Meißel und Nadeln aus der Renthierzeit.

ihren Steinwerkzeugen, mit ihren Hausthieren und ihren Ackergeräthen ins Land ein gezogen sind, der indogermanischen Race angehörten, zu uns selbst also in einem gewissen Verwandtschaftsverhältnisse standen.

Allmälig vollzog sich, wahrscheinlich ohne einen Wechsel der heimischen Bevölkerung, ein großer, für die Entwicklungsgeschichte maßgebender Umschwung durch die Kenntniß und den Gebrauch der Metalle. Von wo diese Erkenntniß ausgegangen und wie sie zu uns drang, ist nicht völlig erwiesen. Gewiß sind viele fremde Erzeugnisse von außen eingeführt, ebenso gewiß ist es aber auch, daß sehr bald die Kenntniß der Erzeugung und Verwendung der Metalle hier Platz griff. So finden wir Bronzen verschiedener Art: Meißel,

Sägen, prächtige Dolche, Lanzen- und Pfeilspitzen, Armbänder, Fingerringe, Schmuckketten, mannigfaltige Nadeln nebst anderen Schmuckgegenständen, und zwar fast in allen Theilen des Landes. Zu den hervorragendsten Funden gehören jene von Kleedorf, Stockerau, Maiersdorf, Mahrersdorf und Wolfsthal; aber auch in Wien kamen Bronzefunde zu Tage. Die eben erwähnten Funde zeigen uns, daß es einmal eine Zeit gegeben hat, in welcher die goldglänzende Bronze nicht nur zu Schmuck, sondern auch zu Werkzeugen und Waffen verwendet wurde.

Es ist begreiflich, daß mit dem noch späteren Eintritt des Eisens in den Culturbereich des Menschen ein weiterer wesentlicher Fortschritt gemacht werden mußte, da durch dasselbe ein zu den mannigfaltigsten Zwecken verwendbares und fast überall in genügender Menge zugängliches Material dem Menschen in die Hand gegeben wurde, das demselben die Erreichung der vollen Herrschaft über die Natur sicherte. Der unmittelbare Einfluß der dem Eisen eigenthümlichen Art der Bearbeitung, des Schmiedens, hat auch seine Rückwirkung auf die Bronze geübt, welche bisher vorwiegend mittelst des Gusses verarbeitet wurde, nunmehr aber in demselben Maße durch Hämmern und Treiben die gewünschte Form erhielt. Dabei wird ihr Gebrauch mehr und mehr eingeschränkt, so daß das Eisen zunächst zu Waffen und Werkzeugen, späterhin selbst zu Schmuck Verwendung findet. Gleichzeitig erfährt auch die Töpferkunst eine vorzügliche Entwicklung, die sich durch die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Formen und den Wechsel der theils durch Einritzen, theils durch Bemalen hergestellten Verzierungen äußert. Unser Bild zeigt eine Auswahl solcher prächtiger Gefäße aus Niederösterreich.

Eine merkwürdige Erscheinung dieser Zeit sind die großartigen Grabhügel, in Niederösterreich Leeberge genannt. Sie sind aus Erde über einer kreisrunden Basis aufgeschüttet und haben eine Höhe von drei bis zu zehn Meter, während ihr Umfang nicht selten mehr als 200 Schritte beträgt, so daß sie oft weithin sichtbar emporragen. Im Innern enthalten sie ein Gerüste oder eine Kammer aus Holzbohlen, in welcher die Asche verbrannter Leichname nebst Gefäßen beigesetzt ist. Zu den hervorragendsten Grabhügeln ähnlicher Art gehören jene von Deutsch-Altenburg, Nieder-Hollabrunn und von Groß-Mugel. Untersucht und mit reichem Inhalt befunden wurden jene von Zögersdorf bei Stockerau, Bernhardsthal, Rabensburg, Bullendorf und Pillichsdorf.

Die Frage nach dem Volke des letzten Abschnittes der prähistorischen Zeit darf als gelöst betrachtet werden, wenn wir uns vorläufig bei der Beantwortung mit einem Namen begnügen. Im Beginne der Eisenzeit waren die Indogermanen längst in Völker mit gesonderten Sprachen geschieden. Die ältesten griechischen Autoren, welche der nördlichen Barbaren Erwähnung thun, sprechen von Kelten, worunter man damals allerdings die westlichen Völker überhaupt begriff. Doch gilt dieser Name strenge genommen nur für die



Aus der Bronzezeit: Ausgrabungen bei Stillfried.

Völker südlich von der Donau; für den nördlichen Theil des Landes fließen die historischen Nachrichten sehr spärlich. Sie sprechen zunächst von dem Dasein eines kriegerischen Volkes, nämlich der Quaden, und von gewaltigen, Jahrhunderte langen Kämpfen zwischen den Römern und Germanen. Die Anwesenheit dieses kriegerischen Volkes beweisen uns die gewaltigen Bollwerke barbarischer Kriegskunst, die wir nördlich von der Donau finden. Am hervorragendsten unter ihnen durch die Höhe und Längenentwicklung der Wälle und durch seine offensive Lage ist jenes von Stillfried an der March, welches zugleich eine ausgedehnte Ansiedlung einschloß.

Andere derartige mehr oder minder befestigte Wohnsitze befanden sich auf dem Scheibenberg bei Kronberg, auf dem Buhuberg bei Dürnkrut, auf dem Leiser- und benachbarten Steinberge. Innerhalb der Wälle von Stillfried und auf dem Leiser-Berge hatten, wie dies ihre Ziegel bezeugen, die Römer durch den Bau von Castellen festen Fuß zu fassen gesucht, während anderseits ein barbarisches Schanzwerk „Am Stein" bei Deutsch-Altenburg in unmittelbarer Nähe des römischen Winterlagers Carnuntum von dem hin und her wogenden Kampfe Zeugniß gibt.

Derselben Zeit scheint eine andere Art von Bauwerken anzugehören, welche wir fast im ganzen Lande zerstreut finden, hauptsächlich aber im V. U. M. B., dem eigentlichen Wohnsitze der Quaden. Sie bestehen aus kegel- oder pyramidenförmigen Erhebungen oder einer Verbindung von beiden, die von einem einfachen oder mehrfachen Walle umschlossen sind; seltener finden sich einfache oder mehrfach concentrische Ringwälle ohne einen Mittelbau. In vielen Fällen nehmen sie kolossale Dimensionen an, wie z. B. der sogenannte Hausberg von Stronegg, dessen kegelförmiger Mittelbau fast 12 Meter hoch ist und einen Umfang von 323 Schritten besitzt, oder der dreifache Ringwall von Geiselberg, dessen Wälle bis zu 12 Meter aufsteigen und in ihrem äußeren Umfange 700 bis 800 Schritte messen. Andere durch ihre Größe oder Anlage immer noch bedeutende Bauwerke dieser Art befinden sich zu Klein-Ebersdorf, Unter-Gänserndorf, Staatz, Grafendorf, Lichtenwart, Neudorf, Spannberg, Kronberg, auf dem Schliefberg bei Kreutzenstein, bei Schrick, Grub, Wultendorf, Ober-Rußbach, St. Ulrich, Obersulz und an vielen anderen Orten.

Die Bestimmung dieser Bauwerke ist insofern keine zweifelhafte, als sie weder Wohnsitze, noch Befestigungswerke, noch Gräben gewesen sind. Viele Gründe sprechen dafür, daß sie Stätten waren, wo den heidnischen Göttern Opfer gebracht wurden und wo die Männer des Gaues sich zusammenfanden, um Gericht zu halten.

Die Funde anderer Art, insbesondere die Erzeugnisse aus Metall und Thon, die wir aus dieser Zeit, also aus den ersten Jahrhunderten unserer Ära besitzen, sind schon vielfach mit römischen vermischt und bezeugen den Einfluß des Verkehres mit Rom und

den römischen Provinzen; in diese Zeit fällt die Aufnahme der Töpferscheibe und der rotirenden Handmühle. Doch erhalten sich manche Producte einheimischer Betriebsamkeit unabhängig von der Einwirkung römischer Vorbilder, wie dies die Funde aus der Völkerwanderungszeit bezeugen, von denen einer bei Tulln und ein zweiter bei Groß-Harras erwähnenswerth ist.

Aus der Römerzeit.

Wenn wir nun einen Blick auf die Zeit der römischen Herrschaft in Niederösterreich selbst werfen wollen, welche sich in jenen Quadenverschanzungen durch römische Objecte schon bemerkbar gemacht hat, so müssen wir wieder die Donau überschreiten, die Jahrhunderte lang das Land in zwei wesentlich verschiedene Culturgebiete trennte. Dieser Strom bildete ja die natürliche Grenze des römischen Weltreiches gegen Norden, jenseits war freies Germanenland. Von Niederösterreich gehörten nur die diesseitigen Theile ober und unter dem Wienerwalde der römischen Herrschaft an und nur sie kommen, wo es sich um römische Fundobjecte handelt, in Betracht. Für die Entwicklung, der sie unter den neuen Herren zugeführt wurden, war die Aufgabe bestimmend, welche letzteren selbst an der Donau zufiel: die Behauptung der eben erworbenen natürlichen Reichsgrenze gegenüber den Angriffen der jenseitigen Germanen. Die militärische Defensive war es daher, welche von nun an das eigentlich gestaltende Princip für die Verhältnisse an der Donau bildete und alle Äußerungen des Römerthums daselbst bedingte und beherrschte.

Nach seiner Bodenbeschaffenheit und nach der Gestaltung des jenseitigen Ufers hatte der Theil unter dem Wienerwalde eine weit größere Bedeutung für diese Aufgabe als der obere, daher nahm in ihnen beiden die Entwicklung des Römerthums einen ungleichen Gang und erreichte verschiedene Stufen. Im unteren Theile lag eine größere Truppenmenge, er wurde frühzeitig von Noricum abgetrennt und der streng militärisch organisirten Nachbarprovinz Pannonien einverleibt, er theilte deren reicheres, überwiegend römisches Leben, das heimische Element wurde in den Stromgegenden verdrängt, die Erinnerung an historisch bedeutsame Tage hat sich hier erhalten. Im oberen Theile dagegen trat das bürgerliche Leben und in diesem das heimische Wesen kräftiger hervor, ohne jedoch die Grenzen einer blos localen Geltung zu überschreiten oder gar einen Einfluß auf den Gang der Ereignisse auszuüben.

Unterhalb des Kahlenberges eröffnete sich eine der schwierigsten Stellen der römischen Reichsgrenze, die Donaustrecke längs des Marchfeldes und der Schüttinseln. Alle Angriffe der feindlichen Stämme in diesem Bereiche richteten sich auf den norischen Ort Carnuntum (Petronell und Deutsch-Altenburg), der etwa in der Mitte der genannten

Strecke am rechten Ufer gelegen war. Als ein sehr alter Stapelplatz für den Bernsteinhandel aus den nördlichen Gegenden war er zugleich die Kopfstation eines Handelsweges, der Bernsteinstraße, welche den Germanen, deren Ziel immer das reiche Italien war, den die meiste Beute versprechenden, zugleich bequemsten und kürzesten Weg dahin über Steinamanger, Pettau, Cilli und Laibach wies.

Schon Tiberius wählte aus diesem Grunde Carnuntum als sein Hauptquartier für den Offensivkrieg gegen Marbod (6 n. Chr.), mußte den Feldzug aber sofort aufgeben, als die in seinem Rücken ausgebrochene Revolution der pannonischen Stämme ihm die Bernsteinstraße, das ist die Rückzugslinie nach Italien, verlegte.

Seither bildeten die Römer diesen Ort zum Haupt- und Mittelpunkte aller Defensivanstalten zwischen dem Wienerwalde und dem Waagflusse aus. Eine Abtheilung der XV. Legion (legio XV. Apollinaris) erbaute in dem heutigen Petronell, wo man ihre ältesten Grabsteine findet, ein befestigtes Standlager, das dem Befehle des pannonischen Legaten unterstellt wurde. Größere Sicherheit gewann der Platz unter Kaiser Claudius (41 bis 54 n. Chr.), als dieser mehrere römische Städte im norischen Lande gründete, um dem Römerthume daselbst neue Stützpunkte zu verschaffen. Eine dieser Städte — nach dem Gründer Oppida Claudia genannt — erhob sich in Vindobona an den Ausläufern des Kahlenberges; sie wurde mit einem festen Lager auf dem Plateau der inneren Stadt Wien (zwischen Salzgries und Rothenthurmstraße) versehen und in dasselbe eine Besatzung gelegt, über welche der Procurator (Landpfleger) von Noricum gebot. Darauf weist das älteste Denkmal des Wiener Bodens hin, der Votivstein eines Soldaten, welcher eben durch den Procurator die Befreiung von den niederen Diensten erlangt hatte.

Erst später, als die Angriffe auf die Grenze neuerdings heftiger zu werden begannen, wurden die vorhandenen Anfänge der Defensive von den Kaisern Vespasian (69 bis 79) und Trajan (98 bis 117) im Sinne einer die ganze bedrohte Donaustrecke umfassenden wohldurchdachten Befestigung vervollständigt und vollendet. Sie schufen in dem Centrum, das ist in Carnuntum, und in den beiden Flankenpunkten Vindobona und Brigetio (Ó-Szöny gegenüber von Komorn) je ein vollständiges Legionslager und legten zwischen ihnen nach den Erfordernissen der Terrainbildung eine Reihe von kleineren Castellen an. Vespasian zog die XV. Legion, die inzwischen an dem jüdischen Kriege und an der Zerstörung von Jerusalem (70) theilgenommen hatte, aus dem Oriente wieder nach Carnuntum, wo sie das neue Legionslager mit einem Flächenraume von 300 zu 450 Meter auf einer Terrainerhöhung zwischen Petronell und Deutsch-Altenburg erbaute und im Jahre 73 vollendete. Die Fronte bildete, wie bei allen römischen Festungen, die gegen den Feind, hier also gegen die Donau gerichtete Schmalseite. Überdies hat die Aufgrabung des Lagers bis jetzt das Praetorium zwischen Lagerheiligthümern, diesem

gegenüber den unteren Theil der gewaltigen Säulenreihe des Forums, die porta decumana an der Rückseite des Lagers und zahlreiche Bäder außerhalb desselben an den Tag gebracht. Nach Vindobona rief der Kaiser eben damals aus Poetovio (Pettau) die legio XIII. gemina; dieser fiel die Aufgabe zu, das ältere Lager für die neue zahlreichere Besatzung zu erweitern, indem die Rückseite bis zum Graben, die Westseite in die Linie des „Stoß im Himmel" hinausgerückt wurde, so daß der Lagerraum nun ein Viereck von etwa 280 zu 420 Meter umfaßte. Auch der noch freie Raum des Plateaus bis zum Steilrande gegen den Ottakringer Bach (Tiefer Graben) wurde in die Befestigung einbezogen und auf demselben der Troß (Marketender, Händler, Gewerbsleute), welcher einer Legion zu folgen pflegte, angesiedelt. Die wichtigsten Gebäude des Lagers (Praetorium, Forum und Quaestorium) standen auf dem Hohen Markte und in seiner Umgebung, man hat dort die meisten Ziegel mit dem Stempel der Legion, Substructionen aus gewaltigen Steinblöcken, wohl vom Forum, Hypokausten, Kanäle u. s. w. aufgefunden: auch eine Wasserleitung, welche aus den südlichen Gegenden frisches Trinkwasser über Liesing und Atzgersdorf zuführte, fehlte nicht.

Zwischen beiden Standlagern wurden die Mündungen der Schwechat und Fischa durch kleinere Castelle gesichert, Ala nova und Aequinoctium; der Name des letzteren bezieht sich auf die Mitte der Entfernung zwischen Vindobona und Carnuntum.

Auf der Donau standen die Castelle unter einander und mit den Hauptpunkten in Verbindung durch die Stromflottille, deren Station in Carnuntum war und erst im IV. Jahrhundert vorübergehend nach Vindobona verlegt wurde; auf dem festen Lande aber waren sie durch den Heerweg an der Reichsgrenze (limes), das ist am Donau-Ufer verbunden. Dieser Straße gehören die Meilensteine von Fischamend und Schwechat an, welche die Distanz von Carnuntum aus angeben, während andere (St. Marx, Klosterneuburg) von Vindobona aus zählen. Ein anderer Heerweg vermittelte den Zuzug aus Italien und den Rückzug dahin; er fiel für beide Legionslager mit der Bernsteinstraße zusammen und theilte sich erst in Scarabantia (Ödenburg), der eine Zweig lief gerade nördlich nach Carnuntum, der andere nordwestlich über Eisenstadt, Groß-Höflein (Mutenum) und Ebreichsdorf nach Meidling, Gumpendorf und Wien; die Meilensteine, welche man bei Inzersdorf und Vösendorf ausgegraben hat, zählen gleichfalls von Vindobona aus. Ein Nebenstrang dieser Straße endlich hatte den Zweck, die Thermen von Aquae (Baden), die schon von der XIII. Legion benutzt wurden, einzubeziehen; er zweigte in Ebreichsdorf ab, lief von hier nach Baden und weiter längs des Gebirges über Mödling nach Meidling, wo er sich mit dem Hauptstrange wieder vereinigte.

Das Land ober dem Wienerwalde hatte für die militärische Defensive nicht mehr als eine secundäre Bedeutung. Unwegsame Gebirge treten zumeist an beiden Ufern hart

an den Strom vor, nur das Tullnerfeld und die Thalwege der Nebenflüsse der Donau bilden offene Stellen an demselben. Auf ersterem war die linke Flanke der Truppenaufstellung des Wiener Beckens vor Umgehung zu sichern, weßhalb sich hier in fast gleichen Abständen vier Castelle erhoben: Citium (das ist Cetium, so genannt von dem Ausläufer des Mons Cetius, des Wienerwaldes, heute Zeiselmauer) mit einem Lagerraume von 133·5 Meter im Quadrat, nahebei das später auftretende Asturis (Austuris), von einer asturischen Cohorte so bezeichnet, ferner Comagena am großen Tullnbache (heute Tulln), dessen Name, ähnlich jenem der nahegelegenen Ortschaft Comacia, mit dem Namen einer Höhe des Wienerwaldes (Kaumberg) und dem von ihr kommenden ähnlich benannten Wasser (Tullnerbach) zusammenhängt, endlich Piro torto (Zwentendorf), nahe jenem Punkte, wo die vielgewundene Perschling (Pirus) in die Donau mündet.


Statue des Kaisers Elagabalus.

Die breiteren, in das Hochgebirge zurückreichenden Thalwege der Traisen und Ybbs erhielten feste Posten sowohl an der Mündung (Trigisamum, später Augustana bei Traismauer und ad ponte Ises bei Ybbs), als auch im oberen Theile (Cetium, St. Pölten, und Loco Veneris Felicis bei Mauer an der Url, letzteres mit einem Lagerraum von 115 zu 80 Meter). Am Ausflusse der Melk lag Ad Mauros, an jenem der Erlaf Arlapa mit einer Station der Stromflottille, deren zweite Abtheilung in Comagena stationirt war. Endlich bestanden am Eingange der beiden großen Strombeugen bei Ybbs und Mautern Castelle für die auf den Schiffsdienst eingeschulten Legionäre (Liburnarii), dort Adjuvense (bei Ybbs), hier Faviana (Mautern). Der Heerweg umging die Gebirge an der Donau und gelangte in staffelförmigem Zuge von Traismauer über St. Pölten, Ybbs und Amstetten zur Enns.

Während die kriegerische Thätigkeit der Römer der allgemeinen Geschichte des Weltreiches angehört, hat für unser Land eine größere Bedeutung die friedliche Arbeit der Romanisirung, welche sich an ihr Andenken knüpft. Überall, wo der römische Soldat auftrat, erschien er als Vertreter der antiken Bildung, die längst keine national-italische mehr war, sondern eine höhere internationale Culturstufe darstellte. Zumal in dem Römerthum der Armee — nur mit diesem haben wir es zu thun — war ein Gegensatz von Nationalitäten nicht vorhanden; dagegen trat in ihm ein anderes maßgebendes Element hervor, der Provincialismus, welcher der damals schon im Abnehmen begriffenen

classischen Bildung eine neue Frische verlieh, aber auch einen derberen Ton beimengte und mit zäher Kraft die Zwecke der Gesammtheit als ein Allen gemeinsames Gut vertheidigte, dies freilich in einem Sinne, welcher den Armeen den Primat im Reiche zuwies. Auch die Legionen unter dem Wienerwalde, obwohl ursprünglich vorwiegend italisch, hatten bei ihrem Aufenthalte in verschiedenen Grenzländern stets neue und stets mehr provinciale Elemente aus der heimischen Bevölkerung an sich gezogen.

Das Römerthum, welches aus diesen Factoren hervorwuchs, war in späterer Zeit berufen, eine große Rolle im Reiche zu spielen; es muß wenigstens angedeutet werden, daß



Kopf einer Virtus legionis.



Genius loci aus Petronell.

der unblutige Römerzug, den Septimius Severus nach seiner Proclamation in Carnuntum antrat, das erste Glied in jener Kette von Ereignissen bildet, welche den Sieg des Provincialismus über Rom und Italien entschieden und den Kaisern, die von den Donau-Armeen ausgerufen wurden, bleibend die Oberherrschaft im Reiche in die Hände spielten.

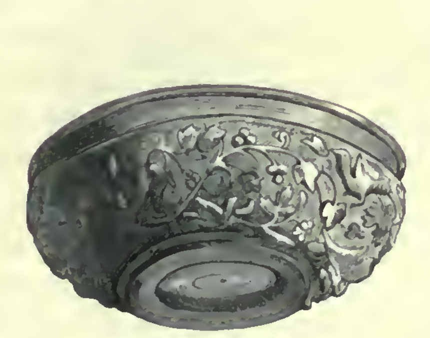
Die Romanisirung ist aber nicht direct von den Standlagern ausgegangen, sondern vollzog sich durch Vermittlung jener Civilstädte, die neben den Legionslagern aus dem Troß derselben emporwuchsen, in Carnuntum neben dem älteren Standlager bei Petronell, in Vindobona, wo das Terrain näheres Zusammenrücken gebot, auf dem westlichen Theile des Plateaus der inneren Stadt. Beide Gemeinden erscheinen schon unter Hadrian und Antoninus Pius mit der Municipalverfassung begabt, nach welcher sie sich und ihre Gebiete, die nach der Linie des Schwechatflusses gegenseitig abgegrenzt gewesen sein mögen, in beschränktem Sinne autonom verwalten konnten. Sie hatten nun ihren Stadtrath

(decuriones), an dessen Spitze in Carnuntum vier, in Vindobona zwei Richter (quatuorviri und duumviri juri dicundo) standen, nebst Ädilen für die administrativen und Quästoren für die finanziellen Geschäfte. Außerdem werden Augustalen und Auguren, sowie jene staatlich organisirten Genossenschaften, collegia, aufgeführt, welche ein Zeichen des Durchgreifens römischer Anschauungen sind, wie das collegium Fabrum in Vindobona, das collegium veteranorum centonariorum, beide freiwillige Feuerwehren aus Werkzeugarbeitern und Kissenfabrikanten gebildet, und andere ungenannte. Unter Septimius erscheint das bedeutendere Carnuntum schon als Colonie, das ist als eine mit weiteren Vorrechten ausgestattete Gemeinde.

Über den Bereich der Civilstädte hinaus sind die Anzeichen eines tieferen Eindringens der römischen Bildung sehr vereinzelt; die Grabsteine lassen, soweit sie nicht an den Heerwegen standen, aus den meist heimischen Namen der Bestatteten auf ein kräftiges Fortbestehen norischen Wesens, zumal im gebirgigen Hinterlande, schließen.

Ähnliches gilt vom oberen Landestheile, hier entwickelten sich am Strome selbst keine größeren Civilorte; die Besatzungen der Castelle waren zu wenig zahlreich, um jenen ausgiebigen Schutz, die classischen Elemente in ihnen zu wenig dicht, um jene Anregungen zu bieten, welche die Legionslager unter dem Wienerwalde ausübten. Wohl bildete sich eine römische Gemeinde im Innern des Landes an dem vorzüglichsten Knotenpunkte des localen Verkehres in Cetium (St. Pölten), das schon zur selben Zeit wie Carnuntum eine Municipalverfassung mit Decurionen, Duumvirn, Ädilen, Quästoren und Auguren erhielt; auch ein collegium des Hercules und der Diana (ein Verein von Verehrern dieser Götter) und ein collegium Fabrum hat es aufzuweisen, letzteres widmete die Wiederherstellung eines Tempels, wozu das Geld durch eine Sammlung aufgebracht worden war, dem Kaiser Marc Aurel (169 bis 180). Aber obwohl das Gebiet von Cetium mit dem ehemaligen Viertel ober dem Wienerwalde zusammenfiel, so daß es bis an die Enns hinaufreichte, scheint hier ungeachtet dieser großen Ausdehnung das Römerthum nicht so ausschließlich wie in Vindobona und Carnuntum vorgewaltet und durchgegriffen, sondern ein starkes Element romanisirter Noriker, das sich auch behauptete, an der Seite gehabt zu haben. Ja, nach Aussage eines Gelübdesteines hat in der Gegend von Perwart die Verehrung des heimischen Kriegsgottes Marmogius fortgedauert, während die Votivaltäre der Castelle und Civilstädte nur die gewöhnlich mit dem Lagerleben in Verbindung stehenden römischen und orientalischen Götterculte erweisen. — Neben den Votivsteinen geben die den Kaisern gewidmeten Ehreninschriften Zeugniß von dem Römerthum in unserem Lande insoferne, als dieses von der Kaserne ausgehend die Verbindung mit dem obersten Kriegsherrn zu seinen charakteristischen Merkmalen zählt. In Carnuntum hat man solche Denkmale mit den Namen Vespasians und seiner Söhne (73), des Trajan (107),

des Septimius Severus (195), des Caracalla (211) und des Maximinus Thrax (235 bis 238) aufgefunden, letzteres mit ausgetilgtem Namen, da durch Senatsbeschluß das Andenken dieses Kaisers, nach seinem Tode vor Aquileja, vernichtet wurde. Auch auf den Meilensteinen von Inzersdorf ist eine solche Namentilgung des Gallienus (260 bis 268) zu beobachten. In Wien fand man Ehrendenkmale des Trajan (105 bis 106), des Septimius Severus und Caracalla (um 198) nebst einem Votivstein für einen ungenannten Kaiser (Marc Aurel?). Auffallend ist das Fehlen von Inschriften auf die persönliche Anwesenheit mancher Kaiser, die für unsere Städte von größter Wichtigkeit war, wie der Kaiser Hadrian, Antoninus Pius und Marc Aurel, welcher sich während der Markomannenkriege wiederholt hier aufhielt, das zweite Buch seiner Selbstbetrachtungen in Carnuntum schrieb (es heißt daher τὰ ἐν Καρνούντῳ), und im Jahre 180 bei Vindobona starb. Dagegen bezeugt ein Mithrasdenkmal die gleichzeitige Anwesenheit von vier Kaisern




Bronzene Schale mit Reliefs.


Gefäßdeckel aus Bronze.

in Carnuntum gegen Ende des Jahres 307, als Galerius in Gegenwart der damals schon abgetretenen Kaiser Diocletian und Herculius den bisherigen Cäsar Licinius zum Augustus ernannte. Interessant ist endlich der Grabstein des Aistomodius „König der Germanen“ aus Petronell; er und zwei Brüder verbrachten am Anfange des III. Jahrhunderts als römische Bürger den Rest ihres Lebens in der dortigen Civilstadt.

Andere bekannte Fundobjecte zeigen, soweit sie nicht aus dem Süden und den Nachbarprovinzen eingeführt wurden, sondern heimischer Arbeit entsprangen, den für die Römerorte an der Grenze allgemein giltigen Typus einer in den Grundzügen von der Hauptstadt bestimmten, in der Ausführung durch das Maß provincialen Könnens beschränkten Production. Sie entstammen in der Hauptsache den beiden unteren Civilstädten und gehören, da beide Orte durch die furchtbaren Verwüstungen im Markomannenkriege und gegen Ende des IV. Jahrhunderts, sowie durch die Flucht und den schließlichen Abzug der Reichen nach Italien das Werthvolle aus der guten alten Zeit, aus der Friedensepoche

des II. Jahrhunderts, zumeist eingebüßt haben, überwiegend dem III. und IV. Jahrhundert an. Unter den plastischen Werken sind vor Allem die zwei lebensgroßen Kaiserstatuen zu nennen, welche das Prätorium des Standlagers von Carnuntum zierten und auf Kaiser Elagabalus (218 bis 222) bezogen werden; die besser erhaltene stellt ihn in einem reich verbrämten orientalischen Prunkkleide dar, ein Knäblein am Arme haltend. Eine dritte ebenda gefundene Statue des Hercules, der die Keule auf einen Stierkopf stützt, zeichnet sich durch sorgfältige Durchführung aus. Von den Soldatenbädern neben dem Lager stammt der trefflich behandelte Kopf einer Virtus legionis, deren Helm mit Mauerkrone und Hörnchen (militärischen Auszeichnungen) versehen ist. Dagegen sind die mehrfach vorkommenden Knabenfiguren mit Schale und Füllhorn, die man in sechs Exemplaren gefunden hat, von untergeordneter conventioneller Arbeit; nach einer Bronzestatuette, die ebenfalls aus Petronell stammt und mit der Mauerkrone geschmückt ist, stellten sie wohl den Genius loci dar. Nicht minder von derber Arbeit sind die Reliefcultbilder, welche den Jupiter von Doliche (eine kleine Stadt in Syrien) und den Mithras zum Gegenstande haben; letztere geben die Stiertödtung in der auf die Fackelbeleuchtung der Grotten berechneten herkömmlichen Weise (Deutsch-Altenburg, Stixneusiedel). Die Reliefs der Civilstadt Carnuntum, ein Merkur mit dem Bacchusknaben auf dem Arme, eine Nymphe als Pfeilerfigur und ein Satyr, in der Nähe des Schlosses gefunden, wo die wichtigsten und am reichsten ausgestatteten Gebäude standen, verrathen gleichfalls spätere Zeit und conventionelle Arbeit. Endlich soll noch der lebensgroßen Figur eines Ebers, welche ein Waidmanns-Grab in Margarethen am Moos geschmückt haben wird, als die in unserem Lande gearbeitete Nachahmung eines berühmten hauptstädtischen Werkes erwähnt sein.

Die Objecte der Metalltechnik unterliegen wegen der Werthhaftigkeit und Wiederverwendbarkeit des Materiales zumeist der Zerstörung. Von überlebensgroßen Gewandstatuen der Gründer oder Patrone der Civilstädte ist nichts als je ein Fuß mit dem alten Bleiverguß (gefunden am Rennweg in Wien und in Petronell) übrig geblieben. Kleinere Götterfiguren finden sich auffallend wenig. Noch mehr vielleicht ist der Verlust des Geräthes und des Schmuckes zu bedauern, insoferne in Carnuntum wie in Vindobona manche erhalten gebliebenen Proben eine vorgeschrittene Industrie, welche dem Impuls der größeren Städte folgte, erkennen lassen. Als Beispiele verschiedener Technik mögen eine bronzene Schale mit Vögeln und Laubwerk in Relief verziert, der Deckel eines Schreibgefäßes mit Ornamenten in Silbertausia und eine Pantherin (als Verkleidung einer Gewandhafte) dienen, deren geflecktes Fell in verschiedenfarbigem Email dargestellt ist. Fabrikantennamen fehlen; nur ein zierlicher Schöpfer verräth die officina eines Vindobius als Atelier für Metallarbeiten in Carnuntum. Merkwürdigkeiten sind eine glatte silberne Pfanne aus Petronell, welche auf der oberen Seite des Griffes in Gold eingelegt die

Buchstaben Dian(ae) zeigt und sich dadurch als Bestandtheil eines Tempelschatzes der Diana erweist, dann ein goldenes, tropfenförmiges Amulet (aus Wien, k. k. Hofburg), in welchem Bronze-, Silber- und Goldplättchen von außerordentlicher Dünne ineinander gerollt staken; auf dem Innersten war in überaus feinen, mit freiem Auge kaum lesbaren Buchstaben eine Inschrift eingravirt, welche als gothisch erkannt worden ist und die hier Begrabene als eine Christin mit dem Namen Dasvina bezeichnet. Auch zwei über das gewöhnliche Maß von Ringsteinen hinausgehende Cameen, Medusenköpfe, von welchen insbesondere der eine, in Elfenbein geschnittene, durch großen Stil die spätere Zeit der Entstehung vergessen läßt, stammen aus Carnuntum. Wohl aus diesem Orte von Germanen




Becher aus Regelsbrunn.



Diana aus Scheibbs.

erbeuteten Kostbarkeiten gehören die bei Wulzeshofen (nahe an der mährischen Grenze) gefundenen Fragmente von Ketten und Nadeln aus Gold und von einer silbernen Schale an; die späteste plumpe Goldarbeit des IV. Jahrhunderts, welche sich durch Anwendung von Granaten charakterisirt, verrathen Haarnadeln, die man bei Atzgersdorf nächst Wien ausgegraben hat. Von dem Hausgeräthe in Thon zeigen die wie in allen Römerorten, so auch in jenen unter dem Wienerwalde häufig vorkommenden Scherben von Gefäßen aus terra sigillata Reliefs aus dem bacchischen Kreise und aus dem Circus, sowie verschiedene Fabrikantennamen. Ein seltenes Beispiel vorzüglicher Erhaltung und Ausführung bietet ein becherförmiges Gefäß mit einem Sumpfvogel aus Regelsbrunn.

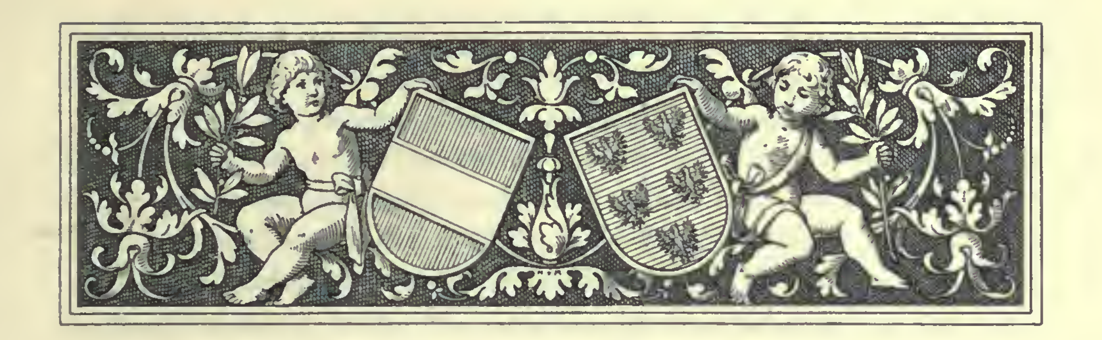
Aus Melk stammen eine Venus mit in Silber eingelegten Augen und ein Jupiter; zwei Götterfiguren aus Scheibbs, eine Diana und ein Mercur, zeigen die Verwilderung

des Stiles in jenen entlegenen Gegenden. Terracottafiguren egyptischer Gottheiten, wie Osiris, Isis, Horus hat man in Mautern gefunden. Auch Geräthschaften aus Eisen sind hier und in Tulln ausgegraben worden. Von Schmuckgegenständen sei einer silbernen Bügelhafte mit den auf beiden Seiten eingeritzten Inschriften Vivas und Utere Felix (gebrauche sie glücklich) gedacht, die aus Mauer an der Url stammt; eine andere von Tulln zeigt Merkmale, die für die beginnende Völkerwanderung charakteristisch sind.

Zum Schlusse sei noch der Münzfunde gedacht, welche, soweit sie Carnuntum selbst betreffen, in dortigen Sammlungen so reich vertreten sind, daß sie ein durchschnittliches Bild des Verkehres unseres Landes in römischer Zeit gewähren. Es ist von jenem der Nachbarländer im Allgemeinen nicht verschieden; die Hauptmasse der Münzfunde besteht aus dem Reichscourant, aus einer fast ununterbrochenen Reihe römischer Kaisermünzen, deren Menge im II. Jahrhundert, zur Zeit der Antonine, und im IV. Jahrhundert, zur Zeit Constantins des Großen und seiner Söhne, die auch sonst beobachteten Höhenpunkte erreicht. Charakteristisch ist für das hohe Alter des Handels von Carnuntum, daß autonome Münzen der Stadt Syrakus und der Ptolemäer von Ägypten (III. Jahrhundert v. Chr.), ferner semunciales Kupfergeld nebst Denaren der römischen Republik vertreten sind; letztere zeigten sich auch im Germanenlande (Eichenbrunn bei Laa). Vereinzelte Münzen autonomer Städte der Kaiserzeit, wie Viminacium, Serdica, Philippopolis, Syedra (in Cilicien) und Berytus (Phönicien) erklären sich aus den Truppenbewegungen. Die jüngsten Münzen schließen in der Menge allerdings mit dem Ende des IV. Jahrhunderts; vereinzelt kommen sie aber auch noch aus dem VI. Jahrhundert vor.



Der Hausberg und die Funde von Stillfried.



Zur Geschichte Niederösterreichs.



Die Grenzen der karolingischen Ostmark bildeten im Westen die Enns, im Osten der Wienerwald; im Norden und Süden der Donau waren dieselben jedoch in den unermeßlichen Wald- und Berggründen unbestimmt. In dieser Mark, zu welcher auch der Traungau gehörte, übte ein Grenz- oder Markgraf die politische und militärische Gewalt aus. Kirchliches Oberhaupt war der Bischof von Passau, dem seit 803 Bekehrung und Seelsorge zugewiesen waren und dessen Sprengel im Vertrage von 829 gegen jenen des Erzbischofs von Salzburg dahin abgegrenzt wurde, daß ein kleiner Theil im Südosten der Mark fortan zu Salzburg gehörte, welche kirchliche Eintheilung sich bis auf Kaiser Josef II. erhielt.

Der Sage nach soll schon Karl der Große in der Ostmark zwölf Pfarren errichtet haben. Sicher ist nur, daß mit der Ausbreitung des Christenthums und bei dem fortwährenden Zuzuge deutscher Ansiedler das Bedürfniß sich steigerte, Kirchen zu bauen und Pfarren zu gründen, zumal Geistliche und Laien bei der Culturarbeit des Geistes und des Bodens eifrig waren und „christliches Leben an der breit strömenden Donau fröhlich zu grünen" begann. Mit der Christianisirung gingen Colonisirung und Germanisirung Hand in Hand. Zunächst war es das Donauthal, welches sich wie zur Zeit der Römer der Cultur wieder erschloß. Geistliche und Weltliche baierischen Stammes führten dasselbe unter fränkischer Oberhoheit unverdrossen und entsagungsvoll der christlich-germanischen Bildung zu und von hier aus drangen diese muthigen Culturträger unter den größten Mühen und Opfern in die abgelegenen Gegenden des Nordwaldes und der Alpen, wohin ihrer Rauheit wegen selten oder noch nie Menschen gekommen waren, vor.

Um so schwere Culturarbeit zu verrichten, waren Kirche und weltliches Regiment enge verbunden. „Bei der Schwierigkeit der Urbarmachung konnte aber die Besiedelung meistens nicht von einwandernden Kleinbauern ausgehen, sondern von geistlichen Corporationen oder reichen Laien, die ihre Hörigen und Sclaven mitbrachten, so daß hier schon von Anfang an der Großgrundbesitz über die freien Bauern überwog."

Baierische Bischöfe erscheinen daher vor Allem mit Schenkungen reich bedacht: Salzburg an der Ybbs und an der Donau (Loiben, Arnsdorf, Hollenburg, Traismauer), Passau um Königstetten, Kirchbach und Zeiselmauer, Regensburg an der Erlaf (Steinakirchen) und Freising an der Traisen. Auch baierische Klöster erscheinen hier schon früh begütert, wie Niederaltaich an der Mündung der Pielach und in der Wachau, Kremsmünster in und um Mautern, an der Perschling und am Kamp, Mondsee an der Erlaf, Metten an der Traisen und Tegernsee, welches auch das älteste Kloster in Niederösterreich, das des heiligen Hippolyt in Traisma (St. Pölten), gegründet hatte, ebenfalls in der Wachau.

Auch um die alten Römerorte Ybbs, Pechlarn, Mautern, Traismauer, Tulln und andere, die in den Stürmen mehrerer Jahrhunderte verfallen waren, zog jetzt die frische Cultur immer größere Sphären. Mönche und Wirthschaftsbeamte, die mit abhängigen Leuten von den baierischen Gütern in die Ostmark gezogen waren, rodeten Wälder, trockneten sumpfiges Land aus, verwandelten Waldwildnisse in fruchtbringenden Boden, bestellten Äcker und Fluren und zimmerten Hütten und Blockhäuser, um welche dann kleine Ansiedelungen und aus diesen allmälig größere Ortschaften entstanden. So erscheinen jene Colonenführer als die Pionniere der christlich-germanischen Cultur und zugleich auch als die Gründer der ersten Ansiedelungen.

Dabei hatte sich ein reger Handel mit den mannigfaltigsten Gegenständen zu Wasser und zu Lande entwickelt und auf den Herren- und Wirthschaftshöfen waren Handwerker und Gewerbsleute bereits in voller Thätigkeit. Geistiges Leben oder selbst nur eine Anregung dazu gab es allein bei der höheren Geistlichkeit oder hinter den stillen, schützenden Klostermauern, und auch da nur vereinzelt und bescheiden, weil der ernsten Mönche nächste Sorgen auf Gebet, Bekehrung und Arbeit gerichtet waren. Wer aber von ihnen über die Klosterpforte hinaus in die weite Welt gezogen, der konnte erst recht nicht auch nur dem bescheidensten geistigen Schaffen obliegen, „denn wer mit der einen Hand den Pflug faßt und die andere am Schwertgriff halten muß, der hat für die Feder keine frei, höchstens kann ein Lied aus seiner Brust hervorquellen."

In die späteren politischen Geschicke der Ostmark hat der Gründer und König des großmährischen Reiches Swatopluk verhängnißvoll eingegriffen. Nach grauenhaften Kämpfen, welche derselbe mit den Söhnen der Markgrafen Wilhelm und Engilschalk

und ihrem Gönner, dem Herzoge Arnolf von Baiern, führte, schloß er endlich 884 mit Karl dem Dicken zu Königstetten Frieden. Als aber Arnolf selbst den fränkischen Königsthron bestiegen hatte, war seine Politik vornehmlich dahin gerichtet, Großmähren zu vernichten, wobei ihm die gleichzeitigen Angriffe der Ungarn auf dieses Reich zustatten kamen, welches auch im Jahre 905 verschwand.

Die Gefahr von dieser Seite war für die karolingische Ostmark wohl abgewendet, aber eine neue drohte von den Ungarn, die von jetzt an wiederholt verwüstend in Baiern einfielen und am 28. Juni 907 einem baierischen Heere eine so schreckliche Niederlage auf unbekannter Wahlstatt im Ostlande beibrachten, daß viele geistliche und weltliche Große dieselbe deckten. Damit war die Ostmark vorläufig für die deutsche Cultur verloren und nur im unwegsamen Gebirgsboden des Donau-Uferlandes bargen sie und die deutsche Ansiedelung sich ruhiger neben der älteren slavischen, und nur die befestigten Vororte an der Donau überdauerten halb wüst und verödet diese Schrecken.


Leopold der Heilige.

Die Geschichte erzählt von blutigen Schlachten, welche die Schicksale ganzer Völker und Reiche auf Jahrhunderte hinaus bestimmten. Dieser Art war auch der glänzende Sieg, den König Otto I. am 10. August 955 am Lech, unfern von Augsburg, erfocht. Nur allmälig wurden die Ungarn aus der Ostmark zurückgedrängt. Was ihnen an Land und festen Plätzen mit dem Schwerte abgerungen ward, lag im Donauthale, am rechten Ufer von Pechlarn bis gegen St. Pölten zu, am linken bis Spitz in der Wachau. Dieses zurückeroberte Gebiet wurde wieder mit dem Traungau vereinigt und zu einer Markgrafschaft erhoben, die aber vom Herzogthume Baiern mehrfach abhängig war. Als erster Markgraf wird in den Quellen Burchard genannt.

Im Jahre 976 verlieh König Otto II. diese Ostmark dem mächtigen Grafen des Donaugaues, Leopold aus dem Hause Babenberg, als Belohnung für seine treuen Dienste gegen Herzog Heinrich den Zänker von Baiern, welcher sich gegen Kaiser und Reich empört hatte. Mit Leopold, auch „der Erlauchte" geheißen, begann eine Reihe von Fürsten aus seinem Stamme der Ostmark vorzustehen, welche dieselbe nicht nur erweiterten und gegen feindliche Nachbarn muthig vertheidigten, sondern auch weise regierten und gut verwalteten, zugleich mit hohem Sinne jegliche Cultur pflegend, so daß die zeitgenössischen Chronisten voll des Lobes für sie sind. Die ersten drei Babenberger hatten neben der Abwehr verheerender Einfälle vom Norden und Osten her ihre hauptsächliche Sorge der steten Erweiterung der Mark zugewendet. Markgraf Leopold I. vertrieb die Ungarn bis zum Wienerwalde. Seinem Sohne Heinrich I., dem Starken, unter welchem in einer Urkunde

von 996 zum ersten Male der Name „Osterrichi", das ist Ostreich, Österreich, als Bezeichnung für die Ostmark mit Ausnahme des Traungaues vorkommt, schenkte König Heinrich II. schon weite Strecken Königsgutes zwischen der Liesing, Triesting und dem Wienerwalde, also die waldreiche Gegend von Mödling, Baden und Heiligenkreuz, und dessen Bruder und Nachfolger, Adalbert der Siegreiche, welcher an den mit abwechselndem Glücke geführten Kriegen Kaiser Heinrichs III. gegen die Ungarn ruhmvollen Antheil hatte, errang bereits die historisch wichtige Ostgrenze, die March und Leitha.

Nach dieser Eroberung begann alsbald wieder die Colonisirung und Cultivirung des Landes, wobei auch auf frühere, wirkliche oder erdichtete Besitztitel zurückgegriffen wurde. So ließen sich die schon genannten baierischen Bisthümer und Klöster, allen voran Passau unter seinem rührigen Bischofe Piligrim, Besitzungen aus der karolingischen Zeit her bestätigen, wurden aber nebenher auch von den Kaisern und vom Adel mit neuen Gütern beschenkt, namentlich auf dem linken Donau-Ufer, wo nun größere noch unbewohnte und öde Strecken der Cultur zugeführt wurden.

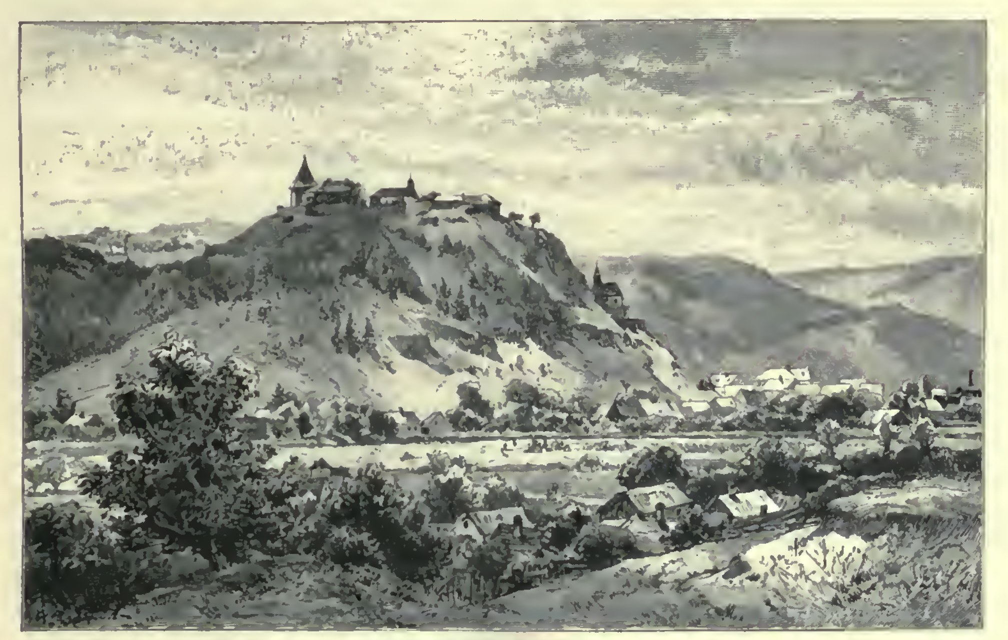
Alle jene Schenkungen und Vergabungen bilden die Marksteine der zweiten Colonisirung und Cultivirung. Im eigenen Interesse bebauten wieder die baierischen Klöster und Bisthümer sozusagen schrittweise das Land, errichteten Kirchen und Pfarren, an welche sie als Dotation reiche Zehente vergaben. In dieser zweiten Gründungsepoche Niederösterreichs stehen, wie einst in der karolingischen Zeit, die Bisthümer Passau und Salzburg als Culturträger neuerdings obenan. Aber auch mit den wachsenden Gütern des Bisthums Freisingen, das in die noch wenig oder gar nicht cultivirten Gebiete der Ybbs und Url, ebenso in die Umgebung von Groß-Enzersdorf im Marchfelde baierische Ansiedler gebracht hatte, ist die Cultur ziemlich weit vorgerückt.

Daneben sehen wir Mönche aus St. Quirins Kloster in Tegernsee wieder in die Wachau ziehen, auch im Ennswalde und um Strengberg, dem späteren Mittelpunkte ihrer dortigen Besitzungen und Bezüge, sich niederlassen, dann zwischen der Piesting und Triesting und an der Schwechat, wo sie überall königliche Huben erhalten hatten, eine segensreiche Thätigkeit entfalten. Auch von den Niederaltaicher Mönchen, die zahlreiche Huben an der Schmida, Zaja und Schwarza bearbeiteten, läßt sich ein Gleiches sagen. Nach ihrer Ordensdevise „ora et labora" — sie waren nämlich alle Benedictiner — richteten diese Sendlinge des Glaubens und segensreicher Cultur neben den Stätten rauher Arbeit auf Bergen und in Thälern das Kreuz auf, zimmerten Kapellen und selbst oft ein Kirchlein als geistige Sammelpunkte für die zerstreuten Ansiedler.

So reichen Segen der Cultur spendeten aber nicht minder auch die einheimischen Klöster Melk und St. Pölten, jenes, gestiftet vom ersten Markgrafen Leopold und bis auf Leopold den Heiligen Residenz und Grabstätte der Babenberger, dieses, während der

ungarischen Herrschaft ganz verödet, nun unter Bischof Eigilbert von Passau um 1040 erneuert und so reich ausgestattet, daß es „die Tochter, geboren aus dem Innersten der Mutter" genannt wurde. Damals sind auch das Nonnenkloster Erla und die weltliche Canonie Ardagger entstanden.

Auch weltliche Große, allen voran die Markgrafen selbst, nahmen an jener Culturentwicklung einen hervorragenden Antheil. Jene waren Sprößlinge des reichsunmittelbaren Adels aus Baiern und Franken, von denen einige hier schon vor der Ankunft der Babenberger walteten oder mit diesen in die Ostmark gezogen waren.



Pütten in der Gegenwart.

Wie rasche Fortschritte die Cultur gemacht, zeigen die vielen Namen von Gewässern, Fluren, Ortschaften und Gegenden, die in allen Schenkungs- und Belehnungsurkunden auftauchen. Freilich brachen infolge der Thronwirren in Ungarn wiederholt die Ungarn ein, zündeten Ortschaften und Gehöfte an, tödteten deren Bewohner oder schleppten sie in die Gefangenschaft, die Mark selbst aber blieb in ihrer Ostgrenze unversehrt. Zu jener Zeit, in der nach einem solchen Einfalle (1042) die zerstörte Veste und Stadt Hainburg trotz erneuerten Angriffen der Ungarn wieder aufgebaut wurde, erhob sich auf einem das Leithagefilde vor sich weit beherrschenden Hügel auch die Veste Pütten, die starke Wehr der Grafschaft Pütten, ja der ganzen Ostmark.

Nachdem durch den zwischen den Ungarn und Kaiser Heinrich III. 1043 geschlossenen Frieden die March und die Leitha als Grenzen der Mark gegen Ungarn hin bestimmt

waren, kam auch die weitere Ausdehnung derselben fernerhin nicht mehr in Frage und damit war die erste große Aufgabe der Babenberger Markgrafen gelöst.

Von jetzt an betheiligen sich dieselben mehr an den großen Ereignissen Deutschlands, am Investiturstreite und an den Kämpfen der Staufen (Ghibellinen) gegen die Welfen. Durch kluges und zielbewußtes Vorgehen, gefördert durch Familienverbindungen mit den Ersteren und durch die allseits wachsende Fürstenmacht, erhob sich ihre markgräfliche Würde zur herzoglichen, womit sie selbst wieder größere Unabhängigkeit erlangten.

Wie Deutschland im gewaltigen Streite zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. wegen der Belehnung geistlicher Fürsten, eigentlich wegen der Machtfrage geistlichen und weltlichen Regiments, in zwei Lager geschieden war, so fanden Kaiser und Papst ihre Vorkämpfer auch in der Ostmark, jener im Markgrafen Ernst dem Sieghaften und anfangs noch in dessen Nachfolger Leopold dem Schönen, der aber später durch seine wechselnde Parteistellung viel Elend und Noth über die Mark Österreich brachte, der Papst in dem Bischof Altmann von Passau, dem Stifter des Klosters Göttweig (1083), einem der hervorragendsten Männer auf dem bischöflichen Stuhle von Passau.

Markgraf Leopold der Heilige betheiligte sich nie an diesem Streite, stand aber ungeachtet seiner frommen und streng kirchlichen Gesinnung mit Ausnahme einer geringen Unterbrechung am Beginne seiner Regierung stets auf Seite des Kaisers Heinrich V., dessen Schwester Agnes, die Witwe des Staufen Friedrich von Schwaben, er nachmals auch zur Frau erhielt. Agnes war nun einerseits als Mutter des Herzogs Friedrich von Schwaben und Konrads, des nachmaligen Königs Konrad III. die Ahnfrau des hohenstaufischen Kaiserhauses, anderseits durch die Heirat mit dem Babenberger Leopold die Stammmutter der Herzoge aus dem Hause Babenberg; in dieser zweifachen Beziehung erscheint sie als das Bindeglied der Verwandtschaft zwischen beiden Häusern.

Im Jahre 1106 hatte Leopold der Heilige das Beilager mit derselben noch in Melk gefeiert, bald darnach aber seine Residenz in die neue Burg auf dem Kahlenberge verlegt, in dessen Nähe er 1107 das Chorherrnstift Klosterneuburg gründete, wo sich noch auf einem alten Glasgemälde des Kreuzganges sein Bildniß als Stifter befindet. Bekannt ist die Sage von dieser Gründung und dem Schleier der Markgräfin Agnes.

Die nahe Verwandtschaft mit den Staufen wurde für die Babenberger bedeutungsvoll; ihr hatten sie es zu verdanken, daß, als der große Kampf zwischen jenen und den Welfen ausbrach, König Konrad III. dem Markgrafen Leopold IV. von Österreich, seinem Halbbruder, das Heinrich dem Stolzen aberkannte Herzogthum Baiern verlieh, welches nach Leopolds frühem Tode auf seinen Bruder, den Markgrafen Heinrich Jasomirgott, überging. Als dieser zuletzt auf Baiern zu Gunsten Heinrich des Löwen verzichten mußte, wurde zum Ersatz dafür Österreich von Kaiser Friedrich I. zu einem Herzogthume erhoben

und mit großen Vorrechten ausgestattet, die in dem sogenannten Privilegium minus enthalten sind.

Darnach sollte das neue Herzogthum nicht allein auf die Söhne, sondern auch auf die Töchter erbrechtlich übergehen können, ja wer von ihnen kinderlos stürbe, sogar berechtigt sein, den Nachfolger mit Vorbehalt kaiserlicher Zustimmung zu benennen. Innerhalb der Grenzen des Herzogthums sollte es ohne landesfürstliche Genehmigung keine fremde Gerichtsbarkeit geben und der Herzog dem Reiche zu weiteren Diensten nicht verpflichtet sein, als die auf baierischem Boden anberaumten Reichstage, falls er dazu berufen würde, zu besuchen und bei Feldzügen in die österreichischen Grenzländer Heeresfolge zu leisten. „So war Österreich zu einem geschlossenen, vom Reiche beinahe, von Baiern ganz unabhängigen Herzogthume geworden“ und wieder an einer wichtigen Epoche seiner inneren Entwicklung und territorialen Gestaltung angelangt.

Was seine damaligen Grenzen im Verhältnisse zum heutigen Niederösterreich betrifft, so muß das Gebiet vom Semering bis an die Piesting, die ehemalige Mark Pütten, als in politischer Beziehung noch zu Steiermark gehörig ausgeschieden werden; die Grenzen gegen Böhmen hin waren jedoch unsicher. „Hier war der ungeheure Nordwald, der einst fast das ganze Land nördlich von der Donau bedeckt hatte, durch die fleißigen Hände der deutschen Bauern nach und nach großentheils ausgerodet worden und in demselben Maße, wie dies von Österreich her geschah, war auch das Gebiet des Herzogs von Böhmen nach dem Nordwalde zu erweitert worden.“ Als sich daher Berührungspunkte fanden, begannen mehrfache Feindseligkeiten, aus denen sich endlich ein erbitterter Krieg zwischen Herzog Heinrich Jasomirgott und dem Herzog Boleslaw von Böhmen entwickelte, welcher noch über den Tod des Babenbergers (1177) hinaus fortdauerte und erst 1179 die Grenzregulirung Österreichs gegen Böhmen hin zur Folge hatte.

Die erste Vergrößerung des Herzogthums Österreich geschah durch die Erwerbung der Steiermark unter Leopold V., der diese vom letzten Traungauer Grafen Ottokar VI. erwarb. Die Vertragsurkunde wurde auf dem St. Georgenberge bei Enns am 17. August 1186 ausgestellt, die Belehnung erfolgte aber erst am 24. Mai 1192.

Mit Leopolds V. Sohne, Herzog Leopold VI. dem Glorreichen, begannen die glanzvollsten und gefeiertsten Zeiten der Babenberger Fürsten. Leopold VI. war auch ein durch Bildung, Geist und Beredsamkeit, wie durch edlen Charakter ausgezeichneter Mann, welcher bei allen Ständen, bei Kaiser und Papst, bei Adel und Geistlichkeit, namentlich aber bei den Bürgern, denen er immer wohlwollend gesinnt war, der höchsten Achtung und Liebe sich erfreute. Er hielt zu Wien einen glänzenden Hof, wo die Edlen des Landes ein- und ausgingen, zählte als Politiker zu den Größen seiner Zeit, kämpfte aber auch als Held im heiligen Lande und in Spanien gegen die Ungläubigen.

Den Besitzstand seines Hauses (Allode) vermehrte er wesentlich durch Einziehung von Lehen, wie auch durch Kauf von in- und ausländischen Gütern. So erwarb er durch Kauf die ausgedehnten Allode der Grafen von Peilstein bei Melk und die Herrschaft Raabs mit der berühmten Veste gleichen Namens an der Thaja.

Im Einklange mit dem materiellen Aufschwunge und der geistigen Blüte Österreichs, sowie mit der zunehmenden Macht, dem Reichthume und dem Ansehen seines Hauses beabsichtigte Leopold der Glorreiche ein eigenes Landesbisthum mit dem Sitze in Wien zu errichten. Die 1207 und 1208 geführten Verhandlungen wurden vom Papste Innocenz III. anfangs wohl günstig aufgenommen, scheiterten aber wahrscheinlich an der Einsprache des Passauer Bischofs Manegold in Rom.

Die Regierung des Herzogs Friedrich II. des Streitbaren, eines Fürsten voll Ehrgeiz und Kampfeslust, war gegen die heiteren, glücklichen Jahre seines Vaters eine stürmische und bewegte. Gleich am Beginne derselben hatte sich der Landadel, mit den mächtigen Kuenringern an der Spitze, erhoben, deren Vesten Rappottenstein, Aggstein und Dürrenstein, sowie Weitra und Zwettl die Hauptsitze dieser Bewegung waren. Kämpfe und Fehden mit den Böhmen und Ungarn, der Bürgerkrieg und die Angriffe der Reichsfürsten füllten seine übrige Regierung aus. Da erschienen Fürst und Land oft in harter Bedrängniß, aber stets erwehrte sich jener seiner Feinde. Der Aufstand des Landadels wurde unterdrückt und seine Theilnehmer erlitten harte Strafen; die Böhmen und Ungarn wurden zurückgeworfen und Friedrichs bewährtes Waffenglück brachte selbst in den kritischesten Momenten des Bürgerkrieges, als er, vom Kaiser geächtet, auf Mödling, Neustadt und die Veste Starhemberg beschränkt war und namentlich das Viertel unter dem Manhartsberg und die alte befestigte Grenzstadt Laa vom Böhmenkönig Wenzel schwer bedrängt wurde, hervorragende Reichsfürsten und den niederösterreichischen Adel wieder auf seine Seite, ja die letzten Jahre seiner Regierung zeigen ihn sogar auf der Höhe seiner Macht und seiner politischen Bedeutung. Im Kampfe des Papstes mit dem Kaiser, wo beide um seine Unterstützung sich bewarben, wußte er seine Stellung und seinen Einfluß zu erhöhen und verlangte von jenem die Errichtung des Wiener Bisthums, von diesem die Königswürde. Bald jedoch, nachdem diese Verhandlungen sich zerschlagen hatten, ereilte Friedrich den Streitbaren in der Schlacht an der Leitha gegen die Ungarn der Tod (15. Juni 1246).

Ihn, der noch im blühenden Mannesalter dahingerafft worden war, bestatteten die Mönche des Cistercienserklosters Heiligenkreuz in der Kapelle ihres Kapitelhauses, wo seither in stiller Gruft seine Gebeine ruhen. Mit ihm, dem letzten, kinderlos dahingeschiedenen Babenberger wurden gar viele Hoffnungen und Pläne zu Grabe getragen. Überall im Lande herrschten tiefe Trauer und Klagen, denn dunkel lagen die Lose im Schoße einer sturmbewegten Zukunft.

Seit die Babenberger in die großen Fragen Deutschlands verstrickt waren, entwickelte sich, namentlich seit 1156, ihre Machtstellung. Durch das Erblichwerden der markgräflichen, später herzoglichen Würde und begünstigt durch die Kämpfe der Kaiser und der Päpste bildete sich, wie in anderen Reichsgebieten, auch in Österreich der Begriff der Landeshoheit aus, indem allmälig die Bewohner dem unmittelbaren Verbande mit dem Reichsoberhaupte entzogen und den nunmehr mit dessen Rechten ausgestatteten Landesfürsten direct unterthan wurden. Während aber die Entwicklung der Landeshoheit den alten Adel sinken ließ, stieg aus ursprünglich unfreiem Stande ein neuer Adel — die



Die Veste Laa.

Ministerialen — empor, der sich an Macht bald mit jenem früheren Adel messen durfte; vor Allem das Geschlecht der Kuenringer, der Stifter des Cistercienserklosters Zwettl.

Einer der wirksamsten Factoren der damaligen Culturentwicklung war die Stiftung von Klöstern, welche als die Mittelpunkte materieller Cultur wie geistigen Lebens und Schaffens erscheinen. Von ihnen aus verbreitete sich die Bildung unter Adelige und Bürger in nicht unerheblichem Maße, wie dies aus dem Entwicklungsgange von Kunst und Wissenschaft zu erweisen ist.

In den Klöstern gab es schon frühzeitig Schulen, sogenannte Kloster- oder äußere Schulen, wo Söhne des Adels und der Freien im Lesen, Schreiben und Rechnen sowie in der Religion unterrichtet wurden, und innere oder Conventschulen für die Klostergenossen selbst, denen hier die noch geringen theologischen Kenntnisse gelehrt wurden. Eine der

berühmtesten und ältesten solcher Schulen war die zu Göttweig unter dem gelehrten Abte Hartmann (1093 bis 1114); ihr zunächst sind jene von Melk, Herzogenburg und Klosterneuburg zu nennen. Neben dem Unterrichte befaßten sich die Mönche auch mit der Geschichtschreibung — meistens Chroniken und Lebensbeschreibungen —, die 1123 in Melk begann und seit der Mitte des XII. Jahrhunderts nach anderen Klöstern verbreitet wurde, außerdem mit der Dichtkunst und in eigenen Schreibgemächern oder Scriptorien mit dem Abschreiben und Malen der Handschriften.

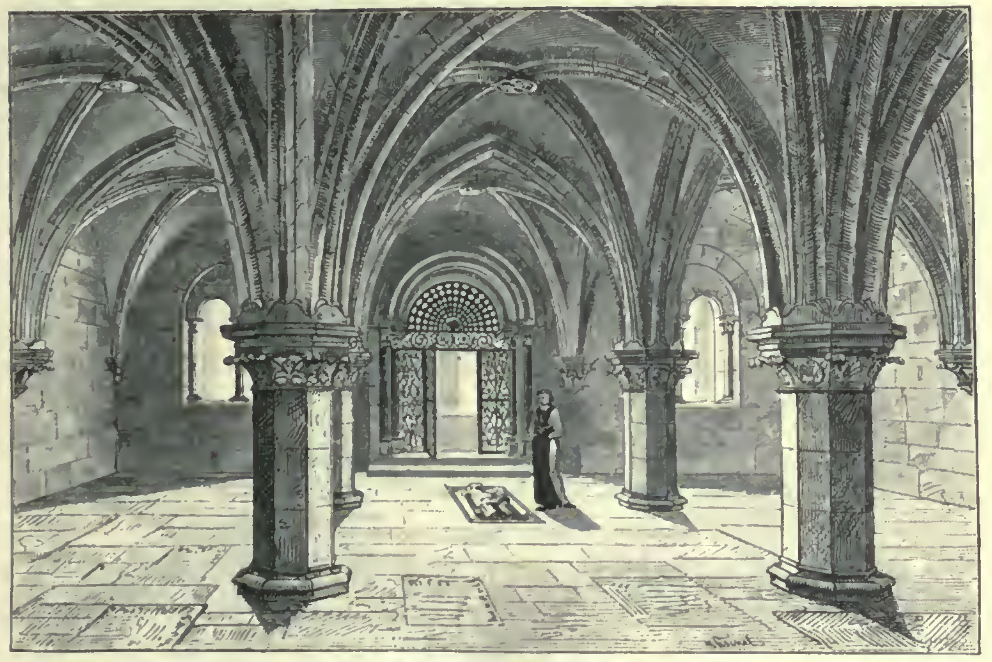
Aber nicht allein die Wissenschaften, auch die Künste fanden in den Klöstern ihre Pflege. Die ältesten Klosterkirchen waren romanische Anlagen mit breiten Wandflächen, welche mit Malereien geschmückt waren; dies erhellt aus einer Urkunde von 1170, worin Propst Heinrich von St. Pölten den Abt Heinrich von Tegernsee ersucht, ihm einen des Malens kundigen Jüngling (jungen Mönch) zu senden, damit er die Bilder seiner Kirche vollende. Von den meisten dieser ersten Klosterkirchen ist nichts mehr vorhanden, nicht einmal Abbildungen veranschaulichen uns dieselben; in den Cistercienserklöstern Heiligenkreuz, Zwettl und Lilienfeld allein noch stammen die ältesten Theile von Kreuzgang, Kirche und Dormitorien (Schlafstätten der Mönche) aus jener Zeit.

In Österreich unter der Enns blühte schon unter den Babenbergern der Handel zu Wasser und zu Lande, und gerade hier, an der Grenze zwischen dem aufstrebenden industriellen Westen und den an Rohproducten reichen Ländern des Ostens, hier, wo auch eine der wichtigsten Verkehrsadern, die Donau, strömt, mußte sich derselbe umso lebhafter entwickeln. Namentlich haben die Kreuzfahrten ins heilige Land unter Leopold dem Heiligen und Heinrich Jasomirgott, die ihren Weg durch Österreich nahmen und überall große Bedürfnisse an Lebensmitteln, Kleidern und dergleichen hervorriefen, also den inneren Handel steigerten, auch die Handelsbeziehungen nach Constantinopel und den Orient erweitert; Tulln, Wien und Hainburg entwickelten sich daher zu bedeutenden Niederlage- und Marktplätzen, Ybbs, Melk und Stein zu ertragreichen Mauth- und Zollstätten. Auch der Waaren- und Handelsverkehr, der im XII. Jahrhundert über St. Pölten ging, kann ein blühender und jener auf der altberühmten Straße über den Semering nach Venedig sogar ein überaus reger genannt werden.

Handel und Verkehr bedingten aber auch eine gute Münze und bewirkten einen raschen Umsatz derselben. Die Münzprägung war ausschließlich landesfürstliches Regale und geschah in den Schlag- und Münzstätten zu Krems, Wien und Neustadt. Selbst aller Verkehr mit Gold- und Silbermünzen, ja mit Perlen und Edelsteinen war unmittelbar unter die Münze gestellt.

Mit dem Aufschwunge des Handels und der Gewerbe in den Städten mußten naturgemäß auch die rechtlichen und socialen Verhältnisse der Bürger geregelt werden; es

geschah dies durch Privilegien, Stadt- und Marktrechte. Schon 1159 verlieh Bischof Konrad von Passau der Stadt St. Pölten ein Privilegium. Das Wiener Stadtrecht von 1244 (1. Juli) ward zur selben Zeit fast wörtlich in das Stadtrecht von Hainburg herübergenommen und Wiener-Neustadt erhielt verschiedene Vorrechte, als Friedrich der Streitbare nach seiner Absetzung durch den Kaiser sich hierher geflüchtet hatte; das auf den Namen eines Herzogs Leopold V. (VI.) geschriebene Stadtrecht ist freilich eine erst einer etwas späteren Zeit angehörige Privatarbeit (Fälschung). Alle diese Rechts-



Das Kapitelhaus in Heiligenkreuz.

satzungen enthielten für ihre Zeit musterhafte Bestimmungen, durch welche die verschiedenen Zweige des Municipalwesens geordnet wurden.

Bei dem Tode Friedrich des Streitbaren lebten noch eine Schwester desselben, Namens Margarethe, die Witwe des entsetzten römischen Königs Heinrich, und eine Nichte, Gertrude geheißen, welche die Gemalin des böhmischen Thronfolgers Wladislaw war; beide konnten auf die reichen Allode der Babenberger, nie aber auf die erledigten Reichslehen Österreich und Steiermark Anspruch erheben, auch nicht nach dem Privilegium von 1156, weßhalb Kaiser Friedrich II. als der eigentliche Lehensherr alsbald den Grafen Otto von Eberstein als „Hauptmann und Verweser“ nach Österreich schickte.

Die Frage wurde dadurch noch verwickelter, daß auch der Papst Innocenz IV. in diesen Streit sich mengte und für die weibliche Nachfolge zu Gunsten der Babenbergerin

Gertrud entschied, deren zweiter Gemal — Wladislaw war schon zu Anfang des Jahres 1247 gestorben — der Markgraf Hermann von Baden, als „Herzog von Österreich" hier jedoch wenige Anhänger fand. Vielmehr behauptete die kaiserliche Partei so lange die Oberhand, bis Kaiser Friedrich II. und sein gleichnamiger Enkel, dem er im Testamente Österreich und Steiermark zugedacht hatte, starben. Jetzt erst erhob auch in den ehemals babenbergischen Ländern die welfische Partei kühner ihr Haupt. Auf sie gestützt durfte es Ottokar, der Sohn des Böhmenkönigs Wenzel I., wagen, 1251 mit einem Heere nach Österreich zu ziehen, woselbst er bald allgemeine Anerkennung fand. Ein Krieg, in den Ottokar kurze Zeit darnach mit dem König Béla IV. von Ungarn gerathen war, endete unter päpstlicher Vermittlung mit einem Friedensschlusse, welcher im Allgemeinen die gegenwärtige Grenze der beiden Herzogthümer Österreich und Steiermark festsetzte. Ein neuer Krieg und der in demselben erfochtene Sieg bei Kroissenbrunn (12. Juli 1260) trug Ottokar den Besitz der ganzen Steiermark ein.

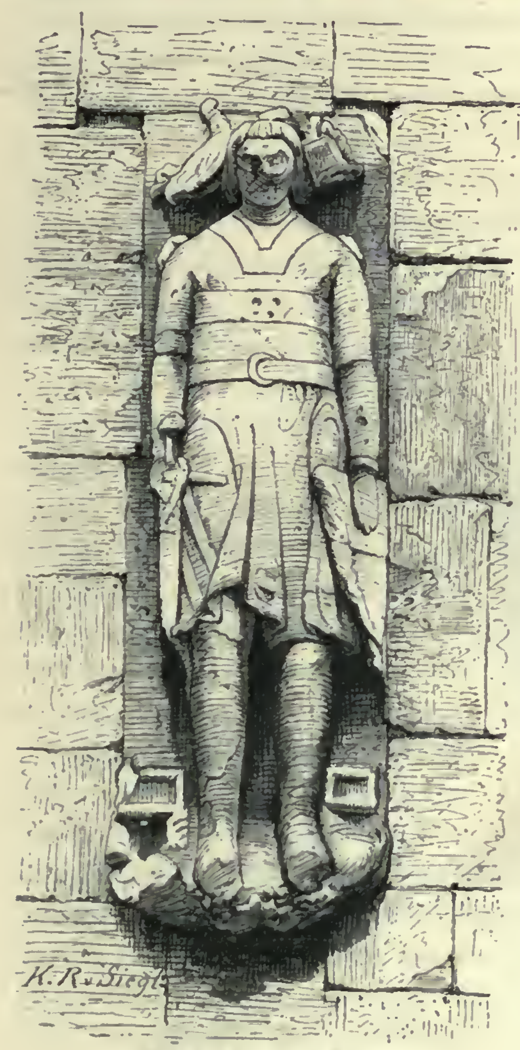
Solange es im deutschen Reiche Schattenkönige wie Richard von Cornwallis und Alfons von Castilien gab, konnte Ottokar, der sich um die Oberherrlichkeit der deutschen Könige wenig kümmerte, im ungestörten Besitze der babenbergischen Reichslehen verbleiben. Anders gestaltete sich aber für ihn die Lage, als die Kurfürsten den Grafen Rudolf von Habsburg zum deutschen König erwählt hatten (1273).

Dieser konnte und wollte Ottokar nicht länger mehr im unrechtmäßigen Besitze jener Lehen belassen; es erheischten dies schon das Interesse und die Würde des Reiches. Da nun Ottokar wiederholten Aufforderungen entgegen den Lehenseid nicht leistete, auch die Lehen nicht herausgab und sich nicht unterwarf, ward er derselben verlustig erklärt und mit Zustimmung der Reichsfürsten der Reichskrieg gegen ihn begonnen, wodurch Ottokar gezwungen wurde, im Vertrage vom 21. November 1276 die Reichslehen der Babenberger herauszugeben. Als die Schwierigkeiten, die sich bei der Durchführung der Friedensbestimmungen ergaben, sodann einen neuen Krieg zur Folge hatten, fand Ottokar in der Schlacht bei Dürnkrut am Weidenbache (26. August 1278) den Tod.

Drei Jahre nach diesem folgenreichen Ereignisse blieb König Rudolf von Habsburg noch in Wien, wo er durch Gnadenbezeugungen an den Adel, durch Verleihung von Privilegien und Freiheiten die Klöster und Städte für sein Haus gewann, durch Sicherung von Recht und Gesetz aber im ganzen Lande Vertrauen und Liebe erweckte. Vom Anfang an war er dabei bedacht, aus den babenbergischen Ländern eine feste Hausmacht zu begründen und dieselben seinen Söhnen Albrecht und Rudolf zuzuwenden.

Als er 1281 Österreich verließ, ernannte er daher zunächst seinen Sohn Albrecht zum Reichsverweser. Mit Zustimmung der Reichsfürsten konnte er sodann auf dem Reichstage zu Augsburg (December 1282), wo auch viele österreichische Landherren

anwesend waren, seine Söhne Albrecht und Rudolf mit Österreich und Steiermark belehnen. Um aber allen Eventualitäten einer Doppelregierung vorzubeugen, gab König Rudolf den österreichischen Ständen über ihre Bitten in der zu Rheinfelden am 1. Juni 1283 erlassenen Hausordnung Albrecht zum alleinigen Herrn, als welchen sie ihn mit feierlichem Eide annahmen.



Grabstein Friedrich des Streitbaren.

Zwei Richtungen kennzeichnen Albrechts, des ersten Fürsten aus habsburgischem Stamme in Österreich, innere Politik: einmal wie er, der von der Idee der Staatsgewalt und der Bedeutung seiner Fürstenpflichten tief durchdrungen war, unter schwierigen Verhältnissen die landesfürstliche Macht einem unzufriedenen, hochmüthigen Adel gegenüber, der sich früher viele und oft gewaltsame Übergriffe erlaubt hatte, befestigte und dann, wie er gegen Geistliche und Bürger sich verhielt.

Die Anschläge der widerspenstigen Adeligen, die 1295 und 1296 unter Führung des Leutold von Kuenring, Albero von Puchheim und Konrad von Summerau sogar im offenen Aufstande gegen Albrecht sich erhoben und in der Versammlung zu Triebensee die Entfernung der ihnen verhaßten Räthe aus Schwaben verlangten, hatte er vereitelt und mit dem Schwerte zurückgewiesen; die Führer derselben mußten, nachdem ihre Burgen gebrochen waren, auf Gnade und Ungnade sich ergeben. Für das culturelle Wirken der Klöster, für das Aufblühen der Städte und für den Wohlstand der Bürger war er durch Bestätigung und Ertheilung von Rechten und Freiheiten überaus milde und gütig besorgt. Viele Urkunden, mit seinem schönen Reitersiegel geziert, geben heute noch davon Zeugniß.

Albrecht hatte seinen Söhnen das Streben nach der deutschen Krone als Erbtheil zurückgelassen, und wirklich wurde nach Heinrichs VII. Tode Herzog Friedrich der Schöne

von Österreich von einem Theile der deutschen Fürsten zum König gewählt. Allein der Kampf um das Reich, in welchen Friedrich mit dem Gegenkönig Ludwig dem Baier gerieth, der Ausgang dieses Kampfes, seine Niederlage und seine Gefangennehmung in der Schlacht bei Mühldorf (1322), sowie die mehrjährige Haft zu Trausnitz, aus welcher er erst nach längeren Verhandlungen entlassen wurde, lieferten den Beweis, daß die damalige Hausmacht der Habsburger noch nicht genügte, sich dauernd im Besitze des deutschen Reiches zu behaupten.

Daher gaben nach Friedrichs Tode (1330) seine Brüder Albrecht II. und Otto dieses Streben auf und wendeten sich ganz und voll der Pflege des inneren Wohlstandes ihrer Länder zu. Wenn schon die Regierung Albrechts II. sich in dieser Hinsicht auch dem Lande unter der Enns segensreich erwies, das freilich damals gleich anderen Ländern von den Leiden des „schwarzen Todes" heimgesucht wurde, so erhob sich dasselbe noch mehr unter seinem hochstrebenden Sohne Rudolf IV., dem Stifter, zu beneidenswerther Blüte. Da wurde es aber wie für die habsburgischen Länder überhaupt, so auch speciell für Österreich unter der Enns verhängnißvoll, daß nach Rudolfs Tode dessen Brüder Albrecht III. und Leopold III. fortan nicht, wie dies bisher zum Vortheile des Hauses der Fall gewesen, ihre Länder gemeinsam regierten, sondern 1379 einen Theilungsvertrag eingingen, nach welchem Albrecht III. und seine Nachkommen — die albrechtinische Linie — in Österreich unter und ober der Enns, Leopold aber und seine Nachkommen — die leopoldinische Linie — in den übrigen Ländern regieren sollten. Dieser Vertrag barg alles Unglück in sich, das im nächsten Jahrhundert über das Haus Habsburg und seine Länder, in erster Linie über das Land unter der Enns hereinbrach.



Reitersiegel Albrechts I.

Herzog Albrecht III., „mit dem Zopfe" benannt, war ein frommer und friedliebender, den Wissenschaften geneigter Herr, der gerne einsam in dem von ihm erbauten Laxenburg weilte. Aber schon unter seinem Sohne Albrecht IV., dem „Weltwunder", brach die Fehde mit Herzog Wilhelm von der leopoldinischen Linie aus, der eine starke Partei auch im Lande unter der Enns gewonnen und sich Albrechts äußeren Feinden angeschlossen hatte. Zu diesem unseligen Familienhader gesellten sich Einfälle mährischer Raubritter, so

namentlich des Albrecht von Böttau und des Heinrich von Kunstatt, genannt der „Dürrenteufel“ (zu Znaim), mit denen bald auch der Adel auf den Burgen jenseits der Donau gemeinsame Sache machte und deren Unwesen man vergeblich durch ein außerordentliches Gerichtsverfahren, „das Geräune“, zu steuern suchte. Als auf der Rückkehr von einem Zuge gegen Znaim Herzog Albrecht IV. gestorben war (1404), entbrannte zwischen den Brüdern Leopold und Ernst von der leopoldinischen Linie um die Vormundschaft über den erst siebenjährigen Herzog Albrecht V. ein Streit, welchen die österreichischen Stände auf dem Landtage zu Wien (1406) vergebens zu schlichten sich bemühten. Erst auf Grund einer Vereinbarung mit seinem Bruder Ernst trat Leopold als Vormund über den jungen Herzog Albrecht V. auf. Bald aber entstanden zwischen beiden neue Zerwürfnisse, die 1407 sogar zum Bürgerkriege führten, der, da Bürgerschaft und Adel verschiedene Parteistellungen nahmen, in den folgenden Jahren von beiden Seiten mit großer Heftigkeit, ja Erbitterung und seltener Wildheit geführt wurde. Wenngleich die beiden Herzoge unter sich mehrere Vereinbarungen getroffen hatten, so am 13. Jänner 1408 zu Korneuburg, am 2. Juni desselben Jahres zu Krems, so trieben doch die Parteien ihr „grausam Spiel“ fort, bis der Schiedsspruch König Sigmunds, daß beide Herzoge gemeinsam die Vormundschaft über Herzog Albrecht V. führen sollten, den Kampf beendete (1409). Der Friede schien wohl hergestellt, aber das Land unter der Enns mußte erst von Dieben und Räubern durch die „Geräunmeister“ gesäubert werden.



Albrecht mit dem Zopfe.

Um den jungen Herzog Albrecht V. vor der von August 1410 bis Jänner 1411 herrschenden Pest zu schützen, hatte man ihn auf die Veste Starhemberg gebracht. Da nach dem Beschlusse der Stände von 1406 die Vormundschaft am 24. April 1411 ihr Ende hätte finden sollen, die Herzoge Leopold und Ernst aber keine Anstalten dazu trafen, so entführten Reinprecht von Wallsee und Konrad von Eckartsau Albrecht aus seinem Asyle und brachten ihn nach Eggenburg, wo ihn die versammelten Stände mit Jubel empfingen und der Vormundschaft für ledig erklärten. Herzog Leopold aber war, wie man sagte, aus Zorn hierüber in der Wiener Hofburg einem Schlagflusse erlegen (3. Juni 1411).

Herzog Albrecht V., von seinen treuen Räthen Reinprecht von Wallsee, Piligrim von Puchheim, Bischof Georg von Passau, dem Hubmeister Berthold von Mangen und dem Pfarrer Andreas Plank von Gars umgeben, war ernstlich bemüht, die Wunden, welche innere und äußere Feinde in jenen jammervollen Zeiten allerwärts geschlagen hatten, zu lindern. Der Landfriede von 1412 war daher ein wahrer Segen. Aber bald drohten neue Stürme durch die Hussiten in Böhmen. In den Kriegen, welche Kaiser Sigmund gegen diese Feinde jeglicher Cultur führte, bilden ihre verheerenden Einfälle von 1425 bis 1431 in die Gegenden jenseits der Donau eine unheilvolle Episode. Wiederholt hatten sie Städte, Märkte und Dörfer geplündert und in Asche gelegt, deren Bewohner jeglichen Alters grausam gemordet oder in die Gefangenschaft geschleppt, Äcker und Weinberge verwüstet und den Wohlstand der Bürger und Bauern auf Jahre hinaus zu Grunde gerichtet.

Herzog Albrecht V. war mit Kaiser Sigmunds Erbtochter verheiratet und seinem Schwiegervater auf den deutschen Thron (als Albrecht II.) wie auch als König von Ungarn und Böhmen gefolgt. Er hinterließ aber kein ruhiges Erbe. Gleichwie wilde Stürme Albrechts Jugendzeit umtost hatten, so traf gleiches Los seinen einzigen Sohn Ladislaus, der, weil er nach des Vaters Tode zur Welt kam, der Nachgeborene, Posthumus hieß.

In Österreich übernahm Herzog Friedrich V. (Kaiser Friedrich III.) von der steirischen Linie (denn die leopoldinische Linie hatte sich wieder in die steirische und die tirolische getheilt) kraft der Hausverträge und des Testamentes Albrechts V., sowie nach dem Beschlusse des Landtages zu Perchtoldsdorf (1439) die Vormundschaft über den jungen Ladislaus Posthumus.

Aber gerade diese Vormundschaft war die Veranlassung zwölfjähriger Unruhen und vielen Unheils, wovon besonders das Land unter der Enns schwer betroffen wurde. Friedrich III. war nämlich mit den Ständen desselben zunächst wegen der Bezahlung der Söldner Albrechts V. in einen Zwist gerathen, an dem schon damals der reiche, redegewandte und ehrgeizige Hubmeister des letzteren, Ulrich Eytzinger, hervorragend betheiligt war. Die Unzufriedenheit und die Missverständnisse steigerten sich aber noch, als die Stände auf dem Landtage des Jahres 1444 Friedrich, der seinen Mündel nach Graz hatte bringen lassen, zum Vorwurfe machten, er wolle Österreich dem rechtmäßigen Erben vorenthalten, hinter welcher Beschuldigung sich nur das Verlangen barg, den Knaben Ladislaus in ihre Gewalt zu bekommen, während zugleich Böhmen und Mährer in das Land unter der Enns einfielen, ohne daß Friedrich oder die Stände etwas dagegen thaten, und auch ungarische Scharen die österreichische Grenze ungestraft verheerend überschritten.

Friedrich sah die ständische Bewegung immer mehr wachsen. Auf dem Landtage zu Wullersdorf faßten die Stände, denen sich auch die Städte Wien, Krems, Klosterneuburg,

Korneuburg, Stein und Tulln anschlossen, den Beschluß, eine Deputation an Friedrich nach Wiener-Neustadt zu senden und gleich den Böhmen und Ungarn die Herausgabe des jungen Ladislaus zu fordern. Endlich rissen dieselben auf dem Landtage zu Wien, 1451, sogar die Regierung an sich, setzten Eytzinger zum obersten Hauptmann ein und verbanden sich, während Friedrich mit Ladislaus in Rom sich aufhielt, mit den Ungarn und Böhmen. Nach seiner Rückkehr von Rom belagerten Graf Ulrich von Cilli und Ulrich Eytzinger Friedrich in Wiener-Neustadt (1452); die Belagerung dauerte aber nur wenige Tage (vom 27. August bis 1. September), da Friedrich auf Grund des Vertrages vom 1. September 1452 Ladislaus Posthumus aus der Vormundschaft entließ.



Siegel des Ladislaus Posthumus.

Während Ladislaus' Selbstregierung, wenn wir sie bei seinem jugendlichen Alter und bei dem mächtigen Einflusse Ulrichs von Cilli und des Eytzinger so nennen dürfen, erfreute sich das Land unter der Enns wieder einiger Friedensjahre. So manche Gnaden und Privilegien, die, mit dem schönen Siegel Ladislaus' geschmückt, seine Huld und Fürsorge für Kirche und Klöster, Städte und Communitäten bekunden, sind uns noch erhalten. Aber in des jungen Fürsten nächster Umgebung stritten sich Ulrich von Cilli und Ulrich Eytzinger erbittert um Macht und Einfluß und suchten sich gegenseitig mit allen Mitteln zu verdrängen, was Letzterem in Österreich um so leichter gelang, als er sich auf die Stände stützen konnte.

Ladislaus starb noch in der Blüte seiner Jahre zu Prag am 23. November 1457 als der Letzte der albrechtinischen Linie. Kaiser Friedrich III., „der Eltiste von Österreich", erklärte sich daher zum Erben ihrer Länder. Darüber entbrannte aber zwischen ihm und seinem leidenschaftlichen, herrschsüchtigen Bruder Herzog Albrecht VI. ein Kampf, in welchem die niederösterreichischen Stände die Partei des Letzteren ergriffen. Es wurde zwar

im Theilungsvertrage zu Wien, am 27. Juni 1458, bestimmt, daß Friedrich das Land unter der Enns, Albrecht VI. jenes ober der Enns erhalten, Wien aber von den Ständen regiert werden sollte. Doch brachte dieser Vertrag, wie die folgenden Abänderungen beweisen, keine dauernde Ruhe. Im ferneren, für das Land unter der Enns drangsalvollen Verlaufe des Streites glaubte auch der Böhmenkönig Georg Podiebrad als „Helfer" und „Schiedsrichter" auftreten zu müssen, und fiel hier mit seinen Scharen verheerend und plündernd ein. „So bildete der Streit der fürstlichen Brüder, das Einmischungsgelüste des Böhmenkönigs und das leidige Fehdewesen den Inhalt der Geschichte des Landes unter der Enns — ein wüstes Gemenge rasch wechselnder Ereignisse ohne erhebende Momente, aber nicht arm an bewegten Scenen." Auf dem offenen Lande sah es überaus traurig aus. Drückende Steuern, schlechte Münzen („Schinderlinge") und Räubereien unbezahlter Söldlinge, die auf Kosten des armen, bedrängten Mannes lebten, verursachten, wie uns die Chronisten umständlich schildern, hier noch mehr Leiden und Plagen als in den Städten. Überdies gaben die unglückseligen Geldverhältnisse des Kaisers gegenüber seinen Gläubigern mehreren von diesen, wie Gamoret von Fronau auf Schloß Orth an der Donau, die Gelegenheit, Räubereien aller Art an Bürgern und Kaufleuten zu begehen.

Herzog Albrecht VI. nährte inzwischen mit seinen Anhängern fortwährend diesen Unfrieden, stärkte sich durch Bündnisse und bemächtigte sich nahezu des ganzen Landes. Seit dem Waffenstillstande zu Laxenburg (6. September 1461 bis 24. Juni 1462), welcher Keime neuer Unruhen in sich barg, hielt er trotz der Proteste Friedrichs eigenmächtig berufene Landtage zu St. Pölten, Tulln und Melk. Nach dem bewegten Landtage zu Wien im Juli 1462 und der Belagerung des Kaisers in seiner Burg erfolgte durch Vermittlung des zur Hilfe herbeigeeilten Böhmenkönigs Podiebrad zwischen Friedrich und Albrecht der Vertrag zu Korneuburg, 2. December 1462, in welchem Albrecht die Verwaltung von Niederösterreich und Wien auf acht Jahre gegen jährliche Bezahlung von 4.000 Goldgulden erhielt.

Die Wirren und Befehdungen hatten darum doch kein Ende, und so mancher frühere Anhänger Albrechts, der sich in seinem neuen Herrn getäuscht sah, schlug sich wieder zu Friedrichs Partei. Als nun die Kaiserin Eleonora und Katharina von Baden, die Schwester der feindlichen Brüder, eben daran waren, das Band neuer Versöhnung zu knüpfen, starb Albrecht VI. plötzlich am 2. December 1463.

Kaiser Friedrich III. war jetzt wohl alleiniger Herr von Österreich, aber sein Ansehen war tief geschädigt, der Landfriede gestört, Faustrecht und Privatfehden der Adeligen spotteten geradezu des Gesetzes. Die unzufriedenen Elemente der Stände hielten eigenmächtig Versammlungen ab, wendeten sich an König Matthias von Ungarn, ja erhoben trotz päpstlichen Bannes Land- und Wasserzölle und schrieben Steuern aus. Einige von

ihnen kehrten zwar schon 1474 zu ihrer Pflicht zurück, andere aber unterwarfen sich erst 1477, darunter Ulrich von Grafeneck und Georg von Pottendorf.

Durch die Rivalitäten des Kaisers Friedrich III. und des Königs Matthias Corvinus von Ungarn hatten sich die politischen Verhältnisse zwischen Beiden schon seit der ungarischen und böhmischen Thronfolge zugespitzt. Überdies hatte Matthias die ständische Opposition im Lande unter der Enns bei jeder Gelegenheit unterstützt. Dies führte endlich zum offenen Kriege zwischen Friedrich und Matthias von Ungarn.

Die Veste Trautmannsdorf sowie das Gebiet zwischen Wien, Neustadt, Klosterneuburg und Korneuburg fielen in die Hände der Ungarn; nur die zwei ersteren Städte, dann Krems und Stein wurden von ihnen vergeblich belagert. Der am 18. December 1477 zu Korneuburg geschlossene Friede war von keiner Dauer. Unter verschiedenen Vorwänden rüstete Matthias schon seit 1478 zum neuen Kriege. Unterdessen hausten kaiserliche Söldner, um sich für ihren nicht bezahlten Sold schadlos zu halten, besonders arg in den Vierteln unter dem Wienerwalde und unter dem Manhartsgebirge; sie brandschatzten die Gegend von Laxenburg bis Krems, auch jene um Zwettl, ja selbst die Donau hatten sie durch einige Zeit gesperrt, so daß Kaufleute, wenn sie ungefährdet nach Wien kommen wollten, ihr Geleite erkaufen mußten.

Im Jahre 1480 erklärte Matthias Corvinus an Kaiser Friedrich III. erneuerten Krieg, aber erst zwei Jahre darnach erschien er an der March und der Leitha. Dieser Krieg verheerte nahezu das ganze Land; da es überall an Kraft und Mitteln des Widerstandes fehlte, fiel eine Veste, eine Stadt nach der anderen in Feindeshand, zunächst Hainburg und Bruck an der Leitha. Von da aus überschwemmten und brandschatzten die Ungarn allmälig ganz Niederösterreich. Wien fiel 1485 nach langer, harter Belagerung; im folgenden Jahre ergaben sich Horn, Zwettl und Stein. Wiener-Neustadt, das sich unter Hans von Wülfersdorf lange Zeit tapfer vertheidigt hatte, eroberten die Ungarn erst 1487. Krems, Melk, Waidhofen an der Ybbs und einige andere stark befestigte Orte vermochten sie gar nicht einzunehmen.

Mitten unter neuen Plänen und Entwürfen erlitt Matthias Corvinus am Palmsonntag (4. April) des Jahres 1490 einen Schlaganfall, infolge dessen er nach einigen Tagen starb. Der römische König Maximilian aber zog eiligst in Schwaben Truppen zusammen und rüstete in Linz und Graz zur Wiedereroberung des so schwer heimgesuchten Niederösterreich. Mit ihm, der nach seines Vaters Tod (19. August 1493) alle habsburgischen Länder in Einer Hand vereinigte, begann eine neue bessere Zeit.

Wenn wir an diesem Wendepunkte der Geschichte noch einen Blick auf das reiche Gebiet der Cultur werfen, so tritt uns zunächst das religiös-kirchliche Moment, das damals noch das ganze Leben durchdrang, mächtig entgegen. Wie einst die Babenberger, so hatten

auch die Habsburger viele geistliche Stiftungen in Niederösterreich ins Leben gerufen. Sie waren unter andern die Gründer der Karthausen zu Mauerbach (1313 durch Friedrich den Schönen) und Gaming (1330 durch Albrecht II. den Weisen), welche für die Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens der Umgebung von hoher Bedeutung wurden. Mit den Fürsten des Landes wetteiferte aber zugleich der reiche Adel, so die Meissauer und Kuenringer, die Wallseer und die Hardegg-Maidburg. Seit dem Auftreten des feurigen und für die Vertreibung der Türken begeisterten Franciscanermönches Johannes a Capistrano, der 1454 in Wien, Neustadt, Eggenburg und St. Pölten den Kreuzzug gegen sie predigte, wurden an diesen und auch an noch anderen Orten Niederösterreichs Franciscanerklöster gegründet.

Die kirchliche Administration des Landes lag beim Bischofe von Passau, dessen Stellvertreter der Official in Wien war. Nur Wien und Wiener-Neustadt waren von der Jurisdiction desselben ausgenommen, da hier 1468 eigene Bisthümer errichtet wurden, deren Sprengel sich aber blos auf diese Städte und ihre nächste Umgebung beschränkte.

Die Landeshoheit der habsburgischen Herzoge war eine ungleich gewaltigere als jene der letzten Babenberger. Doch haben die für das habsburgische Haus so verhängnißvollen Theilungen die Macht des Adels und dessen Einfluß auf die Verwaltung des Landes sehr gehoben. Beides zeigt sich namentlich in der Entwicklung des niederösterreichischen Ständewesens und der Landtage, deren feste Organisirung und Umgrenzung auf den Streit wegen der Vormundschaft über den jungen Herzog Albrecht V. und speciell wieder auf den Landtag von 1406 zurückzuführen ist.

An der Spitze der „gemainen Landtschafft" oder der Stände („Landleute") stand der Landmarschall, der seit alter Zeit als oberster Richter und ebenso in seiner Eigenschaft als Befehlshaber des Landaufgebotes im Felde vom Herzog ernannt wurde. Er war auch der Vorsitzende im Landtage und der landmarschallischen Gerichte oder der „Landrechte".

Neben Wien waren schon in früher Zeit die Städte Klosterneuburg, Korneuburg, Tulln, St. Pölten, Krems und Stein hervorgetreten; sie waren die Sitze der Gewerbe und der Industrie, die Knotenpunkte des Handels und Verkehrs. Für sie und auch für größere Märkte wurden eigene Ordnungen und Privilegien entweder neu gegeben oder aus älterer Zeit stammende bestätigt. Die Gewerbe wurden innerhalb geschlossener Vereinigungen, Innungen oder Zünfte genannt, betrieben, die wieder ihre eigenen Satzungen hatten. Zu den bedeutsamsten Gewerben zählte damals die Tuchweberei in Krems und Tulln. In Waidhofen an der Ybbs und Scheibbs, in den Thälern der Steier, Ybbs und Erlaf, sowie überhaupt im ganzen Ötschergebiete, alles zusammen die „Eisenwurzen" geheißen, blühte namentlich im XV. Jahrhundert die Eisenindustrie oder das Gewerbe der verschiedenen „Feuerarbeiter", wie der Messerer, der Messerschmiede, der

Klingen-, Zirkel-, Sensen-, Nagel-, Hammer- und Hufschmiede, der Ring- oder Panzerstricker. Die Fabrikate derselben bildeten den Gegenstand eines lebhaften Ausfuhrhandels, dessen Vorort die Stadt Ybbs war. Nächst Eisen waren Wein und Getreide, auch Wollwaaren wichtige Handelsproducte im Lande unter der Enns.

Ganz bedeutend war der Durchfuhrhandel nach Italien und in den Orient. Um ihn zu beleben, gab es eigene Jahr- und Wochenmärkte mit weitgehenden Privilegien, zahlreichen Ordnungen und Statuten.

Zur Zeit des Aussterbens der Babenberger ging die Bildung ausschließlich noch von der Geistlichkeit und den Klöstern aus; hier war fast alles geistige Leben concentrirt. Seit dem XIV. Jahrhundert hatte sich dies aber geändert. Wie früher in der Dichtkunst, traten jetzt auch auf anderen Gebieten geistigen Schaffens, vornehmlich in den Wissenschaften, die Laien selbstthätig auf. Die Masse des Volkes war und blieb ungebildet, das heißt genoß keinen Unterricht, während Bürgerkriege, feindliche Einfälle und sociales Elend die Sitten verwilderten. Doch gab es an Pfarrkirchen mindere Schulen, in den Städten dagegen war schon für höheren Unterricht durch lateinische oder Bürgerschulen (Wien, Krems, Neustadt) vorgesorgt. Und gerade in den Tagen der erbittertsten Kämpfe, zur Zeit feindlicher Einfälle und Verheerungen unter Albrecht VI. und Kaiser Friedrich III., standen viele Zweige der Kunst in hoher Blüte und fanden die Wissenschaften eifrigste Pflege.

Die Fragen der großen Politik unter Kaiser Maximilian I. berührten Niederösterreich in langen Friedensjahren nur finanziell. Handel, Gewerbe, Künste und Wissenschaften gediehen dagegen kraftvoll und erfreuten sich hoher Fürsorge. Nach der neuen Organisation, welche aus den tief eingreifenden Reformen hervorging, wie sie Maximilian in Verwaltung und Rechtspflege sowie im Finanzwesen durchführte, gehörte das Land unter der Enns oder Niederösterreich, wie es seither im üblichen Kanzleistile hieß, zu den fünf niederösterreichischen Erblanden. Die heutigen Verwaltungszweige sind fast alle mit ihren Anfängen auf diese maximilianischen Einrichtungen zurückzuführen. Auch fing man damals an, Landtagsabschiede und Landtagsbeschlüsse in eigenen „Landhandfesten" niederzulegen (die ersten stammen aus dem Jahre 1517), während das sogenannte österreichische Landrecht, welches einst (1237) der Adel Österreichs Kaiser Friedrich II., sodann aber Herzog Albrecht I. zur Bestätigung vorgelegt hatte, ein bloßer Entwurf geblieben ist.

Jene Reformen Maximilians in der Verwaltung waren aber nicht ohne Schwierigkeiten und Opposition der Stände ins Leben getreten. Erst das Innsbrucker Libell von 1518 und die darauffolgenden Verhandlungen der Stände der fünf niederösterreichischen Erblande über den Sitz der gemeinsamen Regierung hatten allseits befriedigt.

Als die Vertreter dieser Regierung in den Erblanden nach Maximilians I. Tod (12. Jänner 1519) bis zur Ankunft der rechtmäßigen Erben der habsburgischen Länder,

Karl und Ferdinand, aus Spanien in Amt und Würden verbleiben sollten, erhob sich in Niederösterreich eine besonders starke Opposition der Stände gegen jene. Man wählte hier gleichwie in den anderen Erbländern einen Ausschuß, der aber mit der alten Regierung, den „Regenten", bald in Streit gerieth. Derselbe verweigerte jeglichen Gehorsam, schuf eine neue Landesordnung und ein neues „ständisches Regiment", das große Eigenmächtigkeiten beging und selbst landesfürstliche Rechte an sich riß, sogar Karl V. die Huldigung versagte und gegen alle Verfügungen protestirte.

Nachdem Karl V. am 29. April 1521 zu Worms die „fünf niederösterreichischen Lande" seinem Bruder Ferdinand übertragen und dieser selbst auf dem vereinigten Landtage zu Ybbs, 5. Juni 1521, die Huldigung der österreichischen Stände empfangen hatte, ereilte die ständische Opposition und ihren Anhang bald das Geschick. Ferdinand, der nach kurzer Abwesenheit wieder nach Niederösterreich gekommen war, versammelte das Hofgericht in Wiener-Neustadt, wohin die Regenten und die Opposition vorgeladen wurden. Da der Spruch gegen diese lautete, wurden am 9. August 1522 auf dem Marktplatze in Wiener-Neustadt die Führer des Adels, Michael von Eytzing und Hans von Puchheim, am 10. und 11. August aber zehn Wiener Bürger mit dem Schwerte hingerichtet.

Der Verfall von Sitte und Zucht im geistlichen Stande und Mißbräuche in der Kirche selbst, welche die aufrichtigen Gläubigen mit Wehmuth und Besorgniß vor der Zukunft erfüllten, hatten auch im niederösterreichischen Volke den Boden für Luthers Lehre empfänglich gemacht. Die Zahl ihrer Anhänger wuchs im Stillen, so daß gegen die, welche das Abendmahl unter beiden Gestalten empfingen, strenge Verbote erflossen. Am 12. März 1523 erschien ein Decret, welches Luthers Schriften zu drucken, zu kaufen und zu lesen untersagte.

Den Adel trieb meistens nur der Egoismus zur neuen Lehre; lange schon hatte er mit Mißgunst auf die Kirchengüter geblickt und unter dem Deckmantel der Religion strebte er jetzt nach Erweiterung der ständischen Freiheiten. Schon die Häupter jener ständischen Opposition gegen Karl und Ferdinand bekannten sich zur neuen Lehre. Christof Freiherr von Losenstein auf Schalaburg und Weißenburg, der bereits 1524 sich mit der Idee trug, eine protestantische Schule zu errichten, dann Christof Jörger auf Tollet, Mitglieder der Familien Puchheim, Hager, Thonradl, Zelking und andere erscheinen in den nächsten Jahrzehnten als die Führer der religiös-ständischen Bewegung.

Die reformatorischen Ideen, auf sociale Fragen angewendet, hatten trotz Androhung der schwersten Strafen doch vielen Anklang gefunden und der bekannte Balthasar Hubmayer zählte in Penzing, Melk und Wiener-Neustadt zahlreiche Anhänger. Den Lehren von der evangelischen Freiheit lauschten der durch Feudallasten schwer gedrückte Bauer, der Kleinhandwerker und der Taglöhner nur zu gerne; hier und da hatten sie auch schon zum Aufruhr

geführt, nur war es nicht gleich zum hellen Brande wie in Steiermark gekommen. Die Bauern des Klosters Zwettl hatten sich bereits 1516 aufrührerisch gezeigt, bald darnach auch jene der Klöster Melk und St. Pölten, 1526 die des Klosters Lilienfeld.

Zu den kirchlichen, ständischen und socialen Wirren gesellte sich noch die Türkengefahr. Sultan Suleyman war im Frühling 1529 mit einem zahlreichen Heere gegen Wien aufgebrochen. Das offene Land hatte von den Türken namenloses Elend zu ertragen; Märkte, Dörfer und Gehöfte gingen in Flammen auf, ihre Bewohner wurden getödtet



Das alte Landhaus in Wien.

oder in die Sclaverei fortgeschleppt, nur wenige entkamen durch die Flucht in die Wälder. 1532 drohte wieder dieselbe Gefahr. Durch die Ankunft Karls V. vor Wien und durch die Niederlage Kassim Begs bei Schönau und Leobersdorf war aber für Niederösterreich wenigstens die Türkengefahr beseitigt, doch lange noch kostete sie dem Lande schwere Opfer. Die Landtage beschäftigten sich seit 1529 fortwährend mit dieser Frage und Maßregeln über Maßregeln wurden berathen, wie der Türkengefahr zu begegnen sei. Das Land, ohnedies durch Steuern erschöpft, zudem südwärts der Donau arg verwüstet, konnte nur mit außerordentlicher Mühe jene Opfer aufbringen, die zur Befestigung von Raab, Kanisza und Ujvár nothwendig waren, da diese Festungen mit österreichischem Gelde erhalten und verstärkt wurden.

Der römische König Ferdinand hatte die Ursachen der kirchlichen Bewegung richtig erkannt; ihn beseelte daher vor Allem das Streben, den Clerus zu bessern, die neue Lehre durch die erneuerte Kirche zu bekämpfen. Im December 1550 wendete er sich persönlich an den Stifter des kurz zuvor entstandenen Jesuitenordens, an Ignatius von Loyola, der zwölf Genossen schickte, die Ende Mai 1551 in Wien ankamen. Damals begannen die Visitationen der Klöster durch den sogenannten „Klosterrath", eine eben eingesetzte Behörde, die bald alle geistlichen Angelegenheiten der Katholiken regelte und leitete. Die Maßregeln gegen die Protestanten, denen Ferdinand anfangs ziemlich mild begegnete, wurden wieder verschärft. Am 20. Februar 1554 erschien das Verbot, die Communion unter beiden Gestalten zu reichen, doch wurde 1556 nach den Verhandlungen des Ausschußlandtages zu Wien dies wieder unter der Bedingung gestattet, daß die Stände sich keiner weiteren Neuerung schuldig machen und die protestantischen Prediger aufhören, öffentlich zu predigen. Wiederholt wies Ferdinand aus innerer Überzeugung die Forderungen der protestantischen Stände zurück. Sein Sohn und Nachfolger Maximilian II. hingegen suchte seine aus der Jugendzeit stammende und durch den Verkehr mit Protestanten genährte Neigung mit der Staatsklugheit in Einklang zu bringen und eine Versöhnung der Parteien anzubahnen, ohne jedoch greifbare Erfolge zu erreichen; oft mußte er auf den Landtagen den protestantischen Ständen schon um der Türkengelder willen nachgeben, daher unter ihm der Protestantismus bedeutend um sich griff. Während zu Ferdinands Zeiten der protestantische Gottesdienst nur geheim gehalten wurde und geduldet war, durften die protestantischen Stände seit 18. August 1568 unter Zusicherung gewisser Bedingungen die Augsburgische Confession von 1530 auf ihren Burgen und Schlössern frei ausüben, welches Zugeständniß Maximilian II. aber bald darnach, am 14. Jänner 1571, auf den Herren- und Ritterstand einschränkte.

Gegenüber dem unentschiedenen, schwankenden Verhalten Maximilians verfocht Kaiser Rudolfs II. Bruder und Statthalter in Niederösterreich, Erzherzog Ernst, der ein glaubensstrenger Katholik war, mit starker Hand und zielbewußter Energie die katholische Sache.

Zu jener Zeit stand der Protestantismus in Niederösterreich auf seiner Höhe. Er zählte unter dem Adel und den Ständen zahlreiche Anhänger, hatte lateinische Schulen in Wien, Loosdorf, Stein und Feldsberg, und in den Kapellen der Schlösser und Burgen wie auch in vielen Pfarrkirchen predigten Pastoren und Prädicanten, die der Mehrzahl nach aus dem Reiche hereingekommen waren. Innerhalb dieser Prädicantenkreise und Gemeinden gährte es wohl gewaltig und spukte der flaccianische Kirchenstreit, den Dr. Lucas Bacmeister aus Rostock durch Besprechungen über Schule und Kirche wie auch durch Visitationen und Streitschriften zu unterdrücken sich bemühte.

Erzherzog Ernst erließ strenge Edicte gegen den protestantischen Gottesdienst und gegen das Drucken, Lesen und Verkaufen protestantischer Bücher. Alle Prediger wurden aus den landesfürstlichen Städten und Märkten ausgewiesen, katholische Pfarrer wieder in ihre Stationen eingesetzt und den oberen Ständen wurde verboten, ohne kaiserliche Zustimmung, besonders in Religionssachen, in und außer den Landtagen Zusammenkünfte zu halten.

Gegen diese strengen Maßnahmen erhoben die Stände energischen Protest und kamen auf dem Puchheim'schen Schlosse zu Horn wiederholt zusammen, wo es oft leidenschaftlich herging und sogar die Steuerverweigerung ausgesprochen wurde.

Um diese Zeit war in Niederösterreich auch eine gewaltige Bewegung der Bauern ausgebrochen, die aus den nur schwer zu ertragenden Feudallasten und den freiheitlichen Sätzen der neuen Lehre entsprungen war. Sie hatte 1594 ihren Anfang bei Persenbeug, Peggstall und Spitz genommen und erstreckte sich über das Waldviertel und südwärts der Donau bis tief ins Gebirge hinein. Dort waren Johann Anberger, Richter zu Gschwend, und der Müller Sebastian Schertl, hier der Schullehrer zu Neuhofen Georg Steinhauer, der Schneider Taubermann und andere die Anführer. Die Bauern überfielen die Klöster Seitenstetten, Melk, Gaming, Lilienfeld und Altenburg, plünderten die Pfarrhöfe, verschleppten oder vernichteten die Vorräthe und zwangen sogar Städte und Märkte, sich ihnen anzuschließen. Bei der Belagerung von St. Pölten erlitten sie aber von den kaiserlichen Entsatztruppen auf dem nahen Steinfelde eine schwere Niederlage (1595); sie wurden zerstreut, viele getödtet. Die Rädelsführer, deren man habhaft wurde, wurden zu Wien, St. Pölten, Ulmerfeld, Perwarth und Zwettl hingerichtet. Noch 1597 zeigten sich die letzten Haufen bei Peggstall.

Des Erzherzogs Ernst Nachfolger in der Statthalterschaft Niederösterreichs war sein Bruder Matthias. Auf Betreiben seines intimen Rathgebers Khlesel wurde 1603 die Religionsfreiheit der Protestanten, die sich nun mit dem siebenbürgischen Fürsten Stefan Bocskay verbanden, aufgehoben. Dessen Scharen drangen auch nach Niederösterreich vor und verwüsteten das Marchfeld bis vor Wien und die Gegenden an der Leitha und Fischa bis in den Wienerwald hinein.

Während des aus Ehrgeiz und Herrschsucht entsprungenen Zwistes mit seinem zu Prag residirenden Bruder Rudolf II. bediente sich Matthias auch der Protestanten, erfüllte ihnen aber, nachdem er seine Wünsche erreicht hatte, die gegebenen Versprechungen nicht, so daß die niederösterreichischen Stände ihm die Huldigung versagten, mit denen Oberösterreichs am 3. October 1608 das Bündniß zu Horn abschlossen und zu rüsten begannen. Matthias bewilligte in der Capitulationsresolution vom 19. März 1609 den drei weltlichen Ständen Ober- und Niederösterreichs wohl die freie Religionsübung, dem gegenüber aber die katholischen Stände am 1. Februar 1610 ebenfalls eine Conföderation auf drei

Jahre schlossen, in welcher sie sich verpflichteten, bei der katholischen Religion zu verbleiben, sie zu vertheidigen und mit Gottes und Ihrer Majestät Hilfe zu erhalten.

So wogte unter den religiösen Parteien der innere Kampf schon Jahrzehnte lang zwischen Zugeständnissen und Verboten auf religiös-kirchlichem Gebiete hin und her, bis endlich der große deutsche oder der dreißigjährige Krieg bald nach seinem Beginne im nahen Böhmen auch in Niederösterreich die Kriegsfurie mit allem erdenklichen Unheil entfesselte.

Noch im Jahre 1618 waren die böhmischen Protestanten unter dem Grafen Matthias Thurn in Niederösterreich eingefallen, um sich hier mit den Protestanten zu vereinigen. Im Mai des folgenden Jahres überschritt Thurn neuerdings die Grenze von Znaim her und drang bis Wien vor, das er einige Zeit belagerte. Infolge von Hiobsposten aus Böhmen trat er aber den Rückzug an. Ebenso erfolglos blieb Thurns Verbindung mit dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor.

Die überaus gespannte politische Situation zwischen dem Landesfürsten und den zu Horn versammelten protestantischen Ständen, die sogar eine eigene Directorialregierung einsetzten und an alle europäischen Mächte ein offenes Manifest über Kaiser Ferdinands II. widerrechtlichen und gewaltthätigen Regierungsantritt und die von ihm angeblich verübte grausame Verheerung der Erbländer richteten (4. Jänner 1620), nahte ihrer Entscheidung.

Die Truppen des kaiserlichen Feldherrn Bucquoy säuberten das Viertel unter dem Manhartsberge und in Verbindung mit jenen des Herzogs Maximilian von Baiern das Waldviertel bis Böhmen hinein von den Aufständischen, wobei das Land von Freund und Feind oft meilenweit in der gräulichsten Weise verwüstet ward.

Während die kaiserlichen Truppen siegreich vordrangen, vollzog sich unter den protestantischen Ständen selbst, die jetzt zu Retz versammelt waren, eine Scheidung. Die besonneneren Elemente trennten sich von der Opposition und huldigten dem Kaiser Ferdinand II. zu Wien am 13. Juli 1620. Letztere, die hartnäckig in ihrer Feindseligkeit verharrte, nahm nun offen Partei für Friedrich von der Pfalz (den Winterkönig), wurde aber auf Grund des Patentes vom 12. September 1619 geächtet und ihrer Güter verlustig erklärt.

Die Schlacht am weißen Berge bei Prag (8. November 1620) und die Vertreibung Bethlen Gabors von Niederösterreichs Grenzen war für die Geächteten verhängnißvoll. Ihre Güter wurden confiscirt, die protestantischen Prediger ausgewiesen, und überall ward die Gegenreformation strenge durchgeführt. Wer nicht katholisch werden wollte, mußte auswandern, und nur der Adel durfte sich der Freiheit religiösen Bekenntnisses erfreuen. Kapuziner, Franciscaner, Pauliner, Hieronymiten, Carmeliten und Barnabiten wirkten jetzt mit den Jesuiten eifrig an der Bekehrung des Volkes.

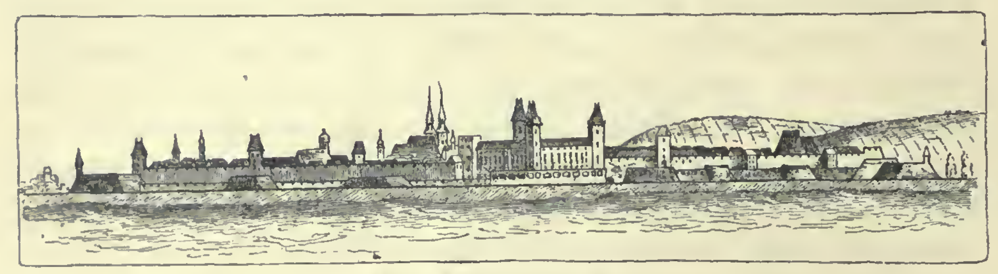
Wie am Beginne des unheilvollen dreißigjährigen Krieges, so wurde auch am Ende desselben Niederösterreich jenseits der Donau wieder die große Heerstraße für feindliche Scharen, welche überallhin Bedrängnisse und Leiden brachten.

Nach der für den schwedischen General Torstenson siegreichen Schlacht bei Jankau in Böhmen stand diesem der Weg über Mähren nach Niederösterreich offen, wo sich zunächst das wehrlose Retz ergeben mußte (23. März 1645). Von hier aus zog Torstenson in das Viertel ober dem Manhartsberge; Dürrnstein, Stein, Krems und viele Ortschaften und Burgen kamen in seine Gewalt. Nun kehrte sich Torstenson gegen das Viertel unter dem Manhartsberge, wo heute noch unter andern die Ruinen Falkenstein und Kreuzenstein an die damalige Zerstörung erinnern, und zog gegen Wien. Der Kaiser und die niederösterreichischen Stände, unter ihnen der hochverdiente Abt Cornelius Strauch von Lilienfeld, hatten viele Anstrengungen gemacht, Geld und Truppen herbeizuschaffen, um der drohenden Gefahr vor Wien zu begegnen. Ende Mai wurde den Schweden die Wolfsschanze entrissen, wodurch Wien vom Feinde befreit war. Die Kaiserlichen unter dem Generalissimus Erzherzog Leopold Wilhelm und dem Feldmarschall Johann Christof Grafen von Puchheim drängten die Schweden allmälig aus Niederösterreich hinaus, das 1646 von ihnen gänzlich gesäubert war.

Durch die ränkevolle, aggressive Politik König Ludwigs XIV. von Frankreich war die Regierung Kaiser Leopolds I. eine sorgenreiche; auch die Erbländer, wenngleich nur indirect, wurden insoferne betroffen, als sie große Opfer an Geld und Truppen zu bringen hatten. Die „Landtagshandlungen" der niederösterreichischen Stände enthalten dafür zahlreiche Beweise. Niederösterreich aber, das von seinen früheren schweren Schlägen sich allmälig erholt hatte, wurde gegen Ende des Jahrhunderts noch von zwei Ereignissen schwer betroffen: von der großen Pest, 1679, und von dem Einbruche der Türken, 1683.

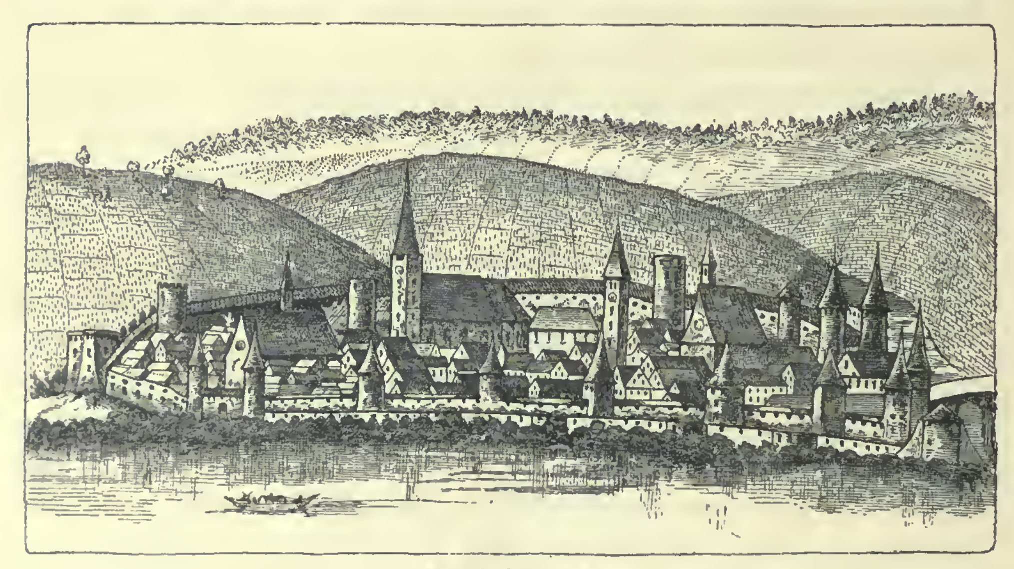
Die Pest oder „leidige Contagion" war 1679 besonders heftig. Die gleichzeitigen Schilderungen ihres Verlaufes bis in den December dieses Jahres, namentlich aber während ihres Höhepunktes in den Monaten Juli und August sind voll von schrecklichen Begebenheiten, von grauenerregenden Scenen, aber auch von erhebenden Beispielen christlicher Nächstenliebe und Selbstaufopferung in allen Kreisen der Bevölkerung. Die Thore der Städte waren streng abgesperrt und bewacht und aller Verkehr von Personen und Waaren unterbrochen, die Straßen und Wege meistens nur von „Pestknechten", Flüchtlingen, Fremden oder Bettlern betreten. Wie viele Personen in ganz Niederösterreich an dieser furchtbaren Krankheit starben, ist schwer anzugeben, da Sterberegister nicht geführt und nachträglich nur summarische Aufzeichnungen gemacht wurden. Noch erinnern die Dreifaltigkeitssäulen auf den Hauptplätzen der meisten niederösterreichischen Städte an dieses traurige Ereigniß.

Kaum hatten Zuzüge von Fremden, meistens aus dem Reiche, die Lücken ersetzen geholfen, welche die Seuche verursacht hatte, kaum waren Noth und Elend durch einige segensreiche Erntejahre und frische Lust am gewerblichen Schaffen gelindert worden, als ein neuer Feind vom Osten her an Niederösterreichs Grenzen erschien: der Türke. Im



Wiener-Neustadt im Jahre 1672.

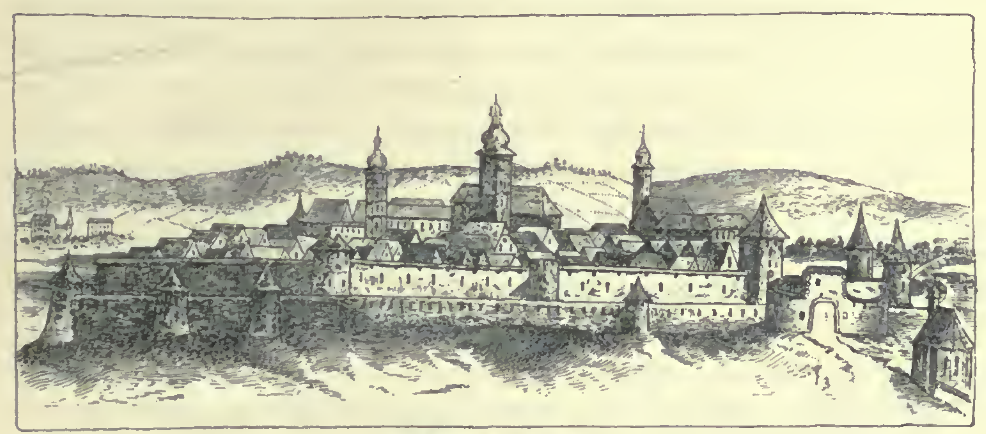
Frühjahre 1683 zog der Großvezier Kara Mustapha an der Spitze eines Heeres von 200.000 Mann gegen Wien, das in seine Gewalt zu bringen er geschworen hatte. Die kaiserliche Armee unter dem Befehle des Herzogs Karl von Lothringen war viel zu



Krems im Jahre 1672.

schwach, als daß sie den Feind hätte aufhalten können. Aber Hilfe stand in Aussicht von den Kurfürsten von Sachsen und Baiern, vom König Johann Sobieski von Polen. Den mächtigsten Schutz durch Geld und Fürsprache gewährte dem Kaiser und der ganzen Christenheit Papst Innocenz XI. Am 7. Juli 1683 fand der erste Zusammenstoß eines Theiles des kaiserlichen Heeres mit den Türken auf niederösterreichischem Boden zwischen Petronell und Elend statt, der für ersteres unglücklich ausfiel.

Beim Herannahen der Türken waren für das ganze Land schleunige Maßregeln zur Vertheidigung angeordnet und ins Werk gesetzt worden. Die Stände, die Äbte der Klöster, die Stadtmagistrate, Alles wetteiferte, um in letzter Stunde nachzuholen, was lange



St. Pölten im Jahre 1672.

versäumt worden. Der „Defensionsausschuß" mit dem Landmarschall Otto Ehrenreich Grafen von Traun an der Spitze ertheilte den in den vier Vierteln eingesetzten „Viertelhauptleuten" die Weisungen über die Verhaue in den Wäldern, die Befestigungen der



Korneuburg im Jahre 1672.

als Fluchtörter geeigneten Städte, Schlösser, Kirchen, Klöster u. s. w. und die sorgsame Überwachung der Feuersignale auf den Bergen. Der Abt Matthäus Kolweis von Lilienfeld und der Abt Gregor Müller von Melk waren mit gutem Beispiele vorangegangen. Die Städte Klosterneuburg, Tulln, St. Pölten, Krems, Korneuburg und Wiener-Neustadt wurden in Vertheidigungszustand versetzt. Unsere Abbildungen zeigen die vier Kreisstädte Wiener-Neustadt, St. Pölten, Krems und Korneuburg mit ihren Befestigungswerken kurz

vor der zweiten Türkenbelagerung. Bei der damals geringen Veränderung der Physiognomie von Stadtanlagen können wir annehmen, daß die genannten Städte auch schon im XV. und XVI. Jahrhundert so ausgesehen haben.

Nachdem Wiens Belagerung begonnen hatte (14. Juli 1683), durchstreiften alsbald Abtheilungen des großen türkischen Heeres, meistens Tatarenhorden, das offene Land bis in die abgeschiedenen Thäler des Hochgebirges hinein. Wohin sie kamen, verbrannten sie Kirchen und Pfarrhöfe, Schlösser und Bauerngehöfte, ja ganze Ortschaften mit allen Vorräthen gingen in Flammen auf; die Bewohner wurden theils in die Gefangenschaft geschleppt, theils ermordet. Weingärten und Äcker wurden verwüstet und der Boden, den die Feinde betraten, zur Einöde gemacht. Die Ortschaften in der Umgebung Wiens hatten am meisten von ihnen zu leiden. Furchtbar war die Katastrophe, welche die Bewohner von Perchtoldsdorf, die sich in den an der Kirche seitwärts stehenden festen Thurm geflüchtet hatten, erlitten. Die obere Stadt Klosterneuburg, vom Laienbruder Marcellin Ortner klug vertheidigt, Wiener-Neustadt, Tulln und Herzogenburg, dessen Vertheidigung von dem unerschrockenen Chorherrn Gregor Nast geleitet wurde, hielten sich tapfer gegen die Türken. Auch die Vesten Weißenburg und Plankenstein, die Schlösser Pielach und Goldegg, sowie Markt und Stift Melk und St. Leonhard am Forst waren unbezwingbar. Zwischen St. Pölten und Wilhelmsburg hatten die Türken ein Standlager, von wo aus sie plündernd und mordend ins Traisen- und Gelsenthal aufwärts zogen.

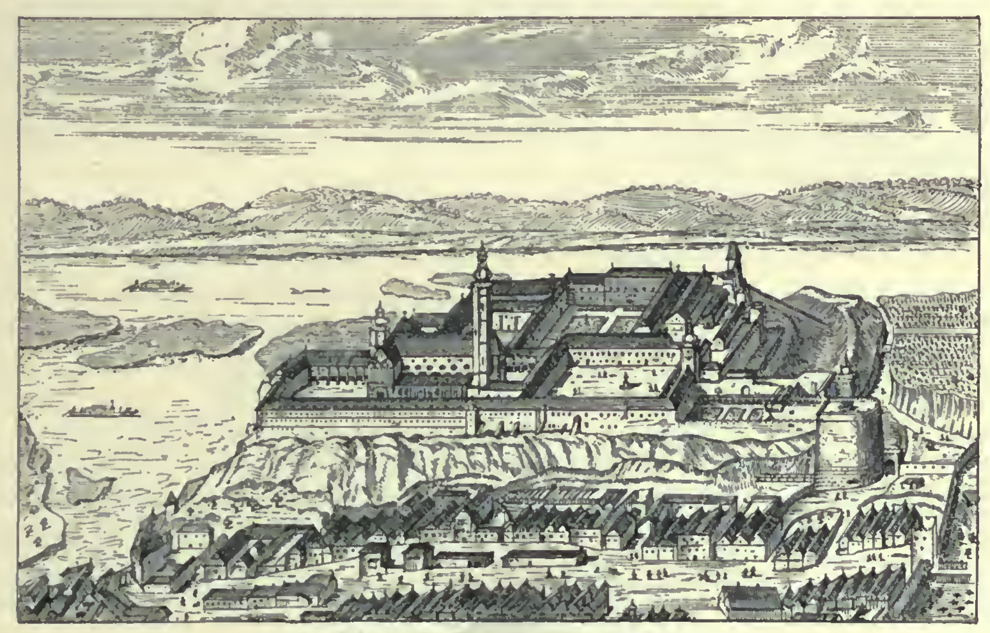
Als am 24. August beiläufig 4.000 Türken bei Lang-Enzersdorf die Donau übersetzten und sich den Scharen des Pascha von Großwardein anschlossen, um die Vereinigung des Königs Sobieski von Polen, der zum Entsatze Wiens heranzog, mit den übrigen Hilfsvölkern zu verhindern, wurde ihnen vom Herzog Karl von Lothringen am folgenden Tage bei Stammersdorf eine vollständige Niederlage beigebracht.

Der glorreiche Sieg des 12. September vor Wien durch das vereinigte christliche Heer hat nicht nur das schwer bedrängte, aber muthig vertheidigte Wien befreit, sondern auch Niederösterreich aus der Türkennoth errettet.

Noch einmal erlitt Niederösterreich unter Kaiser Leopold einen feindlichen Einfall. 1703 verwüsteten nämlich im Kriege des Franz Rákóczy gegen den Kaiser die Kurutzen das Viertel unter dem Manhartsberge und drangen schon bis Wien vor, dessen Vorstädte aber Prinz Eugen durch die heute noch bestehenden Linienwälle befestigen ließ.

In die Regierungszeit Kaiser Leopolds I. fallen die ersten ernstlichen Versuche, Handel und Verkehr, Gewerbe und Industrie und selbst einige Zweige der Landwirthschaft zu heben und deren Erträgnisse durch besseren Absatz zu sichern, um die finanziellen und wirthschaftlichen Kräfte, die seit dem dreißigjährigen Kriege nahezu erschöpft waren, zu beleben und zu stärken. Damals entstanden auch die ersten Fabriken in Niederösterreich,

zu Walpersdorf für Seidenstoffe und zu Traismauer für Bänder und Strümpfe; zu Neuhaus wurde 1701 die erste Spiegelfabrik eröffnet. Aus der Fremde wurden dann tüchtige Handwerker und Gesellen berufen, denen man jeglichen Schutz angedeihen ließ. Um die reichen Holzvorräthe des Wienerwaldes und der Alpengegenden leichter gewinnen und verwerthen zu können, wurden Schwemmen und Rechen angelegt, auch Holzhauer aus den baierischen Hochgebirgen angesiedelt. Um Handel und Verkehr zu heben und ihre Gebiete zu erweitern, wurden von Wien aus neue Straßen zu den Hauptstädten der Erbländer gebaut und zu ihrer Erhaltung Mauthen eingeführt oder andere Hilfsquellen



Das Kloster Melk zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts.

eröffnet. Auch die Landwirthschaft machte unter günstigen Voraussetzungen ganz erhebliche Fortschritte.

Im Jahre 1722 wurde das Bisthum Wien zu einem Erzbisthum erhoben und sein Sprengel auf das Viertel unter dem Wienerwalde (mit Ausnahme des salzburgischen Antheiles) ausgedehnt.

Die Segnungen langen Friedens und die Früchte materieller Wohlfahrt gaben den Künsten und Wissenschaften wieder einen kräftigen Impuls. Namentlich gelangte unter Kaiser Karl VI. die Architektur zu hoher Blüte. Es entstanden die großartigen Stiftsanlagen zu Klosterneuburg, Melk, Göttweig, Herzogenburg und Dürrnstein mit ihren prächtigen Stiegenhäusern, Prachtsälen und herrlichen Gotteshäusern, geschmückt durch Bilder und Fresken der bedeutendsten vaterländischen Künstler. Dazu unterstützten auch

hochsinnige Äbte, wie Gottfried Bessel in Göttweig und Berthold Dietmayr in Melk, die Wissenschaften, vermehrten die Bücherschätze und Sammlungen in ihren Häusern und ermunterten ihre gelehrten Mitbrüder bei ihren Arbeiten.

Auf Grund der pragmatischen Sanction, welche die niederösterreichischen Stände im außerordentlichen Landtage vom 22. April 1720 feierlich und einstimmig angenommen hatten, folgte Maria Theresia als anerkannt rechtmäßige Erbin des Thrones ihrem Vater Karl VI., mit welchem der Mannesstamm des Hauses Habsburg erloschen war.

Am 22. November 1740 empfing dieselbe im Rittersaale der Wiener Hofburg die Huldigung der niederösterreichischen Stände, an deren Spitze der Landmarschall Alois Thomas Raimund Graf Harrach die Huldigungsadresse verlas, worauf der Eidschwur der Stände erfolgte, den der vierte Stand allein durch Aufheben der Finger leistete. Kaum eine frühere Huldigung der Stände, höchstens die vom 13. Juli 1620, war von so hoher politischer Bedeutung als diese.

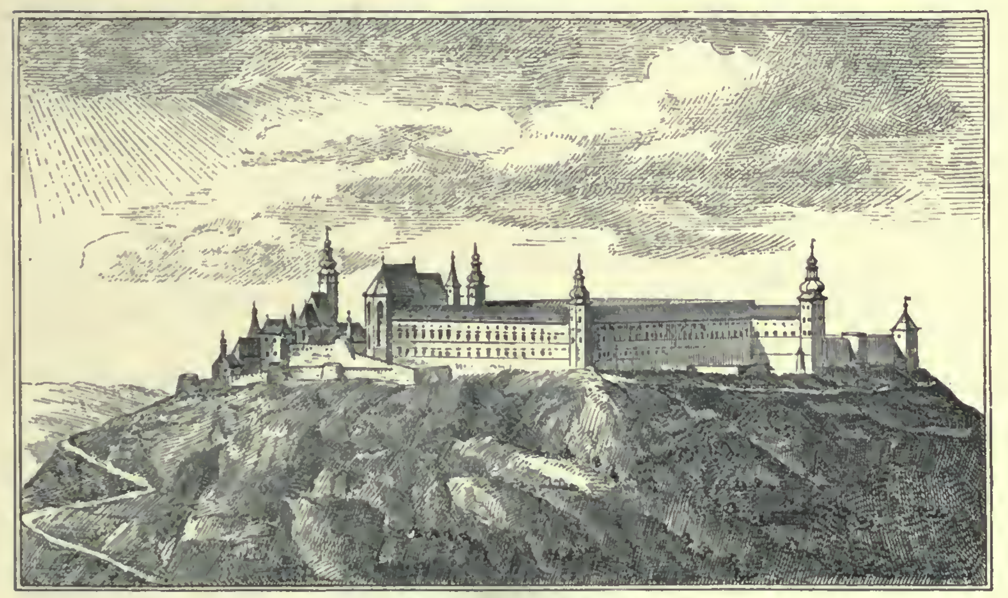
Trotz der Anerkennung der pragmatischen Sanction von Seite der europäischen Mächte hatten sich alsbald gegen Maria Theresia Feinde erhoben, um ihr, die überdies durch schwierige innere Verhältnisse bedrängt war, in so günstigem Augenblicke Theile ihres Erbes zu entreißen: Karl Albert, Kurfürst von Baiern, der Kurfürst Friedrich August von Sachsen und der ehrgeizige, ländersüchtige Preußenkönig Friedrich II.

Gleich am Beginne des österreichischen Erbfolgekrieges (1741) war ein baierisch-französisches Heer mit dem Kurfürsten Karl Albert in Niederösterreich eingerückt. Überall erpreßten Baiern und Franzosen große Naturallieferungen und Contributionen an Geld; statt jedoch direct auf Wien loszugehen, wendete sich Karl Albert, von seinen Verbündeten, den Franzosen, hierzu genöthigt, plötzlich nordwärts gegen Böhmen. Am 3. November 1741 hatten sämmtliche Feinde Niederösterreich verlassen.

Im folgenden Jahre fiel König Friedrich von Preußen von Mähren aus hier ein. Am 24. Februar 1742 besetzten preußische Infanterie und Geschütze die Stadt Retz und erhoben weit ins Viertel unter dem Manhartsberge hinein Kriegscontributionen; Ziethen-Husaren streiften selbst bis Stockerau und Korneuburg. Als aber die Österreicher hier wieder vordrangen, räumten die Preußen am 8. März Retz und zogen nach Znaim.

Nach Beendigung des österreichischen Erbfolgekrieges durch den Frieden zu Aachen (1748) wendete Maria Theresia, unterstützt durch erprobte und tüchtige Staatsmänner, ihr Hauptaugenmerk der inneren Entwicklung Österreichs zu. Da diese Reformen sich ebenso auf Niederösterreich wie auf die übrigen Erbländer bezogen, erscheint vor Allem die politische Autonomie der Stände eingeschränkt. Aber auch althergebrachte Rechte der Ständemitglieder als Herrschaftsbesitzer wurden aus socialen Gründen, hauptsächlich zur Hebung des Bauernstandes theils beseitigt, theils auf ein gerechteres Maß zurückgeführt.

Öffentliche Lasten wurden gleichmäßiger vertheilt und, um dabei ganz gerecht vorzugehen, wurden Grund und Boden fachgemäß vermessen und 1748 der Kataster (der theresianische) angelegt. Das Robotpatent von 1772 (erläutert 1773 und 1779) ermäßigte die Frohndienste und Urbarialgiebigkeiten und die grundherrliche Gewalt oder patrimoniale Gerichtsbarkeit wurde durch die Errichtung von vier Kreisämtern: zu Traiskirchen (später Wiener-Neustadt), St. Pölten, Krems und Gaunersdorf (später Korneuburg) einigermaßen eingedämmt. Um die unteren Stände durch eine vernünftige sociale Gesetzgebung zu heben, erschien das Dienstbotengesetz von 1765, wie auch viele Decrete und Verordnungen gegen Aberglauben und zahlreiche Mißbräuche erlassen wurden.



Das Kloster Göttweig im Jahre 1672.

Für die intellectuelle Bildung des Volkes hat Maria Theresia durch die Gründung der österreichischen Volksschule gesorgt. Am 6. December 1774 gab sie der „allgemeinen Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen, dem schönsten Edelsteine in ihrem Diademe", die Unterschrift. Fünf Jahre darnach bestanden im Lande bereits neun Hauptschulen: zu Klosterneuburg, Bruck an der Leitha, Wiener-Neustadt, St. Pölten, Melk, Waidhofen an der Ybbs, Ernstbrunn, Krems und Horn.

Auch eine sorgsame Pflege der materiellen Cultur ließ Maria Theresia nicht aus dem Auge. Was schon von ihrem Vater Karl VI. eingeleitet war, wurde fortgesetzt, aber auch Neues und Fruchtbringendes geschaffen. Mit kaiserlicher Unterstützung wurden Privatfabriken ins Leben gerufen und den Erzeugnissen derselben durch gesteigerte Handelsbeziehungen mit der Türkei neue Absatzgebiete eröffnet. Zur Hebung der Seidencultur

wurden Maulbeerpflanzungen angelegt, Spinnerei, Weberei und Bandmacherei frei gegeben. Im sogenannten „Bandlkramerlandl“, in und um Groß-Sieghards (V. O. M. B.), wurde damals die „Zwirnbandmacherei“, deren Fabrikate die „Bandlkramer“ nach Wien und anderen Städten brachten und die im Hauswesen viel gebraucht und hoch geschätzt waren, eingeführt. Auch die Uhrenindustrie im nahen Karlstein, die als Hausindustrie nach Art der Schwarzwälder betrieben wurde, entstand um diese Zeit (1770). In Lichtenwörth wurde die große Messing- und Nadelfabrik (die „Nadelburg“) u. s. w. eingerichtet. Handel und Verkehr wurden möglichst erleichtert und 1762 die Pläne einer Donauregulirung und Schutzbauten für das Marchfeld berathen; damals wurde auch der „große Sporn“ bei Nußdorf zur Erleichterung der Schiffahrt angelegt. Die Landwirthschaft machte erhebliche Fortschritte; neue Culturen wurden eingeführt, die Bienenzucht gefördert. Um die Neustädter Haide einigermaßen zu cultiviren, legte Maria Theresia zwischen Solenau und Wiener-Neustadt das ihr zu Ehren benannte Dorf Theresienfeld an, um welches bald fruchtbares Land sich ausbreitete. Wohin wir blicken, überall zeigt sich reges Streben und Leben.

Ihr Sohn Josef II. verfolgte die Bahn des Fortschritts und der Reformen weiter, nur mit größerer Energie und weniger Rücksichtnahme auf Personen und historische Rechte. Namentlich zeigte sich dies bei den kirchlichen Reformen und bei der Klosteraufhebung. Nach dem Gesetze vom 12. Jänner 1782 wurden außer Wien siebenunddreißig Mönchs- und vier Nonnenklöster nebst der Propstei Ardagger aufgehoben. Altäre und kirchliche Geräthe wurden an ärmere Pfarrkirchen abgegeben, die Klostergebäude für andere Zwecke bestimmt oder an Private verkauft, der Erlös wie die Barschaft, Werthpapiere und Güter aber dem mit kaiserlicher Entschließung vom 28. Februar 1782 gegründeten Religionsfonde zugeführt. Ein großes Verdienst hat sich Kaiser Josef II. um die Gründung neuer Pfarren (Localien) und eine zweckmäßigere Pfarreintheilung erworben. 1783 trennte er nach vorausgegangenen, theilweise fruchtlosen Verhandlungen Niederösterreich von der Diöcese Passau, wies die Viertel unter dem Wienerwalde — hier auch den salzburgischen Antheil — und unter dem Manhartsberge dem Erzbisthume Wien zu und verlegte das Neustädter Bisthum nach St. Pölten, dessen Diöcesangerechtigkeit die beiden anderen Viertel Niederösterreichs zugetheilt wurden.

Was die materielle Cultur betrifft, so bewegte sich auch hier Josef II. in den Bahnen seiner Mutter. Das Steuerwesen wurde auf Grundlage neuer Bodenvermessung und Erhebung des Bodenerträgnisses regulirt (der josefinische Kataster), die Communalverfassung abgeändert. Ganz besonders bekümmerte sich der Kaiser um den Bauernstand. Zur Hebung einiger landwirthschaftlicher Zweige wurde die praktische Landwirthschaftsschule zu Vösendorf gegründet.

In der auch fürsorglich bedachten Industrie lebte besonders die alte Eisenindustrie der „Eisenwurzen“ wieder auf, indem Josef II. die seit dem XVI. Jahrhundert bestehende allen Fortschritt hemmende „Eisenwidmung“ aufhob, derzufolge alle dort erzeugten Eisenwaaren nur an die Eisenhändler in Purgstall und Scheibbs verkauft werden durften, die dann die Eisenarbeiter mit Eisen und Lebensmitteln auf Abrechnung versahen.

Josefs Bruder, Kaiser Leopold II., war während seiner kurzen Regierungszeit ernstlich bestrebt, Alles zu beseitigen, wodurch oft mehrhundertjährige Rechte verletzt waren. So befahl er, den österreichischen Erzherzogshut nach seiner Huldigung am 6. April 1790 wieder ins Stift Klosterneuburg zurückzubringen, von wo ihn Kaiser Josef hatte wegführen lassen. Er stellte die bereits aufgehobene Babenbergerstiftung Lilienfeld wieder her und erneuerte dem Prälaten von Melk das von uralten Zeiten her stammende Recht eines Primas des niederösterreichischen Prälatenstandes.

Leopolds Nachfolger, Kaiser Franz, war es nicht beschieden, im Frieden eine große Culturaufgabe zu erfüllen. Auch Niederösterreich wurde von den Kriegsstürmen, wie sie damals über Europa zogen, wiederholt durchbraust und durch feindliche Invasionen Napoleonischer Heeresmassen bis ins innerste Lebensmark schwer geschädigt.

Niederösterreich war einer französischen Invasion zum ersten Male preisgegeben, als nach der blutigen Schlacht bei Hohenlinden (3. December 1800) Erzherzog Johann mit seinen Truppen sich nach Österreich zurückziehen mußte und Marschall Moreau ihm auf dem Fuße folgte. Der Feind war von Südwesten her eingedrungen und hatte Waidhofen an der Ybbs, Seitenstetten, Scheibbs, Gaming und Linz überflutet, welches ganze Gebiet er auf Grund des Waffenstillstandes zu Steyr (25. December 1800) mit der Demarcationslinie des Flusses Erlaf bis zum Lunéviller Frieden (9. Februar 1801) besetzt hielt. Wie drückend das Joch dieser Fremdherrschaft gewesen, zeigte sich so recht, als wieder der Friede eingekehrt war und alle Kräfte sich zu sammeln und zu beleben anfingen. Hier ging jetzt auch insoferne eine Veränderung vor sich, als durch den Reichsdeputations-Hauptschluß (1803) das baierische Bisthum Freisingen säcularisirt und seine hiesigen Besitzungen, die Herrschaft Waidhofen an der Ybbs und die Ämter Göstling und Hollenstein in Staatsherrschaften verwandelt wurden.

Nach der Capitulation von Ulm (20. October 1805) erschienen die Franzosen neuerlich an der Westgrenze von Niederösterreich. Die Marschälle Davoust und Bernadotte richteten ihre Märsche ins Gebirge, und wieder war es die Gegend um Waidhofen an der Ybbs (vom Sonntagberg bis Ybbsitz hinein), welche den Übermuth der Franzosen zuerst schwer zu fühlen hatte. Der österreichische General Merveldt, der von Reifling her die Straße nach Annaberg und Maria-Zell gewinnen wollte, wurde durch eine feindliche Abtheilung bei Neuhaus geschlagen. Inzwischen war Marschall Lannes längs

der Donau vorwärts marschirt, wobei mancher blutige Zusammenstoß mit österreichischen Truppen erfolgte. Das ruhmreiche Gefecht bei Dürrnstein (11. November 1805), wo Marschall Mortier durch vereinigte russisch-österreichische Truppen unter Kutusow eine schwere Niederlage erlitt, aber auch einer der tüchtigsten österreichischen Generale, Feldmarschall-Lieutenant Schmidt, den Heldentod fand, vermochte die Franzosen in ihrem Vormarsche auf Wien nicht aufzuhalten. Ganz Niederösterreich wurde von ihnen besetzt und nach französischem Muster in vier Gouvernements und Intendanzen getheilt, welche Verfassung am 22. November überall öffentlich verkündet wurde. Erst der Preßburger Friede, der nach der Schlacht bei Austerlitz (2. December 1805) trotz seiner harten Bedingungen für Kaiser Franz unabweislich geworden, befreite Niederösterreich von der französischen Herrschaft (27. December 1805). Das Land hatte schwere Opfer an Truppen, an Geld — 50 Millionen Gulden Verpflegskosten und außerdem eine Contribution von 32 Millionen Francs — und an Schätzen, die der Feind mit sich schleppte, bringen müssen.

Doch das Volk verzagte nicht, denn aus dem Kampfe, aus den Leiden ging seine Kraft verjüngt hervor. Das kaiserliche Manifest vom 1. Februar 1806 verkündete bereits eine neue Zeit und seither ging ein frischerer, freierer Zug durch alle Verhältnisse; es war, „als wenn Österreich seine innere Kraft zum ersten Male recht erprobte und anwendete“.

Wie in anderen Provinzen, so war auch hier die von Erzherzog Karl ins Leben gerufene Institution der Landwehr mit Freude und Opferwilligkeit aufgenommen worden. Freiwillige strömten von allen Seiten herbei. Und als Kaiser Franz zum neuen, unabwendbaren Kriege gegen Napoleon rief, da „ging ein Leben und eine Bewegung durchs Volk, wie man seit Maria Theresia nicht erfahren“. Die Kriegserklärung vom 27. März 1809, der Armeebefehl vom 6. April und das kaiserliche Manifest vom 8. April wurden mit beispielloser Begeisterung aufgenommen.

Aber die für die Österreicher unglücklichen Gefechte bei Thann, Abensberg, Landshut und Eggmühl öffneten Napeolon neuerdings den Weg nach Österreich. Das Land südwärts der Donau ward von ihm besetzt, während Erzherzog Karl Herr des linken Ufers blieb und seine Hauptmacht zwischen dem Bisamberge und der Straße nach Mähren concentrirte. Am 21. Mai Morgens — Pfingstsonntag — begann Napoleon die Hauptmasse seines Heeres auch auf das linke Ufer zu führen, erlitt aber bei Aspern und Eßlingen nach zweitägigem furchtbaren Ringen (21. und 22. Mai) eine vollständige Niederlage; hier wurde er, der bisher unbezwingliche Abgott der französischen Soldaten, zum ersten Male überwunden, „der Zauber seines Namens, seiner Unbesiegbarkeit war dahin“. In den beiden Schlachttagen am 5. und 6. Juli bei Wagram trug er über die Österreicher unter Erzherzog Karl wohl wieder einen Sieg davon, der ihm aber nur durch die größten

Verluste möglich wurde. Der Wien-Schönbrunner Friede, „der schwerste, opferreichste, den Österreich je geschlossen", beendete das blutige Drama von 1809.

Eine große Ernüchterung folgte der früheren Begeisterung und die finanzielle Katastrophe („der Bancozettel-Sturz"), verkündet mit Patent vom 20. Februar 1811, wodurch die in großer Zahl cursirenden Bancozettel auf ein Fünftel ihres Nennwerthes herabgesetzt wurden, vermehrte noch die durch das Darniederliegen von Handel und Gewerbe, durch hohe Steuern und Kriegslasten ohnedies schon in weiten Schichten der Bevölkerung herrschende Verarmung. Und wie schwer war überdies Niederösterreich im letzten Kriege heimgesucht worden! Noch lasteten die Folgen massenhafter Einquartierungen und gräulicher Verwüstungen im Marchfelde wie auch die große Kriegscontribution gewaltig auf dem Lande.

Es ist nicht unsere Aufgabe, in die Details weiter einzugehen oder noch Einiges aus der Geschichte vor und nach dem Wiener Congresse darzulegen. Aber kurz muß noch hervorgehoben werden, wie Niederösterreich in den langen Friedensjahren nach demselben sich allmälig erholte, wie einzelne Zweige materieller Cultur zu schöner Blüte gediehen.

Kaiser Franz, der Freund des Bürgers und des Bauers, des Fleißes und der ehrlichen Strebsamkeit und Tüchtigkeit in diesen Volkskreisen, nahm den lebhaftesten Antheil an solchem Aufschwunge und erfreute sich an Allem, was das materielle Wohlbefinden hob und verbesserte. Alles, was dahin zielte, Alles, was daraus erwuchs, kann so recht als die Signatur von Land und Volk in Niederösterreich angesehen werden, daher war auch „der gute Kaiser Franz", der dem Geringsten seiner Unterthanen „Zutritt und Gehör gewährte", im Andenken des niederösterreichischen Volkes so hoch gehalten.

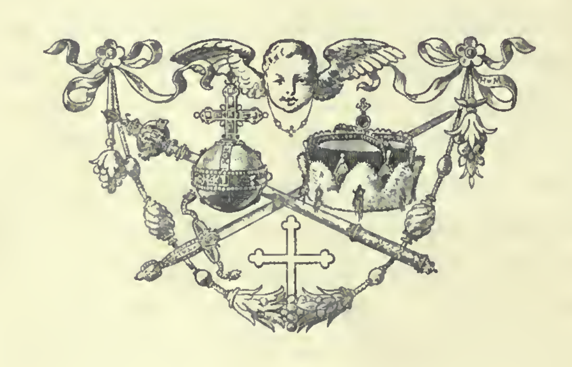
Von der Wiener Industrie abgesehen, fanden auch auf dem Lande verschiedene Industriezweige ihre Pflege, sei es weil man die vorhandene Wasserkraft und den Holzreichthum ausgiebiger denn früher verwerthete (für Spinnerei, Weberei, Färberei), besonders in der Eisenindustrie (Walzblech, Feilen, Nadeln, vor Allem jedoch Sensen, Sicheln und Strohmesser) in Neubruck bei Scheibbs und in St. Egydi am Neuwalde, sei es weil an verschiedenen Punkten die wirthschaftliche Lage der Bevölkerung oder die geringere Ertragfähigkeit des Bodens dafür günstig war.

Zur Belebung des Handels und des Verkehrs wurden wichtige Straßenzüge eröffnet, für die Landwirthschaft Ackerbauschulen und, um ein tüchtiges Forstpersonal heranzubilden, 1813 die Forstlehranstalt Mariabrunn eingerichtet.

Mit dem Tode des Kaisers Franz erfuhren die Bestrebungen und Erfolge auf diesen Gebieten der Cultur zwar keine Unterbrechung, aber der gemüthliche Zug, wie er früher in den betreffenden Regierungshandlungen die Absichten des Kaisers wiederspiegelte, entschwand, wogegen ein steif bureaukratisches Wesen in den Kanzleien zur Geltung kam.

Daraus erwuchs nun ebenfalls ein Theil jener Unzufriedenheit — abgesehen von den politischen Verhältnissen, den Rückschritten der wirthschaftlichen Zustände um die Mitte der Vierziger-Jahre und einer langen Stagnation im geistigen Leben — wie sie im Revolutionsjahre 1848 auch auf dem Lande in wiederholten Ruhestörungen sich Luft machte.

Seit dem Jahre 1848, seit der Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph I. trat Niederösterreich gleich den anderen Provinzen des Reiches in eine neue politisch-wirthschaftliche Sphäre. Die Aufhebung der Unterthänigkeit von Grund und Boden und der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, die fortschreitende Verbesserung der politisch-administrativen Organisation, die verfassungsmäßigen Zustände und die staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Rechte, wie sie Kaiser Franz Joseph allen seinen Völkern gegeben, riefen auch in Niederösterreich die schönsten Erfolge auf allen Gebieten culturellen Lebens hervor.





Zur Volkskunde Niederösterreichs.

Charakteristik und physische Beschaffenheit der Bevölkerung.



Der hervorstechendste Charakterzug des Niederösterreichers, sein eigentliches Wesen ist im Gemüthe ausgeprägt, hier liegen zunächst die einzelnen trefflichen Eigenschaften, welche als seine unbestrittenen Vorzüge gelten. In religiöser Beziehung hält unser Landvolk treu am Väterglauben, übt gewissenhaft dessen Vorschriften und traut keinem Verächter derselben. Die Religion ist ihm auch die Stütze des Familienlebens, ihr Einfluß festigt das Eheband und leitet die Eltern bei Erfüllung ihrer Pflichten in der Kindererziehung. An der Scholle Erde, welche er bebaut, hängt der Niederösterreicher mit Liebe und zufriedenem Gemüthe. Er glaubt nicht, daß er es anderswo besser haben könne als daheim, daher die Auswanderungslust hierzulande verhältnißmäßig noch wenig Köpfe berückt und verrückt hat. In der Anhänglichkeit an seine engste Heimat und in der Liebe zum Monarchen wurzelt vorzüglich der Patriotismus des Niederösterreichers. Demselben liegt aber kaum eine deutliche politische Vorstellung zu Grunde; selbst der Begriff Vaterland erscheint dem schlichten Landmann fast als zu wenig anschaulich, zu wenig faßbar; sein Patriotismus ist vorwiegend ein dynastischer, er fußt in der Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und im Reichsoberhaupte verehrt der Bauer neben der Würde immer auch die Persönlichkeit. Dem „Kaiser“ zahlt er seine Steuern, der „Kaiser“ ruft seinen Sohn ins Feld, für den „Kaiser“ gibt er ihn willig hin. Gewohnt, unter einer milden Regierung zu leben, ist der Niederösterreicher ein ruhiger Staatsbürger, in dessen Natur Neuerungssucht nicht liegt. In seinem Auftreten zeigt unser Bauer ein gesetztes, gefestigtes Wesen, dem alle Windigkeit fremd ist. Der Bäuerin ist der Sinn für das Schickliche besonders eigen und sie weiß mit dem

natürlichen Anstande eine Art Anstelligkeit zu verbinden, welche das ihrem Stande anhaftende Linkische oft kaum bemerken läßt.

Der Gebirgsbewohner ist mehr in sich gekehrt, der Bauer auf dem Flachlande geweckter, beweglicher, der Weinbauer heißblütiger und im Ganzen von derberer Natur, in einem Punkte aber stimmen sie alle überein, in der Art nämlich, dem Fremden zu begegnen. Wen der Bauer nicht näher kennt, dem erschließt er sich nicht sofort, er verhält sich vielmehr anfangs zuwartend, beobachtend, doch muß man dahinter ja nicht sogleich berechnete Abgemessenheit oder gar Verschlagenheit vermuthen, sondern man darf zumeist richtiger bedächtiges Wesen, natürliche Klugheit und gewiß auch oft bescheidene Zurückhaltung, ja sogar Schüchternheit als Grund solchen Benehmens voraussetzen. Weiß unser Landmann einmal, mit wem er es zu thun hat, und hat er Zutrauen gefaßt, so geht er aus sich heraus, und bald liegt sein ganzes biederes, treuherziges Wesen offen da. Er wird dann auch eine andere an ihm so oft und mit Recht gerühmte Tugend hervorkehren, die Gastfreundlichkeit, welche gerne gibt, ohne Prunk und ohne Schein. Dieser Charakterzug tritt vollends als Nächstenliebe auf, wenn der Mitmensch im Unglück sich befindet; da leistet unser Landvolk wohl oft entschieden mehr, als Christenpflicht vorschreibt. Dem Armen vor der Thüre reicht der Bauer auch in Mißjahren das erbetene Stück Brot, und Nachtherberge verweigert er nicht leicht dem obdachlosen Fremden.

Es gibt mancherlei Gelegenheiten, bei welchen unser Landvolk auch eine überaus heitere Seite hervorkehrt und seinem natürlichen Witz und Humor freien Lauf läßt. Da will man „leben", da „haut" auch unser sonst sparsame Bauer „auf". Man hat wohl deßhalb den Niederösterreicher wiederholt leichtlebig, ja leichtsinnig genannt. Das heißt aber die Ausnahme als Regel hinstellen; nur in Bezug auf den Weinbauer kann man sagen, daß er, nachdem er oft mehrere Jahre hindurch infolge Mißwachses spärlich gelebt hat, in besseren Zeiten mit dem Erworbenen weniger haushälterisch umgeht. Auch die Nähe der Großstadt mag in mancher Hinsicht ungünstig auf die Lebensweise des Landvolkes rückwirken.

Die Charakterzüge, welche hier zunächst an unserem Bauernstande hervorgehoben wurden, gelten mehrfach auch vom niederösterreichischen Bürgerstande. Man trifft noch allenthalben wahre Ehren- und Biedermänner, und die Bürgersfrau hat das würdige matronenhafte Wesen von altersher noch in vielen Zügen bewahrt. Im Ganzen betrachtet kann uns aber der Bürgerstand heute nicht mehr wie einst als echter Repräsentant des niederösterreichischen Volksthumes gelten, denn auf ihn hat der veränderte Zeitgeist, hat namentlich das Fabrikswesen und dessen Rückwirkung auf das Kleingewerbe, auf ihn hat in Tracht und Sitte auch großstädtisches Wesen bereits vielfach umgestaltenden Einfluß geübt. Der Kleiderluxus findet indeß auch bei unserer bäuerlichen, besonders weiblichen

Bevölkerung mehr und mehr Eingang. Außerdem dürfen Fehler, welche dem niederösterreichischen Bauer von früher her anhaften, hier nicht verschwiegen werden, soll das Charakterbild vollständig sein. In religiöser Hinsicht neigt unser Landvolk in mancherlei Weise zum Aberglauben hin; doch besteht dieser vielfach nur in Bräuchen, welche es übt, ohne dabei etwas zu denken. Die Bedächtigkeit erscheint öfter als Langsamkeit, ja Schwerfälligkeit im Weiterbilden des Alten und im Ergreifen des Neuen. Die zähe Consequenz unseres Bauers wird oft zur Hartnäckigkeit, welche nicht nachgibt, auch wenn sie augenscheinlich unberechtigt ist, besonders in Proceßsachen. Das ist der sprüchwörtliche harte „Bauernschädl“.



Typus eines Niederösterreichers aus der Umgebung Wiens.

Fassen wir das Gesagte in ein Gesammturtheil zusammen, so dürfen wir wohl behaupten, daß die Vorzüge unseres Volkes weit seine Fehler und Mängel überwiegen. Das niederösterreichische Volk berechtigt zu schönen Hoffnungen auch für die Zukunft, und wer es recht kennt, wird es auch achten und lieben.

In physischer Beziehung muß man den deutschen als für den Charakter der Bevölkerung maßgebenden Stamm in das Auge faßen und vor Allem sich erinnern, daß dieser aus dem Zusammenflusse von germanischen und slavischen Elementen nebst Bruchstücken

der Bewohner des römischen Ufer-Noricum hervorgegangen ist. Hauptsächlich war es aber der baierische Stamm, welcher sowohl vor dem Einbruche der Avaren und Slaven als auch nach der Vertreibung der ersteren die Grundlage für die Bildung der deutschen Bevölkerung Niederösterreichs abgegeben hat.

Bezüglich dieses Verschmelzungsprocesses muß man berücksichtigen, daß derselbe nicht durchwegs ein gleichmäßiger sein konnte, weil die verschiedenen sich vereinigenden Volkselemente nicht in gleicher Menge in den Bildungsproceß eintraten. Die Verschiedenheit spricht sich zunächst in der Kopfform aus und finden sich thatsächlich unter der heutigen deutschen Bevölkerung Niederösterreichs die verschiedensten Kopfformen, rundlich ovale, ebenso wie Breit- und Rundschädel, und zwar mit allen Zwischenformen und in Combination mit verschiedenen Gesichtsformen. Ob die ovale Form auf die gleiche, in den keltischen Gräbern entdeckte Form zu beziehen sei, ist nicht zu entscheiden, sicher aber ist, daß sich das verlängerte sehr schmale Ovale des Schädeldaches jener Schädel, welche in altgermanischen Gräbern nördlich der Donau, namentlich in Oberhollabrunn und Stillfried aufgedeckt worden sind, heutigestags in Niederösterreich nur als eine ausnahmsweise und höchst seltene, daher auffällige Form wiederfindet.

Die Abkunft des niederösterreichischen deutschen Volkes rechtfertigt den Vergleich mit den Baiern. Eine sorgfältig durchgeführte systematische Untersuchung der baierischen Bevölkerung hat ergeben, daß von 1000 Schädeln des altbaierischen Stammes 528 sich um eine zwischen 80 bis 84 schwankende Verhältnißziffer der Länge (diese gleich 100 angenommen) zur Breite des Schädeldaches gruppiren. Mag dieser brachykephale Kopftypus der heutigen Baiern wie immer aus der länglich ovalen Kopfform der alten germanischen Stämme hervorgegangen sein, so ist er doch trotz seiner Räthselhaftigkeit Thatsache.

Dieser Kopftypus findet sich auch allenthalben in Niederösterreich, jedoch nicht gleichmäßig vertheilt. Wenn es nämlich gestattet ist, das vorliegende einheimische, allerdings nicht sehr zahlreiche Materiale nach dieser Richtung hin zu verwerthen, so dürfte sich die Annahme rechtfertigen lassen, daß unter den Bewohnern des Hochlandes vom Waldviertel diese breite, mitunter bis zur Rundköpfigkeit steigende Kopfform die Regel ist, während sonst im Lande, besonders in der südlichen Zone, die ovale Kopfform mit allen ihren Varietäten sich viel häufiger vorfindet. Daß sich die Bewohner des Waldviertels durch eine breite Stirn- und Schädelbildung kennzeichnen, ist allgemein in der Gegend bekannt, und weist diese häufig vorkommende Kopfform auf alte baierisch-fränkische Colonien hin.

Wie die Kopfform so variirt auch die Größe des Schädels. Es wird für die Gesammtheit des deutsch-österreichischen Stammes die Capacität des Schädels groß genug

auf 1.521·64 Cubikcentimeter und das Hirngewicht auf durchschnittlich 1.314·5 Gramm mit einem Maximum von 1.531 Gramm angegeben.

Die gleichen Verschiedenheiten finden sich auch in der Gesichtsbildung der Niederösterreicher, doch lassen sich zwei ganz charakteristische, fast extreme Typen aufstellen. Der eine Typus, der sich häufig auch in der Umgebung Wiens findet, kennzeichnet sich durch ein proportionirtes, längliches, gegen das Kinn sich verschmälerndes Enface, mit einer



Typus eines Niederösterreichers aus dem Waldviertel.

schmalen, gezogenen Nase, einem graublauen, aus offener Lidspalte hervorblickenden Auge, einer wohlgestalteten, doch nicht sehr breiten Stirn, wenig vortretenden Jochbeinen und mit dünnen, eine proportionirte Mundspalte begrenzenden Lippen.

Der zweite, insbesondere im Waldviertel heimische Typus zeichnet sich durch einen ovalen, nur mäßig gegen das hohe, breite und stark vortretende Kinn sich verengenden Gesichtsumriß aus, durch eine breite entsprechend hohe Stirne, eine, mit der Nasenlänge verglichen, etwas höhere Mundregion mit fleischigeren Lippen und durch graue, selten dunkle, aus mäßig geöffneten Lidspalten hervorsehende Augen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Gesammtheit des Körperlichen, insbesondere auf die Statur. Doch sollte hierbei mehr, als sich thun läßt, der Einfluß der klimatischen und Bodenverhältnisse, Beschäftigung und Lebensweise beachtet werden; denn so wenig diese Verhältnisse das mit der Race Zusammenhängende in der Kopfform zu alteriren vermögen, so sehr tangiren sie den Lebensproceß und die Ausbildung und Erhaltung des Knochen- und Muskelsystems. Das Wenige, was da wieder geboten werden kann, gründet sich zu einem Theile auf ärztliche Notizen, zum anderen Theile auf die gelegentlich der Assentirungen gewonnenen Ergebnisse.

Im Ganzen genommen läßt sich wohl der niederösterreichische Menschenschlag als ein gesunder und kräftiger bezeichnen, der sich, wie allenthalben, mit der Mehrzahl der Individuen um ein mittleres Maß der Höhe des Körpers von 61 bis 64 Wiener Zoll, ungefähr 160 bis 166 Centimeter, gruppirt, gelegentlich aber auch größere Gruppen von Individuen mit einem ansehnlicheren Körpermaße begreift. Wien und das Viertel unter dem Manhartsberge mit dem Marchfelde stellen die meisten Leute großen Schlages, nämlich 226 unter 1.000, gegen 136 im Viertel ober und unter dem Wienerwalde und nur 118 im Waldviertel. Von 1.000 untersuchten Stellungspflichtigen waren 1871 im Wiener Bezirk mit Einschluß des Marchfeldes nur 64 Mann untermäßig, nämlich weniger als 59 Zoll = 1·554 Meter hoch, dagegen in den beiden Vierteln ober und unter dem Wienerwalde und im Waldviertel sogar 190 Mann.

Leider aber muß unter Einem constatirt werden, daß die Lebensprosperität nicht gleichen Schritt hält mit dem Höhenwachsthum, denn gerade in jenen Bezirken, wo die meisten Leute hohen Schlages zur Stellung kommen, ist auch die Zahl der wegen körperlicher Gebrechen zurückgestellten die allergrößte, und participiren bei diesen bedenklichen Ziffern gerade Wien und seine Vororte am meisten.

Von besonderem Interesse sind die Ergebnisse über die an Schulkindern gepflogenen Erhebungen über die Farbe der Haare, der Augen und der Haut. Wenn man ohne Rücksicht auf die Zwischenformen blos einen blonden und braunen Typus einander gegenüber stellt, so läßt sich sagen, daß von der Gesammtsumme der untersuchten 256.707 Schulkinder an 100.727 der blonde Typus nachgewiesen werden konnte; auch ließ sich in der nördlichen Landeszone ein stärkeres Auftreten des blonden Typus nachweisen, nämlich mit 22 Procent gegen 19·4 Procent in der südlichen Zone. Privaten Mittheilungen zufolge, kommen schwarze Haare im Waldviertel bei Eingebornen gar nicht vor, was wieder ein unverkennbares Merkmal altdeutscher Abstammung ist.

In den nachfolgenden ethnographischen Schilderungen soll das niederösterreichische Volk in seinen Sitten und Bräuchen, in seinem Denken und Handeln vorgeführt und damit zugleich sein Charakter in den einzelnen Zügen genauer gezeichnet werden.

Das Jahr.

Das neue Jahr wird wie andere öffentliche Feste in den meisten Gegenden Niederösterreichs von den Burschen „eingeschossen“ und von Nachts herumziehenden kleinen Musikbanden „eingeblasen“; im Wechselgebiete (V. U. W. W.) ist auch das „Neujahrsingen“ Brauch. Allgemein hält man noch an der Sitte fest, zum Jahreswechsel sich gegenseitig Glück zu wünschen. Einige landläufige Wunschformeln verdienen als charakteristisch hier vorgeführt zu werden.

„Ich wünsch' dem Herrn und der Frau
Ein glückseliges neues Jahr,
Das Christkindl im krausen Haar,
Ein gesundes und langes Leben,
Einen Beutel voll Geld daneben.
Ich wünsch' Ihnen einen goldenen Tisch,
Auf jedem Eck einen brat'nen Fisch,
In der Mitte eine Kanne Wein,
Da kann der Herr und d' Frau
Brav lustig sein.
Ich wünsch' Ihnen einen gold'nen Wagen,
Da können S' miteinander in Himmel fahren;
Aber das thät' ich mir ausbitten,
Daß ich hinten darf aufsitzen.“

Dies ist indeß nur eine von den zahlreichen Variationen des allbeliebten Glückwunsches. Wenn der Bauernjunge ihn spricht, sagt er statt „dem Herrn und der Frau“: „dem Vödern und der Moam“ (Mahm, Muhme. Mit „Vöder“ und „Moam“ werden in Niederösterreich überhaupt häufig Bauer und Bäuerin angesprochen) und gebraucht die Fürwörter „Ös“ und „Eng“ (alte Zweizahl = Ihr, Euch).

Originell ist das Einschiebsel:

„Ich wünsch' dem Herrn eine rothe Hos'n,
Da können die Dukaten drin los'n;[1]
Ich wünsch' der Frau einen seidenen Rock,
Der steht als wie ein Nagelstock,[2]
Und wünsch' der Frau eine gold'ne Haub'n,
Die steht als wie eine Turteltaub'n.“

(Dabei ist an die altehrwürdige Goldhaube zu denken.)

Recht naiv gratulirt der „Zögerbua“[3] im Gebirge (V. O. W. W.):

„I kimm'[4] herein mi mein' Zöger,
Was 's[5] ma[6] gebts[7], das trag' i weg.
I wollt', der Bau'r waar'[8] mein Vöder
Und gaabat[9] ma a Seit'n Speck!
Es soll eam[10] G'sund[11] und langes Leb'n
Dafür der himmlisch' Vader geb'n.
I bitt' eng, schenkts ma ja nit z'wen'g,
Wann's ma aa[12] mein' Zöger z'sprengt“.

Auch Spottverse kann man hören — doch wohl öfter im Scherz als im Ernst gesprochen, z. B.:

„Ich wünsch' dir ein glückselig neues Jahr,
Weil das alte is schon gar;
Und wenn d' nit g'scheidter worden bist,
So bist und bleibst der alte Narr“.

---

[1] Horchen, hören. [2] Nelkenstock. [3] „Zöger“ ist ein länglicher Tragkorb. [4] komme. [5] Verkürzt aus „ös“. [6] mir. [7] Mundartliche Zweizahl = gebt (Ihr). [8] wäre. [9] gäbe. [10] ihm. [11] Der G'sund = die Gesundheit. [12] auch.

Allerlei Aberglaube knüpft sich an den ersten Tag des Jahres. Vor Allem ist es nicht gleichgiltig, wer Einem zuerst begegnet oder zuerst gratulirt. Weit verbreitet ist die Meinung, daß man das, was man am Neujahrstage thut, durchs ganze Jahr oft thun werde, wie dies auch das landläufige Sprüchwort ausdrückt: „Wie zu Neujahr, so das ganze Jahr". Zu Neujahr soll man einen Schweinsrüssel essen, dann wird man Glück haben. Das Schwein wird öfter als ein in gutem Sinne vorbedeutendes Thier aufgefaßt.

Heilige drei Könige. Der allbekannte Brauch der Hausberäucherung am Dreikönigs-, Christ- und Sylvesterabend begegnet uns in Niederösterreich noch überall (Rauchnächte). Wenn die kleine Procession von ihrem Rundgange in die Stube zurückgekehrt ist, knien alle nieder und beten, worauf die Männer ihre Mützen oder Hüte, die Weibspersonen ihre Kopftücher über den Rauchtopf halten und dann rasch das Haupt bedecken. Es gilt dies als ein Mittel gegen Kopfleiden.

An diesem Abend darf die letzte „Richt" (im Ötschergebiete Semmelmilch) nicht aufgegessen werden, sondern man läßt einen Rest in der Schüssel zurück und am Rande derselben die Löffel bereit liegen, damit die Frau „Berscht" oder „Berschtl" (Berchta), wenn sie in der Nacht mit ihrem Gefolge, den ungetauften Kindern („Zodawascherln", Heimchen) im Hause einkehrt, etwas zu essen vorfinde und nicht über schlechte Wirthschaft zu klagen Ursache habe oder gar sich räche. Wessen Löffel in der Früh aus seiner Lage gerückt erscheint, der hat Unglück zu fürchten; ledige Personen hingegen, an deren Löffel viel Milch sich anlegt („anreimt"), heiraten bald. (Ybbsthal, V. O. W. W.) Am andern Tage essen die Hausleute von der Berschtmilch; auch die Hühner bekommen etwas davon, auf daß sie „fleißig" Eier legen, sowie die Kühe, daß sie viele und gute Milch geben. Am Wechsel stellt man sich die „Berschtl" als eine schöne, schneeweiße Frau, überhaupt als gute Fee vor, welche man in der Dreikönigsnacht an Orten, wo drei Grenzen oder Kreuzwege zusammenstoßen, sehen kann; hier zeigt sie auch bereitwillig verborgene Schätze. Im Ybbsthal gilt Frau „Berscht", entgegen der ursprünglichen mythologischen Auffassung, vorwiegend als Schreckgestalt, der man auf ihren Wanderungen in den „Unternächten" (von Weihnachten bis Dreikönig) nicht gerne begegnen möchte. — Vor und nach dem Feste der heiligen drei Könige ziehen auch die „Sternsinger" durch mehrere Tage von einem Orte zum andern.

Von den heute noch vorgetragenen Dreikönigsliedern scheint eines über das ganze Dialectgebiet verbreitet zu sein. Die ersten Strophen lauten:

„Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,
Die suchen das Kindlein und hätten es gern.
Alleluja, Alleluja.

Die heiligen drei König' in schneller Eil',
Geh'n in dreizehn Tagen vierhundert Meil'.
Alleluja.

Sie zieh'n wohl für's Herodes Haus,
Herodes schaut beim Fenster heraus.
Alleluja.

Herodes sprach: Bleibt da bei mir,
Ich will euch geben Wein und Bier.
Alleluja.

Ich will euch geben Heu und Streu,
Ich will euch halten zehrungsfrei.
Alleluja."

Doch die fremden Gäste lassen sich nicht zurückhalten und so entläßt sie Herodes „mit trotzigem Wort". Am Vorabend des Dreikönigtages ist es Brauch, die Tenne mit besonderer Sorgfalt zu fegen, „weil die heiligen drei Könige in der Nacht darauf tanzen wollen". Mit dem Dreikönigsfeste steht das am Wechsel noch übliche sogenannte „Kameeltreiben" am Montag und Dienstag vor dem Faschingsonntag im Zusammenhange. Eine Schar maskirter und phantastisch gekleideter Bursche stellt das Gefolge der heiligen drei Könige vor; sie führen, treiben und begleiten eine mehr oder weniger glücklich nachgeahmte wandelnde Kameelfigur, während zwei Clarinettebläser (Hirten) und ein Trommelschläger, der die „türkische" oder große Trommel schlägt, die Musik besorgen. Vor jedem Hause wird aufgespielt, der Ertrag zur Belustigung am „Burschenfasching" verwendet. — Maria Lichtmeß. Von den Wachswaaren, welche an diesem Festtage zur Weihe in die Kirche gebracht werden, möge hier nur die „Wetter-" oder „Florianikerze" besonders erwähnt werden. Dieselbe wird bei heftigen Gewittern in Bauerngehöften, an vielen Orten auch in Bürgerhäusern angezündet. Den Rindern gab man früher am Lichtmeßtage eine Brodschnitte, auf welche man drei Tropfen Wachs geträufelt hatte. (Gföhl, V. O. M. B.) Lichtmeß heißt auch das „Bauern-Neujahr"; „z'Lichtmeß sind d'Jahr' aus", sagt man bezüglich der Dienstleute, denn unter den üblichen „Wandertagen" nimmt dieser Festtag die erste Stelle ein. (Von den übrigen sind besonders zu nennen: Georgi, Jakobi und Martini.) Mägde führen auf der Wanderschaft eine Flasche Branntwein mit sich (den „Wanderbranntwein"), welche sie jedem Bekannten, der ihnen auf dem Wege begegnet, zum „Zutrinken" darreichen. (Besonders im V. O. W. W. üblich.) Der neu eintretende Dienstbote bekommt von der Bäuerin eine Eierspeise und


Die Sternsinger.

muß sich auf die „feste“ Bank setzen, damit es mit ihm „eine Dauer habe“. Um Retz (V. U. M. B.) heißen die letzten acht Tage, welche der „ausstehende“ Dienstbote ohne Arbeit im Hause zubringen darf, „Schlankeltage“. („Schlankeln“ bedeutet müßig herumschlendern.)

Der Tenneboß, „Tendlboß“. Dieses ländliche Fest wird in der Faschingszeit gefeiert, wenn die Arbeit auf der Tenne, das Ausdreschen des Getreides (der „Drusch“) beendet ist. („Boßen“ heißt schlagen, hier mit dem Drischel schlagen, dreschen.) Kaum ist der letzte Drischelschlag gethan, so läuft ein Knecht oder Bube zum Nachbarn und ruft in die Tenne hinein: „Wir hab'n ausdrosch'n!“ Dabei schlägt er an das Scheunenthor oder schießt wohl gar eine Pistole ab. (V. O. W. W.) Auch andere Possen spielt man dem „saumsaaligen“ Nachbarn, der in der Arbeit zurückgeblieben ist. Man lehnt ihm einen Strohmann an das Tennthor oder setzt ihm das „Dreschermandl“ aufs Dach, wirft einen Prügel unter die Drescher, packt verschiedene alte Sachen in ein „Häfen“, fängt wohl auch Mäuse hinein und leert den Inhalt des Topfes auf der Tenne aus (V. O. W. W.), oder steckt einen Kochlöffel ins Stroh und ruft: „Holla, der Tendlboß is g'wunna!“ (Göpfritz an der Wild, V. O. M. B.) und dergleichen mehr. Der Bursche nun, welcher mit der Ausführung solchen und ähnlichen Schabernacks betraut wird, mag sehen, wie er sich rechtzeitig aus dem Staube macht, denn wenn er erwischt wird, kommt er übel weg. Man schwärzt ihm das Gesicht, lacht ihn dabei brav aus, läßt ihn ein Stündchen an eine Säule gebunden stehen oder schickt ihn sogleich mit einer Tracht Prügel heim. Aber auch in dem Gehöfte selbst, wo man „ausdrischt“ (das Dreschen beendigt), fehlt es nicht an allerlei lustigen Späßen und Possen. Wer den letzten Drischelschlag thut, hat die „Maus“ oder heißt die „Stadlhenne“. (Besonders im V. O. W. W. und V. O. M. B. übliche Bezeichnung.) Unter allgemeinem Gelächter wird ihm der Dreschflegel mit Stroh umwunden und damit muß er an der Schwelle der Wohnstube oder an der Hausthüre drei Schläge machen, dabei sprechend:

„Eins, zwei, drei,
Der Tendlboß g'hört mein!“

oder:

„I wett', i wett' um ein' Eimer Wein,
Der Tendlboß ist mein!“

Erwischt ihn die Bäuerin, die meist schon mit einem Kübel voll Wasser bereit steht, so ist ein unfreiwilliges Douchebad und neues Gelächter sein Lohn; gelingt der Streich, so wird die Bäuerin um einen Trunk gebüßt oder sie muß ein kleines Mahl herstellen. (V. O. M. B.) Auch die sogenannte „Glunkel“, ein Strohmännchen mit dem Dreschflegel am Rücken und der „Spitzhaube“ auf dem Kopfe, hängt man der Stadlhenne an. (Bei Mank im V. O. W. W.) Damit die Bäuerin rechtzeitig ans Krapfenbacken denke, schiebt man unter die letzte Dreschlage auf der Tenne Holzprügel („Krapfaholz“), um so ein ausgiebiges Gepolter zu erzeugen. Hierauf legt einer der Drescher, zumeist die Stadlhenne,

in Weibertracht gekleidet, unbemerkt das „Krapfaholz“ auf den Herd, zündet es an und ruft, sich aus dem Staube machend (Landersdorf, Bezirk Krems):

„Das Krapfaholz, das liegt am Herd,
D'Frau wird wissen, was den Dreschern g'hört,
A Reiter* voll Krapfa, a Plutzer voll Wein,
Da können die Drescher brav lusti' sein.“

Der Tendlboß, das Dreschermahl, zählt in den größeren Bauernhäusern zu den reichlichsten Mahlzeiten des Jahres und dauert meistens vom Mittag bis zum späten Abend. Tendlboß heißt der Dreschermaus vorzüglich im V. O. W. W. und im südlichen Theile des V. O. M. B. Sonst hat man dafür die Bezeichnungen „Dreschhahn“, in der Umgebung des Schneeberges „Tennhahn“, am Wechsel „Stadlhahn“, da in früheren Zeiten ein geweihter schwarzer Hahn das Hauptgericht des Mahles bildete. Die besten Theile des Thieres jedoch, Schenkel und Flügel, wurden nicht verzehrt. Sie waren Opfergabe, wodurch man im nächsten Jahre eine gute Ernte erlangen wollte.

Der Fasching gilt auch in Niederösterreich als die lustigste Zeit des Jahres, in welcher reichliche Mahlzeiten mit Tanz und Maskeraden abwechseln und überhaupt frohes, oft tolles Treiben herrscht. Der eigentliche Fasching dauert vom „feisten Pfingsttag“ (Donnerstag vor Quinquagesima) bis zum Aschermittwoch; der diesem vorangehende Montag heißt der „feiste Montag“. Hier und da (z. B. am Wechsel) unterscheidet man noch jetzt den „großen“ und den „kleinen“ Fasching. Der erstere dauert vom Sexagesima-Sonntag bis zum Aschermittwoch, der letztere wird am „Kathrein-Sonntag“ vor dem Advent gefeiert.

In den letzten Faschingtagen sind in manchen Gegenden (besonders V. U. W. W. und V. U. M. B.) die Fuhrleute in den Einkehrgasthäusern zechfrei oder bekommen doch Krapfen vorgesetzt und von der Kellnerin ein Sträußchen auf den Hut. Auch für die Stammgäste steht auf den entsprechenden Tischen überall ein Teller mit Krapfen bereit. Der „Faschingtanz“ beginnt oft schon am Sonntag und endet in der Nacht vor dem Aschermittwoch oder auch erst am Morgen desselben. Mancher sonst gesetzte Bursch haut in diesen Tagen über die Schnur und „verthut“ den lang gesparten Lohn in Gemeinschaft mit seiner Schönen, die er „aushalten“ und tüchtig tractiren muß.

Den Leichtsinn in den Faschingtagen charakterisirt das landläufige „Schnadahüpfl“:

„Heut ist der Faschingtag,
Heut sauf' i, was i mag,
Morg'n mach' i 's Testament,
's Geld ist zu End'.“

Seinen Höhepunkt erreicht der tolle Jubel in den Maskeraden, den Narrenumzügen am Faschingdienstag. Bursche kleiden sich in die lächerlichsten, abenteuerlichsten Costüme, carikiren, auf einem Wagen sitzend, verschiedene Hantirungen, wie der Schmiede, Bäcker, Schneider, Schuster, Waschweiber und andere. Den Zug begleitet gewöhnlich eine

* Größeres Sieb.

Musikbande; man kann auch ohrenzerreißende Katzenmusik zu hören bekommen. In Laa und Umgebung (V. U. M. B.) läuft ein einzelner Narr herum, dessen Rolle darin gipfelt, daß er einen Schinken stiehlt, der dann unter Musikbegleitung ins Gasthaus gebracht und hier verzehrt wird. In Bruck an der Leitha ziehen die sogenannten „Kittel" herum und werden mit diesem Namen geneckt, wofür sie Ruthenstreiche austheilen. Im V. O. M. B. sammelt der Faschingszug mit einer Musikbande an der Spitze von Haus zu Haus ziehend Rauchfleisch, Hafer, Weizen, Korn, Eier, Geld. Eine Maske reitet auf einem mit Strohkränzen aufgeputzten Gaul und trinkt aus einer mit einem Seidenbande verzierten Flasche den Leuten zu. Dem Hause, in welchem eine Tänzerin wohnt, erweist man besondere Aufmerksamkeit, und die Schöne muß Fleisch und Krapfen herausgeben. Auch dem Brummbären kann man begegnen, der den gaffenden Kindern fleißig vortanzen muß. Am Wechsel führt man auch Kameel und Habergeiß mit herum. Auf den Zusammenhang unseres Faschings mit dem altgermanischen Feste der Wintersonnenwende weist vor Allem das bei den Narrenumzügen noch hier und da auftauchende, von einem Pferde gezogene Rad hin, auf welchem eine Strohpuppe liegt. (Höflein im Leithagebiete.) Dieser Strohmann, möglichst unförmlich, zuweilen auch auf einem Wagen herumgeführt, galt und gilt noch als Repräsentant des Faschings und wird allem Hohn und Spott preisgegeben. (Der besiegte Winter.)

Zu Göpfritz a. d. W. (V. O. M. B.) ahmen am Faschingdienstage zwei maskirte Bursche den alten Wettstreit zwischen Winter und Sommer nach. Der Winter trägt eine Pelzmütze auf dem Kopfe, einen Dreschflegel in der Hand und ist an Armen und Beinen mit Stroh umwunden. Der Sommer ist weiß gekleidet und führt als Abzeichen eine Sichel. So ziehen sie von Haus zu Haus und singen ein Lied, dessen Charakter schon in den ersten Strophen ausgeprägt ist.

Sommer:
„Der Winter ist a grober G'söll,
Er jagt die alten Weiber in d'Höll.*
Herimein, der Sommer ist fein!"

Winter:
„Der Summer ist a rechter Lauer,
Er macht den Weibern den Milchrahm sauer.
Herimein, der Winter ist fein!"

Der Schluß lautet:

„Hiazt geh' i hoam und schlaf recht guat,
Und kimm' wieder, wann's blitzen und dunnern thuat.
Herimein, der Sommer ist fein!"

„Hiazt bin i da und geh' nit furt,
Als bis daß 's Lercherl singa thuat.
Herimein, herimein, der Winter ist fein!"

Am Faschingdienstag Nachmittags oder am Aschermittwoch wird der Fasching begraben. Eine Strohpuppe (im V. O. M. B. auch „Todamandl" genannt) oder ein maskirter Bursche, zuweilen auch ein Betrunkener, wird auf eine Bahre gelegt und entweder

* In den Ofenwinkel.

im Schnee oder in einer Grube, hier und da auch auf dem Düngerhaufen unter Nachahmung der Begräbnißceremonien und unter Jammergeschrei oder Katzenmusik begraben. Zu Hirschbach im V. O. M. B. begräbt man den „Juden". Ein Rabbiner mit langem Flachsbart nimmt die Functionen vor; er murmelt einige unverständliche Worte aus einem großen Buche, besprengt den Todten mittelst einer in Wasser oder Bier getauchten Gläserbürste und wiederholt diese Ceremonie vor jedem Wirthshause, an dem der Zug vorübergeht. Natürlich wird überall getrunken. Den Leidtragenden voran geht die Mutter des „Moschel", welche ein ohrenzerreißendes Klagegeheul anstimmt. Erst Abends „begräbt" man den Juden, was darin besteht, daß man die Strohpuppe zerzaust. Am Aschermittwoch ist an vielen Orten der Häringschmaus, auch „Fischball" genannt, gebräuchlich. In Laa und Umgebung (V. U. M. B.) hat man dafür den Ausdruck „Disteljäten" und bezieht den Begriff auf den Acker, der auf Grund des genannten Brauches weniger Disteln hervorbringen soll. Anderswo geht der Bauer, der schon am Faschingmontag dem Hafer „Wurzel getrunken" hat, am Aschermittwoch noch einmal ins Wirthshaus, um den „Hafer zu schwellen" und „den Weizen zu beizen", während der Knecht daselbst die „Pflugzwickel dechteln" (einnässen, einweichen) muß. (Weit bekannt.) Auch sonst erscheint der Fasching nicht losgelöst vom wirthschaftlichen Leben. So glaubt man: wenn beim Faschingtanz die Mädchen hoch springen, werde der Flachs recht lang werden. (Ziemlich allgemein.) Vom feisten Pfingsttag bis Aschermittwoch soll alle Arbeit ruhen, auch die Spindel, denn das „Pfingstaweibl" würde das Gespinnst wieder auflösen und es würden im Sommer viele Nattern sich zeigen. (Letzteres zu Hollenstein, Ybbsthal.) Am Faschingtag (Dienstag) schmieren die Knechte das Riemzeug, damit die Zugthiere im Sommer nicht von dem „Göß" oder „Glaphyrer" (der großen Bremse) geplagt werden.



Am Faschingdienstag.

Am „Gregoritag" (12. März) ist in vielen Gegenden das „Halterschnalzen" gebräuchlich, weil an diesem Tage zuerst das Vieh ausgetrieben wird. Gegen ein kleines Trinkgeld produciren die Halterbuben auch ein „Wettschnalzen". Beim Abendschmause im Wirthshaus bildet der „Oaringschmalz" (die Eierspeise) das charakteristische Hauptgericht.

Am Palmsonntag bringen die Bauernbursche, besonders im Gebirge, große „Palmbuschen“ auf Stangen zur Weihe in die Kirche. Jeder Bestandtheil an denselben hat seine Bedeutung: der Palmzweig (die Weidenruthe, von der salix caprea genommen) soll erinnern an den feierlichen Einzug des Herrn in Jerusalem, das fettglänzende „Schradllaub“ (Stechpalme, ilex aquifolium) soll Hühner, Kühe und Pferde vor dem „Schradl“ (Schratt) schützen, der sie oft in der Nacht plagt, die Zweiglein des Segenbaumes oder „Segelbaumes“ (richtig Sebenbaumes, juniperus sabina) helfen gegen das Verschreien der Thiere im Stall. Auch Zweige von der Haselstaude, welche ja den Blitzschlag ablenkt, fügt man gerne hinzu. Den rothwangigen Äpfeln, welche an den längsten Ruthen aufgereiht sind und dem „Palmbuschen“ zur besonderen Zier gereichen, soll eine ähnliche bannende Kraft innewohnen.

Im oberen Ybbsthal werden zuweilen auch Krenwurzeln (Meerrettig) und Salzstückchen an die Ruthen gesteckt, welchen Dingen man aber so wenig Bedeutung beilegt wie den zum Schmucke dienenden Buchszweiglein, Nieswurzblüten und buntfarbigen Bändern. Dieser Palmbuschen nun, auch „Palmbesen“ genannt, wie ihn der Gebirgler zur Weihe in die Kirche trägt, besteht aus mehreren kleinen Büschlein, welche um das eine Ende einer langen, ja oft allzulangen Stange kreisförmig gruppirt sind und zu Hause losgebunden werden, um sie in den Gemächern des Hauses, in Stall und Scheune, sowie auch auf den Feldern „aufzustecken“, zum Schutze nämlich gegen Blitz, Hagelschlag und anderen bösen Schaden. Wenn aber der Bursch (am Wechsel der Großbube) mit dem Palmbuschen heimkommt — und er soll der Erste zu Hause sein —, so überschreitet er nicht die Schwelle, ohne vorher dreimal, und zwar womöglich unbemerkt, um das Gehöfte zu laufen, denn wo dies geschehen ist, können Fuchs und Habicht keine Hühner stehlen. (Besonders im Ybbsthal und dem daran stoßenden Flachlande noch üblich.)

Im V. U. W. W. und U. M. B. werden zumeist kleinere Palmbuschen aus Weiden- und Sebenbaumzweigen oder auch nur „Palmzweige“ geweiht und häufig von Kindern in die Kirche gebracht, welche dieselben dann in die Häuser tragen und einige Kreuzer dafür bekommen.

Wohl in ganz Niederösterreich ist es bei unserem Landvolke Brauch, am Palmsonntage nach dem Gottesdienst drei „Palmkätzchen“ zu verschlucken; fromme Leute bleiben hier und da eigens bis dahin nüchtern. Man glaubt sich dadurch vor Krankheiten und anderen bösen Einflüssen zu schützen; auf Grund dieser Anschauung läßt man auch die Nutzthiere im Stalle drei „Kätzchen“ genießen. Allbekannt ist die Meinung, daß während der Palmsonntagspassion verborgene Schätze zu heben seien. Jede Gegend kennt diesbezügliche Sagen, doch immer steht da der Mensch neckischen, trügerischen Mächten gegenüber und ist zum Schlusse der Enttäuschte. Erwähnung verdient endlich auch noch der

„Palmesel". So nennt man, besonders im Ybbsthal, denjenigen, welcher am Palmsonntage zuletzt aufsteht. Der Ausdruck: „aufgeputzt wie ein Palmesel" legt die Vermuthung nahe, daß einst auch in Niederösterreich festliche Umzüge üblich gewesen sind, wobei der Esel nicht gefehlt haben wird.

Am Gründonnerstag wandern die Glocken aus und „reisen nach Rom." Während des Glorialäutens soll man sich den Kopf waschen, um vor Kopfleiden aller Art bewahrt zu bleiben. (Ziemlich weit bekannt.) Am Gründonnerstag soll das erste „Grüne" auf den Mittagstisch kommen. Noch jetzt ißt man an manchen Orten an diesem Tage die sogenannte „Siebenkräutersuppe".

Eine große Rolle spielen in der Meinung des Volkes die am Gründonnerstag gelegten Eier, „Antlaß-Eier" genannt, denn dieser Donnerstag heißt auch der „Antlaß-Pfingsttag". (Antlaß soviel wie Nachlassung, da früher am Gründonnerstage die feierliche Lossprechung der öffentlichen Büßer von den Kirchenstrafen stattfand.) So glaubt man, daß diese Eier, wie auch die Charfreitags-Eier, sich sehr lange, ja durch das ganze Jahr frisch erhalten. Man läßt sie am Ostersonntag weihen und genießt sie als Präservativmittel gegen „Bruchschaden", sowie Hieb- und Stichwunden. (V. O. W. W., besonders im Gebirge.) Auch den Kühen schlägt man — zur Abwendung der Hexerei — an vielen Orten ein Antlaß-Ei ins Maul. Im V. U. M. B. (z. B. um Retz) streut man die Schalen der geweihten Eier auf den Acker, und wohl fast allgemein ist der Brauch, Antlaß-Eier zur Abwendung des Blitzschlages unter das Dach zu legen oder auch mit einem der sieben Worte Jesu am Kreuze beschrieben bei Bränden ins Feuer zu werfen, um dem Elemente Einhalt zu thun. Die Kohlen, womit man diese Aufschrift macht, sollen am Laurenzi- oder Johannistage aus der Erde gegraben werden.

Am Charfreitag meidet das Volk womöglich jede geräuschvolle Arbeit; selbst Brotbacken und Waschen sieht man an diesem Tage nicht gerne. Manche Bäuerinnen verkaufen in den drei letzten Tagen der Charwoche weder Milch noch Eier, auch gilt es als ungünstiges Vorzeichen, an dem Tage geboren zu sein, an welchem der Herr durch den Verrath des Judas den Kreuzestod erleiden mußte.

Ein interessanter, mit dem wirthschaftlichen Leben zusammenhängender Brauch (Feldcult) hat sich im V. O. M. B. (Gmünd) erhalten. Am Charfreitag vor Sonnenaufgang nämlich gehen die Weibspersonen von den Gehöften an den nächsten Feldrain und machen mit den Händen aus der leeren Schürze die Geberden des Säens. (Vielleicht bringt man heute im christlichen Sinne das in die Erde gelegte Samenkorn mit dem im Grabe ruhenden Leichnam des Herrn in Beziehung.)

Vom Gründonnerstag bis zum Charsamstag gehen, hauptsächlich in den Ortschaften des Flachlandes, die „Ratschenbuben" mit ihren eigenthümlichen klappernden Instrumenten

von Haus zu Haus und geben das Zeichen zum englischen Gruß. Dabei bedienen sie sich allerlei Sprüchlein, z. B.:

„Wir ratschen, wir ratschen den englischen Gruß,
Den jeder katholische Christ beten muß.
Fallt nieder, fallt nieder auf eure Knie
Und betet ein Vaterunser und ein Ave Marie".

Am Charsamstag früh lautet der Spruch:

„Wir ratschen, wir ratschen zur Pumpermetten,
Weiber, stehts auf und backts Osterflecken!"

Vor dem Gottesdienste (Laa, V. U. M. B.):

„Wir ratschen, wir ratschen, d'Fast'n is aus,
Eier, Geld, Flecken (Wein) heraus,
D'Fast'n is aus"!

Am Charsamstag Vormittags findet die Feuerweihe statt. Nachdem die kirchliche Ceremonie beendigt ist, sucht jeder zuerst das mitgebrachte Weihholz anzubrennen. Sobald dies gelungen ist, eilt man hier und da (z. B. am Wechsel) im raschen Laufe nach Hause, um an dem noch glimmenden Holzprügel die Herdflamme zu entzünden. Wo die Entfernung zu groß ist, trägt man das geweihte Feuer in einer Laterne heim. (Nicht allgemein.) Weihholz steckt man fast überall auf die Felder und bei heftigen Gewittern wird es zu Hause angekohlt, um Elementarschaden abzuwenden. Im V. O. M. B. (z. B. um Weitra) nennt man das Weihholz auch „Judenstecker l" (Stock, Stecken), und da die vom Vorjahre noch vorhandenen Reste sammt den „alten Palmbesen" am Charsamstag im „Osterfeuer" verbrannt werden, erklärt sich wohl der Ausdruck „Judasverbrennen". In Puchenstuben (V. O. W. W.) verbrannte man früher den „Judas" in Gestalt eines Strohwisches nach beendigter Feuerweihe und bewahrte ein Stück „Judaskohle" das ganze Jahr hindurch im Hause auf; es soll die Kraft haben, Unglück vom Nutzvieh fernzuhalten. Auch von dem an diesem Tage geweihten Wasser (Taufwasser) trägt man kleinere Gefäße voll mit heim, denn das Weihwasser („der Weihbrunn") darf in keinem christlichen Hause fehlen. Einen herrlichen Anblick bieten im V. U. W. W., besonders vom Steinfelde bis gegen die steiermärkische Grenze hin, die am Charsamstag nach der Auferstehung oder am Ostersonntag früh vor Sonnenaufgang auf den Höhen flammenden Osterfeuer, die an den altgermanischen Sonnencult erinnern. Böller- und Pistolenschüsse knallen dabei unausgesetzt, bis das letzte Flämmchen erloschen ist. Auch ein schönes Gebetlein, das zugleich die Schlußstrophe eines Weihnachtsliedes bildet, sprechen die Bursche, nachdem sie das Feuer angezündet haben:

„Den liab'n Herrgott thuan ma bitt'n,
Daß er all' uns're Hütt'n
Vor der Feuersbrunst hübsch bewahr';
Daß er uns im Summer
Hilft in unserm Kummer
Und vor Schauerschlägen uns bewahr'!"

Am Ostersonntag geht der Hausvater mit den Seinen (hier und da nur die jüngeren und ledigen Leute) beim ersten Morgengrauen hinaus auf die Flur, um unter

den grünenden Bäumen zu beten, und zwar stellen sich dabei die Mannspersonen unter einen Apfelbaum, die Weibspersonen unter einen Birnbaum. Das Antlitz wenden alle der Sonne zu, welche heute vor Freude über die glorreiche Auferstehung des Herrn beim Aufsteigen über den Horizont dreimal „aufhüpft", drei „Hupferl" macht. (Dieser schöne Brauch, sowie die religiös und poetisch erhabene Anschauung — vielfach im deutschen Volke überhaupt heimisch — findet sich in allen Theilen Niederösterreichs, doch lange nicht allerorts.) Der mythische Glaube an die Sonnensprünge erscheint hier christlich umgedeutet. Im V. O. M. B. geht der Bauer am Ostertage vor Sonnenaufgang aufs Feld, pflückt junge Sprossen vom Getreide und betet dabei um das Gedeihen der Feldfrucht und seines Viehstandes. Zu Hause besprengt er das „Grüne" mit Weihwasser und gibt es den Rindern. (Hoheneich und an anderen Orten.) Man setzt eine Ehre darein, an einem so hohen Festtage der Erste aus den Federn zu sein, und schimpft oder neckt denjenigen, der am Ostertage zuletzt aufsteht, mit dem Namen „Osterbloch". Der sonst mit dem Worte „Bloch" verbundene Begriff des Schwerfälligen, Unbehilflichen, erklärt den Ausdruck hinlänglich. Am Wechsel hängt man am Ostertage vor Sonnenaufgang das zu weihende Fleisch auf einen hohen Baum im Hausgarten, weil der „römisch' Papst" mit seinem Segen das Fleisch weiht für die ganze Welt. Die kirchliche Ceremonie der Fleischweihe wird im Zusammenhang mit dem Hauptgottesdienste vorgenommen. Das erste Fleisch, welches am Ostersonntag genossen wird, soll Weihfleisch sein; es wird nebst einem Ei und einem Stück Osterflecken an manchen Orten nach dem Gottesdienst im Festtagsgewande gegessen oder als erste „Fleischricht" auf den Mittagstisch gesetzt. In früherer Zeit stand die „Osterschüssel" auf einer Unterlage von „Treid-Saher", das ist jungen Saatsprossen. (Gföhl, V. O. M. B.) Zu Ostern machen die Bäcker ihren Kunden Osterflecken zum Geschenke, die Fleischer geräucherte Zungen oder ein Stück von einem Lamm. In Gasthäusern setzt man den Stammgästen noch an manchen Orten Weihfleisch vor („Aufgeschnittenes", nämlich Kalbfleisch, Schinken und Zunge mit Osterbrod). Ein interessanter Brauch findet sich in Murstetten (V. O. W. W.) Da treibt man am Ostersonntag die Pferde an sieben Feldrainen vorüber auf einen Kreuzweg und gibt ihnen eine handvoll frisches Kornfutter vom Acker. Dies soll ein Mittel gegen die unter dem landläufigen Namen „Dampf" bekannte Pferdekrankheit sein. (Vielleicht bestand



Die Ratschenbuben.

dieser Brauch einst in einem eigentlichen Flurumritte, wie er uns anderwärts begegnet.) Ein sehr sinnvoller Osterbrauch, eine Art Feldweihe, hat sich bis heute im Wechselgebiete erhalten. Am Ostersonntag nämlich nach dem Festmahle oder schon am Charsamstag nach der Feuer- und Wasserweihe geht der Bauer mit den Seinen „in d'Groan" (ins Grüne), das heißt hinaus auf die bebauten Felder. Sämmtliche Hausmitglieder, auch die Kinder, nehmen je ein Gefäß mit Weihwasser in die eine Hand, einen geweihten Palm- oder Sebenbaumzweig in die andere und so schreiten sie in einer Reihe nebeneinander langsam unter stillem Gebete und Weihwasser sprengend über das Feld. Dabei stecken sie an einzelnen Stellen die geweihten Zweige in den Ackergrund, und so ist derselbe für dieses Jahr gesegnet. (Haßbach.) Zu Kranichberg (ebenfalls im Wechselgebiete). übt man diesen schönen Brauch in noch feierlicherer Weise. Da geht der Bauer am Ostertag oder weißen Sonntag nach dem Mittagessen in Begleitung der größeren Söhne „in d'Groan", führt sie an die Raine und Grenzsteine, besprengt dieselben mit Weihwasser und knüpft an diese Ceremonie eine kurze aber kräftige Ermahnung, da aller Besitz als vom lieben Herrgott stammend zu betrachten und also auch fremdes Eigenthum heilig zu halten sei, soll Friede und Eintracht unter den Menschen wohnen. Hierauf steckt er die geweihten Zweige „ins Bau" (auf das bebaute Feld) und vergräbt die zu Hause sorgfältig gesammelten Knochen vom Weihfleisch an verschiedenen Stellen im Acker, denn: „Die g'weiht'n Boan' — Begrabt ma' inner'm Roan."



Das Troadbeten.

Die Knechte schießen inzwischen aus Böllern und Pistolen, der Hausvater aber steht inmitten seiner Söhne mit gefalteten Händen und bittet Gott,

„Daß er's Troad laßt wachs'n
Und an lang'n Flachs'n,
Daß die Wölf' nit kemman unter d'Herd',
Daß er brav laßt regna
Und aa 's Vieh thuat segna
Und den Frieden uns beschert".

In der Umgebung des Schneeberges nennt man diese Art Feldcult das „Troadbeten".

Am Ostermontag Nachmittags ist an vielen Orten das „Emausgehen“ gebräuchlich. Man besucht nämlich Verwandte, welche in der Umgebung des Heimatsortes wohnen. Im V. U. M. B. geht der Weinbauer „auf d'Groan“ oder in „d'Trift“, das heißt in benachbarte Weinkeller, wo er sich ein Gläschen „Besseren“ schmecken läßt.

Im Marchfeld begegnet uns ein interessanter, sonst unter dem Namen „Schmeckostern“ bekannter Brauch. Am Ostermontag nämlich karbatscht der slovakische Bursche sein Mädl mit Weidenruthen, am Osterdienstag das Mädl den Burschen. Je inniger die Liebe, desto zahlreicher und ausgiebiger die Streiche. Dafür schenken sich beide gegenseitig ein Osterei. Der Ostermontag und weiße Sonntag sind wahre Freudentage für die Kinder, denn da gehen sie zu „Göd'n“ und „God'n“ (d. i. zu den Taufpathen, im V. O. M. B. im ersten Jahre nach der Firmung auch zu den Firmpathen) und holen sich das „rothe Ei“, worunter eine oft reichliche Mahlzeit zu verstehen ist, deren Überbleibsel mit heimgenommen werden. Auch Geld erhalten die kleinen Gäste, und zwar stecken die Pathen gerne eine Silbermünze ins große „Göd'nkipfl“. Mancher reiche Bauer setzt seinen Stolz darein, zu Ostern die ganze Stube voll von Gödenkindern zu sehen. — Zu Ostern ist auch das „Ab-“ oder „Ausg'wanden“ der Gödenkinder Brauch, wenn diese das zwölfte Jahr erreicht haben oder im Vorjahre gefirmt worden sind. (In manchen Gegenden, z. B. im V. O. M. B., erhalten die Kinder das „Godlgewand“ schon bei Beginn des Schulbesuches; es besteht entweder in einem ganzen Anzuge oder in einzelnen Kleidungsstücken, je nach den Vermögensverhältnissen der Pathen.) Am weißen Sonntag gehen Enkelkinder auch zur „Ahnl“ (Großmutter), weßhalb dieser Tag im V. O. W. W. der „Ahnlsunntag“ heißt. Von den Eierspielen sind die landläufigsten das „Einhauen“ (mittelst einer Kupfermünze), das „Pecken“ (zwei Eier werden durch Aufeinanderklopfen auf ihre Stärke geprüft) und das „Eiwalgen“ (das auf einer mäßig steilen Bahn herabrollende Ei muß unten auf jenes des Gegners treffen). Zum Schlusse sei noch eines sogenannten Osterrittes gedacht, der einst zu Schaubing (im St. Pöltner Bezirke) alljährlich am Ostermontag stattfand. Mit dem Schaureiten war auch ein Wettritt verbunden, wozu jedoch nur drei Reiter ausgewählt wurden. Den Preis — einen Rosenkranz mit silbernem Kreuze — erhielt der Sieger aus



Das Eierpecken.

der Hand des Pfarrers vom nahen Obritzberg. Kaiser Josef II. stellte die Unterhaltung ein, das Volk aber glaubt, ein Pfarrer des genannten Ortes sei Schuld an dem Verbote gewesen und zur Strafe dafür sinke die dortige Kirche alle Jahre um eine Treppenstufe tiefer in die Erde.

An den Georgitag (24. April) knüpfen sich einige charakteristische Bräuche und Meinungen. Vor Allem verdient das „Örg'n- oder Jörg'n-Schnalzen, Georgi-Schnalzen", welches am meisten in den an Oberösterreich grenzenden Gegenden noch üblich ist, Beachtung. Darin gelangt der in unserem Landvolke noch immer lebendige Hexenglaube zu einem besonderen Ausdruck. Die ledigen Bursche schnalzen während vierzehn Tagen vor und nach Georgi und an diesem Tage selbst am Abend mit langen Peitschen, — denn so weit der Peitschenknall dringt, kann keine Hexe einen Feldrain überschreiten.

Ein anderer, wohl sehr alter Brauch ist das „Rainspritzen". Zu Georgi und Philippi (1. Mai) begeht der Bauer oder die Bäuerin, zuweilen auch ein Knecht oder eine Dirne, den Rosenkranz betend, die Feldraine und sprengt Weihwasser. Um Neuhofen im unteren Ybbsthal spricht man dabei: „Alles Böse weich' von dannen — In Jesu und Mariä Namen". Diese Feldweihe erinnert an die oben besprochene („in d'Groan geh'n") im V. U. W. W. Im Marchfelde hat man dafür den Ausdruck „lebern gehen". (Das mittelhochdeutsche lê oder lêwer heißt Hügel oder Aufwurf.) Man geht zu den Marksteinen, gräbt rings um dieselben den Boden auf, daß sie wieder leicht gesehen werden, und wirft drei Schaufeln voll Erde auf den „Leberhaufen" (Grenzhügel). Landläufig ist der Glaube, daß in der Georginacht vor Sonnenaufgang die Hexen „thaufischen" gehen, das heißt mit ihrem Fürtuch den Thau („das Taub") von den Wiesen streifen, so daß die Kühe des Besitzers dann keine Milch geben.

Echt volksthümlich sind auch in Niederösterreich die Spiele und Belustigungen am ersten Mai. Man zecht und singt im Freien, tanzt um den Maibaum herum, während kühne Kletterer die vom Wipfel winkenden Preise sich herabholen. Das Orchester wird häufig durch eine Ziehharmonika ersetzt und selbst der bescheidene „Fotzhobel" (die Mundharmonika) genügt dem tanzlustigen Völkchen. In der ersten Mainacht setzen Bursche angesehenen Ortsbewohnern, noch öfter ihren Schönen, einen Ehren-, mißliebigen Personen, besonders aber übel beleumundeten Mädchen, einen Spottmaibaum vor das Haus.

Im Marchfelde liegt der slovakische Bursche die ganze Nacht hindurch beim Maibaum, auf dessen Wipfel das seidene Tuch flattert, das er als Geschenk für seine Geliebte heimlich am Abend aufgehißt hat.

An den Maibaum knüpft sich eine schöne Legende. Der heilige Philippus sollte von den Heiden gemartert werden. Um seinen Aufenthalt leicht wieder finden zu können, setzten sie einen Baum vor das Haus, in welchem er wohnte. Doch als die Häscher kamen,

stand vor jedem Hause ein solcher, so daß sie den Heiligen nicht finden konnten. Die neuere Forschung erkennt im Maibaume eine Personification des Frühlings.

Zu Pfingsten geht man im Ybbsthal in aller Frühe auf Berghöhen, um dort den heiligen Geist anzurufen. Man nennt dies „heiligen Geist fangen". (Ybbsitz.) Im V. U. W. W. werden in einigen Gegenden die Höhenfeuer gebrannt, welche man um Wiener-Neustadt, z. B. in der Pfarre Winzendorf, „Heiligengeistlicht" heißt. Auch hier begegnen wir altgermanischen Cultbräuchen mit christlicher Umdeutung.

Das Pfingstschnalzen ist in Niederösterreich noch ebenso üblich und von gleicher Bedeutung wie das Örg'n-Schnalzen. Nach einer eigenthümlich christlichen Auffassung soll das Sausen der Peitschen an die Herabkunft des heiligen Geistes nach dem biblischen Berichte erinnern. (V. O. M. B.)

Mit dem Pfingstschießen („Bäume anschießen") will man Frost und Blitzschlag von den Obstbäumen fernhalten. (Diese Auffassung besonders im Ybbsthal.) Der Glaube, daß am Pfingstsonntage bei Sonnenaufgang der Papst der ganzen Welt den Segen spende, ist wohl allgemein; man geht deßhalb in aller Frühe hinaus ins Freie und betet, das Antlitz nach der Richtung der ewigen Stadt gewendet. Denjenigen, welcher an diesem Tage zuletzt aufsteht, trifft Spott; man nennt ihn den „Pfingstlümmel" (V. O. W. W.) oder das „Pfingstbloch", auch „Pfingstnickl". (Haßbach.) In einigen Gegenden, besonders im V. U. M. B. und U. W. W., finden sich Spuren des anderwärts so bekannten „Pfingstkönigs". Zu Jetzelsdorf (bei Retz) ziehen um Pfingsten einige junge Bursche im Orte herum, und zwar im Alltagsgewande; nur einer steckt in einer „Kutte", das heißt in einem überreich mit Blumen aufgeputzten zuckerhutförmigen Flechtwerk aus Ruthen, das ihn ganz bedeckt, so daß man kaum die Füße sehen kann. Vorangetragen wird dem „König" und seinem Gefolge ein hoher grünender Baumast, mit farbigen Bändern behängt. Nach einer älteren Aufzeichnung war früher das Gesicht des Pfingstkönigs geschwärzt und wurde derselbe nach beendigtem Umzuge ins Wasser geworfen. Daß dieser Figur eine Personification des Maies zu Grunde liegt, deuten die Namen „Maikönig", „Maigraf" an.

Am Frohnleichnamstag („Gottsleib'ntag") werden nach der kirchlichen Procession von den an den Weg gesetzten Birken Zweige gebrochen und in die Fensterkreuze gesteckt oder sonst aufbewahrt, da sie die Kraft haben, den Blitz abzuwenden. Auch die Blumenkränze wirft man nicht weg, sondern gibt sie entweder als geweihtes Futter den Rindern oder windet sie um die Milchtöpfe. Am Johannistag werden sie an manchen Orten im Sonnenwendfeuer verbrannt.

Am Abend des Sonnenwendtages flammen in vielen Gegenden Niederösterreichs auf Bergen und Hügeln Feuer und krachen Böllerschüsse. Man schleppt so viel Reisig und „Bürdlholz" (Prügelholz) zusammen, daß die Flamme oft mehrere Stunden, bis tief in

die Nacht unterhalten werden kann. Außerdem zündet man leere Pechfässer an, schwingt im Kreise brennende Besen oder hält mit diesen sogar kleine Umzüge. Auf der Donau bieten die schwimmenden Lichter ein glänzendes Bild. Auch Raketen, Leuchtkugeln und bengalisches Feuer entzücken an vielen Orten das Auge.

Ins Sonnenwendfeuer wirft man auch Weihholz, alte Palmbesen und, wie schon bemerkt, verdorrte Frohnleichnamskränze. Die Sitte, die Feuer an Weg- oder Feldkreuzen anzuzünden, sowie betend um die Flamme herumzugehen, begegnet uns nicht mehr häufig. (Im V. O. W. W. einzelne Belege.) Dagegen springen Bursche und Mädchen, ungleich seltener schon Liebespaare, Hand in Hand um die Wette über das Feuer und treiben mancherlei Kurzweil. An das Sonnenwendfeuer und den Johannistag überhaupt knüpfen sich viele Meinungen, die mit dem wirthschaftlichen Leben im engsten Zusammenhange stehen. Zu den landläufigsten zählen folgende: springen die Bursche, und noch mehr die Mädchen, hoch über das Feuer, so wird der Flachs und das Getreide in diesem Jahre lang werden. (Besonders im V. O. M. B. verbreitet.) Das Letztere kann man auch hoffen, wenn man am Johannistage vor Sonnenaufgang eine lange Haselruthe ins Feld steckt. Disteln ins Sonnenwendfeuer geworfen bewirken, daß im nächsten Jahre dieses Unkraut weniger üppig wuchert. Ein „Grund" (Acker), auf dem kein Sonnenwendfeuer brennt, trauert das ganze Jahr. (V. O. W. W.) So weit der Schein des Sonnenwendfeuers leuchtet, wird es nicht hageln. Wer über das Sonnenwendfeuer springt, dem wird beim Schneiden (Getreideschnitt) der Rücken nicht weh thun. (V. O. W. W.) Spuren, daß das Sonnenwendfeuer einst unseren heidnischen Vorfahren als ein heiliges, als ein Opferfeuer gegolten, zeigen sich deutlich noch in einigen der oben angeführten Bräuche und Meinungen. An manchen Orten kennt man die Sonnenwendfeuer nur wenig oder gar nicht, so im nördlichen Theile des V. O. M. B. (auch um Retz nicht, V. U. M. B.), ferner südlich um den Manhartsberg und in den Ebenen im V. U. W. W. und U. M. B. (Steinfeld, Marchfeld.)

Auch am Johannistage kommen Krapfen auf den Tisch (Sonnenwendkrapfen) und daneben an vielen Orten als Leckerbissen „Holerstrauben" (gebackene Holunderblüten). Lebkuchen und Meth wird an manchen Orten in den Buden verkauft. Zum Schlusse ist noch ein in der Gegend von Krems (zu Steinaweg) üblicher Brauch zu erwähnen. Man gießt nämlich einige Tropfen von geweihtem Johanniswein in jede Ecke des Ackers zum Schutze gegen schädliche Raupen und Käfer.

Nach Frohnleichnam tritt in den kirchlichen Festen eine längere Pause ein; umso mehr stellen während dieser Zeit unter dem Landvolke die wirthschaftlichen Interessen sich in den Vordergrund. Doch auch diese Zeit strenger Arbeit entbehrt nicht der Freuden; die Getreideernte, der „Schnitt", gestaltet sich zu einer Art ländlichen Festes, dessen Bedeutung zunächst ein gar sinnvoller Brauch charakterisirt. Im V. O. und U. M. B. nämlich über-

reicht noch jetzt der Vorschnitter oder auch eine Schnitterin dem Bauer den Ernte- oder Schnitterkranz und spricht oder singt (bei Horn, V. O. M. B.) dabei:

„Geehrter Hausherr, der Schnitt ist aus!
Wir kommen jetzt vom Schneiden z'Haus,
Wir haben geschnitten und angebunden
Und haben einen Kranz gefunden;
Der Kranz ist von Gold und Edelstein.
Wir haben geschnitten und nicht getanzt,
Der Hausherr soll zufrieden sein."

Wer den Spruch aufsagt oder singt, bekommt einen Gulden. Der Schnitterkranz wird aufbewahrt, bis im nächsten Jahre ein neuer an seine Stelle tritt. Jener Bauer,



Der Schnitterkranz.

welcher zuletzt mit dem Schnitte fertig wird, bekommt den „Bären" ins Haus. Das Schnittermahl (der „Schnitthahn, im V. O. W. W. die „Saathenne") ist ein besseres Mahl, wobei besonders fettes Schmalzkoch und Krapfen nicht fehlen dürfen. In größeren Gehöften folgt auf das Mahl zuweilen ein Schnittertanz. (V. O. M. B.) An den altgermanischen agrarischen Opfercult erinnern noch einige Schnittbräuche. So läßt man auf dem Acker ein Büschlein Getreide liegen (um Krems die „Auslage" genannt), und zwar für die Viehhirten oder Ortsarmen.

Bekannt und besonders noch üblich im V. O. M. B. ist auch der „Windknopf" oder „Windzopf", welcher aus den letzten Halmen gemacht und dem Winde überlassen wird. In der Gegend von Schrems (V. O. M. B.) werden beim Schneiden des Getreides

einige Halme für den Winter zurückgelassen. Von dem uralten Brauche des Sichelwerfens, welchen das Volk heute mit der bekannten Legende von der heiligen Nothburga in Zusammenhang bringt, scheinen sich nur mehr wenige Spuren (V. U. M. B.) erhalten zu haben.

An den St. Laurenzitag (10. August) schließt sich die Meinung, daß man an demselben, wo immer man die Erde aufgräbt, glühende Kohlen findet, weil der Heilige über solchen geröstet wurde. An diesem Tage wurde früher (bis zum Jahre 1848) in den Dörfern um Wien von den Weinhütern anläßlich des Beginnes ihres Hüteramtes in den Weingärten ein festlicher Umzug gehalten, wobei zwei Bursche auf einer Querstange den großen, reich verzierten „Weinhüterkranz" trugen. Ein Flurgang mit wehenden Fahnen, unter Gesang und Gebet, war ehedem auch am Feste Maria Himmelfahrt in der Umgebung von Wien üblich. Man nannte diese Art religiösen Feldcultes das „Felderbesegnen". Nach beendigtem Umzuge sprach der Priester den Wettersegen.

Der Montag nach Michaeli (29. September) heißt der „Lichtbratlmontag". Am nächsten Tage nämlich beginnen Schneider, Schuster, Tischler, Wagner und andere Handwerker die Lichtarbeit, das heißt sie setzen im Herbst und Winter Abends die Arbeit bei Licht fort. Am Sonntag zuvor essen sie das „Lichtbratl". Darunter ist überhaupt eine bessere Mahlzeit zu verstehen, bei welcher der Braten das Hauptgericht bildet. Im Ybbsthal (z. B. zu Waidhofen an der Ybbs) darf dabei auch das „Äpfelschlangl" nicht fehlen. (Längliches Gebäck aus gewöhnlichem oder Butterteig mit blätterförmig geschnittenen Äpfeln gefüllt.) Der folgende Montag trägt von der Mahlzeit den Namen und ist ein „Anfeiertag" (Halbfeiertag).

Bei Beginn der Weinlese, wenn „'s Biri aufg'sperrt" (das Weingebirge, die Lese eröffnet) ist, knallen Böller- und Pistolenschüsse und werden Freudenfeuer angezündet. Trotz der ermüdenden Arbeit macht sich beim Hauer in diesen Tagen eine Feststimmung geltend, welcher er durch Jauchzen und Singen Ausdruck gibt. Selbst der poetische Sinn regt sich in ihm, denn er schmückt Wagen und Zugthiere mit Rebengewinden und Blumenkränzen. Während der Lesezeit kommt Fleisch als Hauptgericht auf den Tisch, worauf der Winzer im Frühling und Sommer gewöhnlich verzichten muß. Wie der Feldbauer, so ist auch der Weinbauer bei seiner Ernte auf die armen Leute bedacht. Er gestattet, daß diese die bei der Lese zurückgelassenen Trauben sammeln. Letztere nennt man in der Gegend von Krems „Wolferl". Nach beendigter Weinlese wird in „guten Jahren" im Wirthshause ein kleines Fest mit Tanz abgehalten (Presserball).

Zu einem Volksfeste im vollsten Sinne des Wortes gestaltet sich im V. U. W. W. und in den beiden nördlichen Vierteln das Fest der Kirchweihe, doch nicht die „allgemeine" (der „Allerweltskirchtag"), sondern die Patrociniumfeier der einzelnen Pfarrkirchen, welche

für die verschiedenen Gemeinden auf verschiedene Tage des Jahres fällt, an dieser Stelle also nur im äußerlichen Zusammenhange mit dem Schlagworte Kirchweihe behandelt wird. Die Vorbereitungen zu einem solchen Kirchtag beginnen schon einige Wochen früher. Man fegt und scheuert alle Räume des Hauses und sorgt für den Feststaat, oft mit einem Aufwande, welcher jenem für die höchsten kirchlichen Feiertage fast gleichkommt. Zum Kirchtage werden Verwandte von Nah und Ferne geladen und da will man sich sehen lassen; auch hinsichtlich der Bewirthung der Gäste ist man bemüht, das Möglichste zu leisten. Doch nicht nur im Hause, auch draußen auf dem Kirchplatze hat man mit den



Kirchweihfest.

Zurüstungen zu dem Feste begonnen. Diese Aufgabe fällt den zwei oder drei Kirchtags- oder Hüttenburschen zu, welche, von ihren Kameraden gewählt, schon früher den Kirchtag beim Wirthe „aufgenommen", das heißt sich bereit erklärt haben, die Musikanten zu dingen, die Tanzhütte aufzustellen und für Ordnung während der Kirchtagsfeier zu sorgen. Die Tanzhütte, auch blos „Hütte" genannt, besteht aus einem einfachen Gerüste, welches mit Reisig und Laubwerk verkleidet und mit Blumenkränzen, Fähnchen, Papierketten und dergleichen aufgeputzt wird. In einigen Gegenden der V. O. M. B. und U. W. W. wird keine Tanzhütte errichtet, sondern im Wirthshause, „wo der Kirchtag ist", getanzt. Den Festplatz ziert zumeist auch eine schlanke Tanne, der Kirchtagsbaum („Kirtabaam"), welchen die Hüttenbursche etwa aus dem Gemeindewalde geholt, bis zum Wipfel abgeschält und mit allerlei Flitterwerk geschmückt in der Nacht vor dem Feste aufgerichtet haben.

Öfters prangt an der Spitze des Baumes eine bekränzte Weinflasche oder flattert auch ein rothseidenes Tüchel, das ein Bursche als kühner Kletterer für seine Schöne herabholen mag. In aller Frühe zieht ein Musikant durch den Ort und weckt mit seinem Instrumente die Schläfer. (Um Retz, V. U. M. B.) Am Vormittag ist Festgottesdienst; nach Tisch spielt die Musikbande vor dem Pfarrhofe, überhaupt vor den „besseren" Häusern, wird dafür bewirthet und erhält obendrein ein Trinkgeld. An der Spitze der Musikbande ziehen die Hüttenbursche mit Sträußen und Seidenbändern auf den Hüten und in den Knopflöchern, die Weinflasche in der einen, das Trinkglas in der andern Hand schwenkend. So verlangen sie Einlaß in die Häuser, warten dem Hausherrn und der Hausfrau mit Wein auf und laden sie zum Kirchtag ein. Nach dem Nachmittagsgottesdienste beginnt nun das eigentliche Volksfest. Aus den Nachbardörfern kommen Bursche und Mädchen scharenweise gezogen, den Kirchtag mitzumachen und sich wieder einmal ordentlich auszutanzen. Die Musik spielt jeder neu ankommenden Schar, auch einzelnen Paaren zum Willkomm ein Stückchen auf und begleitet sie ein. (Das ist das „Einbloaten".) Sind genügend Gäste beisammen und ist der Eintritt gezahlt, beginnt der Tanz. Im Marchfelde haben Deutsche und Slovaken gesonderte Tanzlocale, was sich aus der Verschiedenheit der Nationalität allein schon erklärt, noch mehr aber praktisch aus der Verschiedenheit der Tänze beider Volksstämme. Nach jedem Tanze gibt der Bursche seiner Trauten einen Handschlag, den diese sogleich erwiedert, worauf sie auf ihren Platz zu den Kameradinnen zurückgeht. In den Zwischenpausen stellen sich die Bursche vor die Musikanten hin und singen Vierzeiler, welche das ganze Orchester begleitet. Um die Tanzhütte herum sitzen die verheirateten Männer mit ihren Weibern, Kindern und Gästen und trinken Wein, Bier oder Meth; auch Näschereien stehen auf dem roh gezimmerten Tische, damit besonders die Kinder etwas zum Zubeißen haben. Fleischspeisen ißt jedoch kein Dorfbewohner auf dem Kirchtagplatz, auch seinen Gästen läßt er keine solchen auftragen, damit es nicht den Anschein habe, als hätte er zu Hause nicht genug Vorsorge getroffen. Auch die Tänzerinnen, wenn sie von einem Nachbardorfe gekommen sind, werden von den einheimischen Burschen ins Elternhaus zum Abendessen eingeladen. Sind aber beide „fremd", so zahlt der Tänzer seinem Mädchen ein Viertel „Gansl", Kaffee und Wein. Früher war es auch Sitte, daß die Dorfbursche je einen Musikanten zum Mittag- und Abendessen einluden. (So besonders um Salapulka, V. O. M. B.)

Vor dem Wirthshause, im Thorwege und Hofe desselben sind Lebzelterbuden aufgeschlagen. Auch Gotscheer („Gotscheberer") treiben sich mit ihren Körben auf dem Platze herum und die Bursche spielen „Hoch und Nieder" oder „G'rad' und Ung'rad'" um Orangen, Zuckerschachteln, Feigenkränze und dergleichen. Getanzt wird die ganze Nacht hindurch; am Morgen lassen sich die Bursche mit ihren Mädchen gegen ein Trinkgeld

heimblasen („ausblasen"). Die Verrechnung der Festauslagen obliegt den Hüttenburschen. Außer dem Trinkgelde für das „Einladengehen" zu Mittag und dem Hütten- oder Eintrittsgelde der Tänzer wird um Retz (z. B. in Jetzelsdorf) der Ertrag eines Hazardspieles zur Deckung des „Robisch"* verwendet, welches man „Schulern" nennt und, weil verboten, abseits in einem Winkel spielt. Am Nachkirchtage, der entweder unmittelbar auf das Hauptfest — „den Herrenkirchtag" — folgt oder am nächsten Sonntag darauf gefeiert wird, findet kein solenner Gottesdienst statt, auch werden keine Gäste mehr aus der Ferne geladen. Im V. U. W. W., z. B. im Marchfelde, dauert die Kirchtagsfeier meist zwei Tage, im V. U. M. B., z. B. um Laa, auch drei Tage und es wird hier überdies noch am darauffolgenden Sonntag ein Nachkirchtag gehalten. Hier und da, z. B. um Retz, ist es Brauch, den Kirchtag, wenn er zu Ende ist, „einzugraben". Ein vermummter Bursche weint über einige vor ihm liegende zerschlagene Flaschen und zerfetzte Fähnlein, die Musikanten stimmen dazu Trauerweisen an. Vergleicht man mit der hier gegebenen Schilderung, welche sich übrigens vielfach auf Hauptzüge beschränkt, das Bild eines Kirchtags im V. O. W. W., so erscheint dieses nahezu bedeutungslos. Man hält wohl einen Festgottesdienst, kauft in den Krämerbuden allerlei, meist nützliche Sachen, tanzt im Wirthshause, aber von einem Volksfeste in größerem Stile kann man nicht reden.

Im Spätherbste, ortsweise erst im Winter, wird die „Rockenstube" eröffnet und es beginnt der „Rockensitz", im V. O. M. B. auch „Rockaroas" (Rockenreise) genannt. In Gegenden nämlich, wo die Bauerngehöfte nicht vereinzelt liegen, sondern zu Weilern und Dörfern vereinigt sind, kommen die Mädchen Nachmittags oder nach der Abendmahlzeit mit ihren Spinnrocken in einem Bauernhause, und zwar abwechselnd heute in diesem, morgen in jenem zusammen und spinnen. Dabei wird fleißig geplaudert, werden Tagesneuigkeiten besprochen, Räthsel aufgegeben und dergleichen. Die Rockenstube ist aber auch eine wahre Heimstätte volksthümlicher Poesie, in der man die wundersamsten Sagen, duftigsten Märlein und urwüchsigsten „Gstanz'ln" und „Liedl" hören kann. Da hängt oft Alles am Munde der Erzählerin, so daß schließlich kein einziges Spinnrädchen mehr in der Stube schnurrt und die Mägde von der Bäuerin ans Nachhausegehen gemahnt werden müssen. Wo es ordentlich zugeht, darf kein Mannsbild die Rockenstube betreten. Dafür aber passen die Bursche den Mägdlein auf, wenn sie das Haus verlassen, und „läuten" sie tapfer „aus". Mit Schafglocken, leeren Fässern und Spritzkrügen, auf die man schlägt, mit Pfeifen und Gejohle producirt man ein Abschiedsconcert, das eine städtische Katzenmusik weit hinter sich läßt. Darum suchen die Spinnerinnen, wie nur immer möglich, unbemerkt fortzukommen. Manche Dirne jedoch verliert sich dabei nicht ungerne zu einem Stelldichein mit dem Geliebten. Wo der Rockensitz Abends nach Tisch gehalten wird,

* Stammt aus dem Slavischen und bedeutet Kerbholz.

beschließt oft spät in der Nacht ein Tanz zur Ziehharmonika oder Zither die gemeinsame Arbeit. Da in diesem Falle auch die Bursche selbstverständlich bei der Unterhaltung sind, verliert die Rockenstube in sittlicher Hinsicht nicht selten ihre Harmlosigkeit.

Seit einigen Jahrzehnten vereinsamt in vielen Gegenden die altehrwürdige Rockenstube; der nüchterne Zeitgeist ist auch in diese stillen, lauschigen Räume gedrungen und hat vielfach mit dem Spinnrocken zugleich auch die Zauberfäden einer lieblichen Poesie zerstört. Wie das Spinnen, so werden auch andere Arbeiten gemeinsam verrichtet, so das „Moststößen" (Obststampfen, wo man noch keine Kelter hat), Äpfel- und Rübenschälen, Krautabhäupten, Federnschleißen, Brecheln. Vorwitzige Besucher werden noch jetzt zuweilen in der Brechelhütte von den Mägden arg zugerichtet, indem diese ihnen das Gesicht schwärzen, die Kleider mit „Agen" (Flachsabfällen) vollstopfen und dergleichen.

Zu Beginn des Spätherbstes feiert die Kirche zwei Feste unmittelbar nacheinander, an welchen unser Volk in verschiedener Weise Antheil nimmt: Allerheiligen und Allerseelen.

Zu Allerheiligen wird ein eigenes Brod gebacken, der zopfartig geflochtene „Allerheiligen-" oder „Heiligenstritzel". Mit diesem werden zunächst die Hausangehörigen und die Pathenkinder betheilt, welche letztere überdies noch an vielen Orten mit Obst, Nüssen und Geld beschenkt oder gar zum Mittagstische geladen werden. Aber auch arme Leute, Kinder sowohl als auch Erwachsene bitten in den Häusern der reicheren um einen Heiligenstritzel. In einigen Gegenden gibt man ihnen ein Laibchen Weißbrod, am Wechsel am Vorabend schwärzeres, am Festtag weißeres Brod, beides von der Hausmutter gebacken, wofür die Empfänger zu einer Gegenleistung verpflichtet werden, welche im Gebet für die armen Seelen überhaupt und insbesondere für die verstorbenen Familienmitglieder besteht. (Hier allein erscheint der Heiligenstritzel noch in der Bedeutung eines Armenseelenopfers, als „Seelzopf".) Die feinen Stritzel für die Pathenkinder dagegen bestellt man beim Bäcker. Eine wohlhabende Bauernfamilie spendet zu Allerheiligen in der letztgenannten Gegend wohl an hundert Laibchen an Arme und die Bäuerin pflegt an diesem Festtage eigens zu Hause zu bleiben (zu „hüten"), auf daß ja kein „Zusprecher" unbeschenkt weggehe. Im V. O. W. W. sagen die herumziehenden Kinder folgenden kleinen Spruch auf:

„Heiligen (Allerheiligen), heiligen, husch, husch, husch,
A—n Apferl, a Birnderl, a Nuß, Nuß, Nuß!"

Die erste Zeile erklärt den Ausdruck „heiligen geh'n" für Heiligenstritzel sammeln. Gibt man den kleinen Gästen in einem Hause nichts, so sagen sie:

Geiziger Böder, | Wann's uns nix gebts,
Geizige Moam, | Geh'n ma so wieder hoam."

In Haag, Strengberg und einigen anderen Orten nahe der oberösterreichischen Grenze gehen größere Bursche auch in der Nacht „heiligen", und zwar zuweilen maskirt



Auf dem Rockensitz.

sie wecken durch Klopfen an den Fenstern die Bäuerin, welche aufsteht und die Störefriede mit Most, Äpfeln und Nüssen tractirt und sogar einige Tänze sich gefallen lassen muß. Unter Grimassen, Ächzen und Stöhnen zieht dann die lustige Sippschaft wieder weiter. Im Marchfelde (Untergänserndorf) setzt man mißliebigen Personen einen großen Heiligenstritzel aus Stroh auf einer Stange vor das Haus.

Der schöne Brauch, am Allerseelentage das Andenken der theuren Dahingeschiedenen durch Gräberschmuck zu ehren, beschränkt sich im Ganzen mehr auf die bürgerlichen Kreise, besonders dort, wo die Bauerngehöfte weiter von der Pfarrkirche entfernt sind. Aber am Trauergottesdienste, sowie an der fast allgemein üblichen Procession nach dem Friedhofe betheiligt sich sehr zahlreich auch das Bauernvolk. Für die armen Seelen werden viele Opfer gebracht an Gebet, Meßstipendien und Almosen.

Am Feste des heiligen Martin herrscht noch in vielen Gegenden Niederösterreichs der Brauch, Mittags als Hauptgericht eine Gans zu essen, namentlich in den beiden Vierteln O. und U. M. B. und theilweise auch im V. U. W. W., z. B. im Leithagebiete, wo man überdies Verwandten und Geschäftsleuten, mit denen man verkehrt, die Martinigans zuträgt oder zusendet. (Mannersdorf am Leithagebirge). Im V. O. M. B. (um Eggenburg) findet am Sonntag nach Martini ein Tanz bei der sogenannten „Herbstmusik“ statt. Die Bursche bewirthen bei dieser Gelegenheit ihre Mädchen mit Gänsebraten, weßhalb der genannte Sonntag dort auch der „Ganslsonntag“ heißt. Für den Weinbauer ist der Martinitag in anderer Weise wichtig. An demselben wird nämlich der Wein „getauft“, das heißt der Most von da an als Wein bezeichnet. Zu Martini gehen im V. U. W. W. die „Halter“ (Viehhirten) von Haus zu Haus und übergeben beim Eintritte jedesmal eine Birkenruthe, womit im nächsten Jahre das Vieh wieder ausgetrieben werden soll. (Der Birkenzweig als „Lebensruthe“.) Der Spruch, welchen sie aufsagen, klingt in einigen Versen an einen altdeutschen Hundesegen an. Um Wiener-Neustadt sammeln die „Halter“ mit ihren Buben in den Häusern Wein, den man ihnen in die großen Krüge schenkt, welche sie auf ihrem Rundgange mit sich schleppen. Im Leithagebiete erbitten sich auch die Handwerker bei ihren Kunden den „Martinitrunk“, den sie aber gewöhnlich ihren Gesellen überlassen. Der Ausdruck „Martini-“ oder „Märtenloben“ wird wohl am richtigsten auf das kirchliche Officium des Tages zurückgeführt, dessen Invitatorium zur Matutin lautet: „Laudemus Deum nostrum in confessione beati Martini“. (Laßt uns Gott loben in dem Bekenntnisse des heiligen Martinus.)

Am Barbaratage (4. December) stellt man einen Kirschzweig in ein Gefäß mit Wasser, welches man täglich erneuert. Am Christabend blüht der Zweig auf. (An allen Orten bekannt.) Mädchen sehen in dem Phänomen ein Zeichen, daß sie im nächsten Jahre heiraten werden.

Am Vorabende des St. Nikolaustages ziehen zwei vermummte Personen in der auch anderwärts üblichen Weise als Nicolo und Krampus herum, beschenken brave Kinder und strafen unfleißige, unfolgsame. Im Dunkelsteiner Walde (St. Pöltener Gegend) schickt der Nicolo seine Knechte voraus, welche in den Häusern nach der Aufführung der Kinder sich erkundigen müssen; am Festtage erscheint der Nicolo selbst. Im oberen Ybbsthal (Hollenstein) zieht der „Nicoloherr" mit der weißgekleideten mehlbestaubten „Nicolofrau", dem Krampus und der Habergeiß herum. (Letztere auch am Wechsel.) Erwähnung verdienen einige Schelmliedchen, welche die Kinder auf den doch so gefürchteten „Herrn Nicolo" singen, z. B.:

„Nicolo, Nicolo,
Kauf mir mein Prügerl a;
Wann d' mir's nit abkaufst,
Wirf' i dir's na'."

Oder:

„Vater unser, der du bist —
Der Nicolo, der fallt in Mist,
Der Krampus, der fallt d'rauf,
Der Nicolo kann nimmer auf."

Vor dem Schlafengehen stellen die Kinder Hüte, Schuhe oder auch Schüsseln vor das Fenster, in welche der Nicolo in der Nacht seine Geschenke „einlegt". Am Nikolaustage werden in manchen Gegenden (besonders im V. O. W. W.) eigene Brode gebacken, welche den Nicolo und Krampus, aber auch allerlei Thiere vorstellen. In dem Nicologehen begegnet uns ein christlich umgedeuteter und umgewandelter Wodanmythus der germanischen Vorzeit.

Eine große Rolle in unserem Volke spielen die Rauchnächte (gesprochen Rauhnächte). Man treibt verschiedene Zeichendeuterei, die sich indeß auf zwei Hauptgesichtspunkte zurückführen läßt: auf das „Losen"- oder „Lismengehn" (richtiger liesengehen, vom mittelhochdeutschen liezen, das ist das Los werfen, losen, wahrsagen) und auf das „Losengehn" (das ist lauschen, horchen gehen; mittelhochdeutsch losen, bedeutet hören, horchen.) Das Losen oder Lismen geschieht auf die mannigfachste Art. Am Thomasabend ist bei den ledigen Leuten, besonders den Mädchen, das Bettstaffeltreten noch im Schwung. Man tritt mit dem linken Fuße dreimal an einen der beiden hinteren Bettfüße und spricht dabei:

„Bettstaffel, i tritt' di,
Heiliger Thomas, i bitt' di:
Laß ma erschein'n
Den Liebsten (die Liebste) mein."

Ledige Bursche sagen auch: „Zeig mir glei' — Mein künftig's Wei'!" Man soll dann mit dem linken Fuß voraus ins Bett steigen und sich in umgekehrter Lage, mit dem „Kopf zu den Füßen", betten. Im Traume wird der oder die Geliebte sich zeigen. Ledige Personen tragen vom Thomastag an bis zum Christabend auch einen Apfel in der Tasche, waschen sich während dieser Zeit nicht, beten nicht und besprengen sich auch nicht mit Weihwasser. Am Christabend essen sie unter dem äußeren Scheunenthor (wo sie

von den Hausleuten weniger leicht gesehen werden) den Apfel. Dabei soll der künftige Ehegenosse zufällig des Weges kommen und unangesprochen vorübergehen. (V. O. W. W.) Allbekannt sind andere Bräuche, wie das Schuhwerfen, Holztragen, Scheiterlegen, Spänezìehen, Bleigießen, Äpfeltheilen (Kernzählen) und dergleichen. In der Stellung, Zahl (paarig oder unpaarig) und Beschaffenheit der zum Losen verwendeten Gegenstände liegt das vorbedeutende Moment. In Hollenstein (Ybbsthal) zählen die Mädchen an der Zaunsteckenreihe immer nur bis acht, denn wenn sie auch noch zählen „neun“, sagt der Teufel: „der zehnte gehört mein.“ Beim Losen oder Horchen stellen sich die Mädchen gerne unter einen Weichselbaum. Indem sie diesen schütteln, sprechen sie:

„Weichselbaum, i schüttl' di,
Thomas, i bitt' di:
Laß ma a Hunderl bell'n,
Soll sie mein Manderl meld'n.“

Manche Mädchen losen auch am Schweinstalle; rührt sich die „Alte“, werden sie einen älteren Mann bekommen, grunzt ein junges Schwein, einen hübschen, jungen. Horchen sie an einer Hühnersteige, so ist der Hahn, wenn er sich meldet, das Heiratsorakel. In der Christnacht stellt man sich auf einen Kreuzweg und horcht. Hört man lachen, singen, musiciren, so bedeutet dies ein freudiges Ereigniß im nächsten Jahre, für Mädchen auch heiraten. Gebet oder weinerliche Stimme verkündet Unglück. Zieht man mit geweihter Kreide einen Kreis um sich, so kann einem der Böse nichts anhaben und man schaut allerhand Zukünftiges, schließt aus der Gestalt der Wolken auf sein bevorstehendes Schicksal, sieht und hört Alles, was in den Häusern vorgeht. Doch darf man dabei kein Wort reden und überhaupt kein Geräusch machen. (Sämmtlich ziemlich allgemein.)

In den Unternächten gilt manches Ereigniß als vorbedeutend. Am Wechsel darf in diesen Tagen nicht gesponnen werden, sonst liefert man der Hauptheхe Hertha das Garn, womit sie die Leute fängt und fortschleppt. Überhaupt ist das die Zeit, in welcher die Geister „umgehen“ und ungescheut ihr Wesen treiben, eine Anschauung, welche, wie manche andere hier vorgeführte, in die vorchristliche Zeit zurückreicht.

Weihnachten. Dieses hohe kirchliche Fest mit all seinem Zauber, seinen sinnvollen Gebräuchen, wird in allen Kreisen der Bevölkerung so recht auch als ein Familienfest wie kein anderes aufgefaßt und gefeiert. Am Christabend wird in vielen Familien, besonders im Ötschergebiete, eine Krippe aufgestellt. Den Kindern wird eingeschärft, fein stille zu sein, daß sie den schlafenden Christ nicht aufwecken, der sie dafür bald mit den Gaben des Weihnachtsbaumes reichlich belohnen wird. Dieser breitet von Jahr zu Jahr seine lichtschimmernden Zweige weiter aus; heute prangt er schon in den meisten Bürgerhäusern, ja sogar in manche Bauernstube strahlt sein Glanz bereits hinein. Die Zeit vom Abendmahle bis zur Mette, wofern diese nicht wie an vielen Orten in der Wiener Erzdiöcese erst am Morgen gefeiert wird, bringt man abwechselnd mit Gebet, religiösen

Gesängen, Erzählen und harmlosen Spielen zu, von welchen jedoch das Kartenspiel in manchen Familien ausgeschlossen ist. Mit der Christnacht steht eine lange Reihe charakteristischer Bräuche und Meinungen im Zusammenhange.

Allgemein ist in Niederösterreich der im deutschen Volke überhaupt heimische Glaube verbreitet, daß während der heiligen Nacht die Thiere reden können. Überall erzählt man auch die Geschichte von dem Bauern, welchem seine beiden Ochsen (oder Pferde), die er bei ihrer Unterredung im Stalle belauschte, den nahen Tod voraussagten. Während der Christmette geben alle Brunnen Wein. (Weit verbreitete Meinung.) Auch die Zeichendeuterei spielt in der heiligen Nacht eine große Rolle. Wessen Kopf nach der Hausräucherung, wenn das erste Licht angezündet wird, an der Wand keinen Schatten zeigt, dem ist der Tod im nächsten Jahre gewiß. (Gilt hier und da als noch bedeutungsvoller am Sylvesterabend.) Wer von den Tischgenossen beim Nüsse-Essen zuerst einen schwarzen Kern findet, wird auch zuerst sterben. (V. O. W. W.) Erblickt man auf dem Dache einen Sarg, so bedeutet dies baldigen Tod für denjenigen, welcher die Vision gehabt hat (Waidhofen an der Thaya) oder für eine Person aus der „Freundschaft“ (Ybbsthal). Schaut man in der heiligen Nacht durch das Schlüsselloch in ein leeres Zimmer, so sieht man jene Verwandten sitzen, welche im nächsten Jahre sterben werden. Auch das wirthschaftliche Leben bringt man mit der Christnacht vielfach in sinnvolle Beziehung. In Aschbach (V. O. W. W.) trägt man eine Egge, einen Pflug und einen Scheffel Hafer in die Stube, wo gebetet wird. Um Oberhollabrunn (V. U. M. B.) legt man ein Bündel Heu offen in den Haushof und füttert dasselbe nach der Mette dem Vieh. Beim Abendmahle sammelt der Hausvater von sämmtlichen Tischgenossen je die drei schönsten Nußkerne und reicht sie am Festtage den Rindern als Maulgabe (V. O. W. W., Hollenstein); im oberen Ybbsthal besteht diese auch aus drei „Hetschenbetschen“ („Heckenbötzlein“, Hagebuttefrüchten) oder aus Brod, welches aus allen Getreidearten mit Hetschenbetschen gemischt gebacken wird. Von dem im Keller aufbewahrten Kraut (Kopfkohl) fällt durch Schütteln in der heiligen Nacht der beste Same ab. (V. O. W. W.) In den Äpfeln wenden sich die Kerne um; senkt man diese in die Erde, so wachsen Bäume, welche keiner Veredlung bedürfen. „Arbeitet“ während der Mette der Most im Keller, so ist ein gutes Mostjahr zu hoffen (V. O. W. W.); braust der Wein im Fasse oder „dreht er sich um“ (trübt er sich), ein gutes Weinjahr (um Krems). Um Waidhofen an der Thaya legt man einen Bund Kornstroh erst unter den Backtrog, hierauf gehen sämmtliche Hausgenossen kurz vor Anbruch der Nacht damit in den Hausgarten und umwinden jeden Baum mit einigen Halmen, auf daß er im nächsten Jahre recht gut „trage“ (das „Baamschatz'n“, Baumschätzen). In manchen von den hier besprochenen Bräuchen liegen Überreste altgermanischer Baum- und Feldculte in christlicher Umdeutung vor.

Während der Christmette kann man auch die Hexen erkennen, wenn man auf einem Schemel sitzt, welcher aus neun verschiedenen Holzarten gemacht ist, oder wenn man durch einen durchlöcherten Span oder Stein oder durch das Astloch eines Sargbrettes schaut. Die unheimlichen Wesen haben das Gebetbuch verkehrt vor sich liegen und sitzen oder stehen mit dem Rücken gegen den Altar gewendet. Nach der Mette wird in den Familien sogleich eine Fleischsuppe mit Auflage, auch Fleisch eingemacht oder gebraten gegessen. An mehreren Orten im V. O. W. W. ist das „Saukopfbratl" gebräuchlich; in den Gasthäusern ißt man meist Bratwürste. Am Festtage bildet den Schluß der Mahlzeit das Kletzenbrod. Von letzterem bekommen sämmtliche Hausleute je einen Laib oder einen Strizel nebst Weißbrod; auch setzt man es an vielen Orten in Gasthäusern den Stammgästen vor. Das einfache Bauernkletzenbrod besteht aus gewöhnlichem Brodteig und kleingeschnittenem Dörrobst, namentlich Kletzen (gedörrten Birnen); in Bürgerhäusern mengt man unter den feineren Teig auch Nüsse, Mandeln, Feigen, Rosinen, Citronat und einige edle Gewürze. Auch liebt man es, den Teig mit Branntwein anzufeuchten. Das Kletzenbrod ist in den beiden Vierteln O. und U. M. B., besonders nördlich, und im V. U. W. W. nicht an allen Orten gebräuchlich. Man bäckt dafür Weißbrod, um Zwettl „Rawuzl" genannt, oder auch Nuß- und Mohnbeugel. Zu Weihnachten soll man neun verschiedene Sorten Kletzenbrod essen, dann bleibt man gesund oder wird so stark, daß man neun Fuhren Heu bergauf rechen kann (Ötschergebiet), oder heiratet bald.

Am Wechsel leitet eine Sage ohne Zeitangabe den Ursprung des Kletzenbrodes von einer Hungersnoth her, welche die Leute zwang, aus allerhand Abfällen ein „Mischmaschbrod" zu backen. Später that man dies in dankbarer Erinnerung an die Errettung aus jener großen Bedrängniß.

Zu Weihnachten ziehen in mehreren Gegenden Niederösterreichs „Hirtensinger" herum, welche in Privat-, seltener in Gasthäusern kleine Spiele (Hirtenspiele) aufführen. Hierzu verkleiden sich vier Jünglinge ihren Rollen entsprechend und treten nach einander in die „Stube" ein. Der erste Hirte fragt nach dem Hausherrn, klagt über bittere Winterkälte und legt sich neben dem Ofen auf den Boden. Ebenso machen es die beiden anderen, welche gekommen sind, ihren Kameraden zu suchen. Bald liegen alle drei in „tiefem Schlafe", aus welchem sie jedoch der Engel durch Berührung mit seinem „goldenen Stabe" weckt. Staunend vernehmen sie seinen Ruf: „Gloria in excelsis Deo!" und den Bericht vom Wunder zu Bethlehem. Hierauf singen sie gemeinsam eines von den lieblichen Hirtenliedern, deren Motive echt volksthümlich sind. Da „gucken" sie z. B. zum Himmel auf, wo es heute so lustig „hergeht", als thät man droben den „Fasching loben". Sie wollen dem Kindlein im Stalle allerlei Opfer bringen, der eine ein „zeckfeistes" Lämmchen, der andere ein neues rothes „Jankerl" (Jäckchen), der dritte seine schöne Kohlmeise

„sammt'n Häusl" (Käfig) u. s. w. Das „himmlisch' Büaberl" soll ein „lindes Müaserl" (Mus) bekommen, „denn an Sterz — bringt's no' nit übers Herz". Nun versetzen sie sich im Geiste in den Stall vor die Krippe und schelten Josef, daß er eine so schlechte Herberge gewählt habe; „Du, alter Vader, Du sollt'st g'scheidter sein", mahnt treuherzig ein Hirte. Doch das „Büaberl" ist fröhlich, „högatzt* und lacht", sobald es die Kohlmeise singen hört, das liebe Lämmchen und das rothe Jäckchen erblickt, und „gibt" freudig „'s Patschhanderl her" **. Zum Schlusse beten die Hirten kniend den neugeborenen



Das Hirtensingen.

Heiland an und kehren „glückselig" heim. (Ybbsthal.) Von größeren Weihnachtsspielen sei hier nur das noch jetzt zu Gmünd (V. O. M. B.) aufgeführte als das bedeutendste erwähnt. Die sogenannten „Krippenspiele" sind im Aussterben begriffen.

Am Stefanitage reiten zu Murstetten (V. O. W. W.) ledige Bursche auf Pferden herum. Der Brauch heißt dort das „Stefanireiten"; ob derselbe wie das in manchen deutschen Landschaften übliche „Schimmelreiten" als Rest des alten Wodancultes aufzufassen oder auf örtlichen Entstehungsgrund zurückzuführen ist, läßt sich, da der Fall so vereinzelt auftritt, nicht entscheiden.

* Der Ausdruck bedeutet ungefähr das stoßweise Lachen der kleinen Kinder.

** Reicht den Hirten das fette, fleischige Händchen.

In einigen Gegenden, namentlich im Weinlande, wird am Johannistag (27. December) in der Kirche Wein geweiht. Der Kellerherr gießt davon einige Tropfen in jedes Faß. Der Johannissegen, das ist der Abschiedstrunk, welchen der Wirth seinen Gästen vorsetzt, wenn sie sich anschicken den Keller oder das Gasthaus zu verlassen, ist also als eine Art Weihetrunk aufzufassen.

Am Unschuldigen Kindertag, das ist am 28. December, darf sich kein Dreschstroh auf der Tenne befinden, sonst müssen die unschuldigen Kindlein durch dasselbe waten. (V. O. W. W.)

Der 29. und 30. December sind unter dem Namen „Wind- und Wassertag“ im unteren Ybbsthal bekannt. Am ersteren bringt man der Windsbraut ein Opfer, indem man Speisetheile auf die Zaunpflöcke („Hurdpflöcke“) legt; am zweiten wirft der Oberbursche in den Mühlen von jeder Richt des Mittagsmahles ein Weniges in den Wehrtümpel, und zwar fürs Wassermandl. Der Brauch, den Elementen zu opfern, stammt aus der heidnischen Vorzeit.

Daß am Sylvesterabende die Rauchnachtbräuche, vor allen das Lismen- und Losengehen, besonders im Schwunge sind, versteht sich von selbst. Man will ja, wenn schon nicht die ferne Zukunft, so doch sein Schicksal im nächsten Jahre voraus wissen. Mädchen hängen gerne einen Ring an einem Haare in ein Glas; so oft er anschlägt, so viele Jahre wird es noch dauern, bis sie heiraten. Der Landwirth legt in der Neujahrsnacht Ziegel oder Steine auf die Äste seiner Äpfelbäume, damit die Blüten nicht durch den Blitz versengt werden. (V. O. W. W.)

Schließlich sei noch einiger Unglückstage im Jahre gedacht, welche auch in Niederösterreich, wie anderwärts, für Geburt, Krankheiten und gewisse Unternehmungen als übel vorbedeutend gelten.

Solche Tage sind der 1. April, der Geburtstag des Judas Ischariot; der 1. August, an welchem Lucifer in die Hölle gestoßen worden ist; der 1. December, der Tag des Unterganges von Sodom und Gomorrha. Auch der Magdalenatag (22. Juli) ist ein Unglückstag. An demselben müssen neun Menschen sich erhängen, neun sich ersäufen und neun sich „derfallen“ (zu Tode fallen). Manche rechnen auch den Hugotag unter die „bösen“ Tage.

So sind wir am Schlusse des Jahres angelangt. Eine Kette oft gar sinnvoller Bräuche, Sitten und Meinungen schlingt sich um den Kreislauf desselben, und mag auch der ernüchternde Zeitgeist bereits in vieler Hinsicht seinen Einfluß geübt haben, so treten doch die charakteristischen Züge unseres Volkes noch überall nachdrücklich genug hervor, um es als ein denkendes, gemüthvolles und biederes dem unbefangenen Forscher und Beobachter erscheinen zu lassen.

Geburt, Hochzeit und Tod.

An diese drei wichtigsten Familienereignisse knüpft sich eine entsprechende Zahl eigenthümlicher, oft uralter Bräuche und Meinungen, welche den Charakter unseres Volkes treu wiederspiegeln. Während die Jahresbräuche dasselbe vielfach im öffentlichen, namentlich aber im wirthschaftlichen Leben uns vorgeführt haben, treten wir nun eigentlich in die Familie ein und lernen ihre Freuden und Leiden näher kennen.

Winkt in einer Familie das Elternglück, so denken beide Eheleute „ehzeitig“ ans „G'vatterbitten“. Sie haben bald unter ihren „Freunden“ und Bekannten ein Paar ehrsame, hausgesessene Leute gefunden und brauchen eine Zurückweisung seitens derselben nicht zu fürchten. Denn aus der Taufe heben heißt allgemein „das gute“ oder „das christliche“ Werk, welches Niemand ausschlägt, am allerwenigsten Armen gegenüber; man baut sich durch Übernahme desselben „einen Staffel in den Himmel“. Es gilt als eine ganz besondere Auszeichnung für einen Pathen, so viele Gödenkinder zu haben, daß sie ihn einst zu Grabe tragen können. Ist nun das Kind geboren, so zieht der Vater sein allerschönstes Gewand an und holt die Gödenleute zur Taufe. Früher that er das nicht, ohne den „Gödenstecken“, das ist den Rohrstock mit dem Silber- oder Beinknopfe, zur Hand zu nehmen. In seiner Freude warf er denselben im Hause des Gevatters erst zur Stubenthür hinein, ehe er selbst eintrat, hob ihn auf und wiederholte dieses Manöver, wenn er Vater eines Knaben geworden war, dreimal, bei Zwillingen mehrere, ja viele Male. Im Ybbsthal sprach er beim Eintritte folgende originelle Verse:

„Unter der Hütt'n, ober der Hütt'n —
I waar' halt da von weg'n 's G'vatterbitt'n;
Thats mi nit auslacha,
Müaßts ma an recht an großen Daringschmalz macha.“

Auch ließ er beim Weggehen den Gödenstecken in des Gevatters Stube zurück — eine stumme Aufforderung, daß dieser bald Gelegenheit zum Gegendienste bieten möge. Dies geschah indeß oft auch scherzweise dort, wo kein Nachwuchs zu hoffen war. Die Gevattersleute empfangen den Mann als einen Ehrengast wie keinen andern, reichen ihm den Gevattertrunk (im Weinlande) und kochen ihm den bei dieser Gelegenheit üblichen „Daringschmalz“. (Noch vielerorts gebräuchlich, besonders im V. O. W. W.) Dem Täufling wird vom Pathen das „Krösengeld“ (Chrisamgeld) eingebunden (mit „eingefascht“), in der Regel ein Silberstück und einige (drei) kleine Kupfermünzen, welche in der Taufe mitgeweiht werden. Die letzteren (früher Pfennige) sind noch jetzt im Wienerwalde unter dem Namen „Schnattergeld“ bekannt; sie werden beigegeben, damit das Kind leicht

und früh reden lernt. Das Kröseugeld gilt als unantastbar, es bildet ja die Grundlage aller späteren Ersparnisse. In die Krösenbüchse legt die Mutter auch ein Stückchen von der Nabelschnur des Kindes mit einem rothen oder blauen Bändchen geziert, weiter ein „Amas-Dedl“ (Agnus Dei) das ist ein geweihtes irdenes Medaillon oder sonst ein Heiligenbildchen.

Das Taufmahl („Kindlmahl“) wird fast überall im Elternhause des Täuflings gehalten und dazu werden nebst den Pathen auch Nachbarsleute und „Freunde“ (Verwandte), nicht selten auch der Geistliche und der Schullehrer (dieser früher als Meßner) geladen.

Den Gevattersleuten obliegen gegenüber der Wöchnerin und dem Pathenkinde mehrere Verpflichtungen. Da ist besonders zu erwähnen die „Zutrag“ oder das „Weiset“. Die Gevatterin bringt nämlich der Mutter das „Sechswochenbrod“, welches aus Semmeln, Zwieback und Candiszucker besteht, womit der Sauglappen („Sutzel“, „Zutzel“, „Schlotzer“) des Kindes gefüllt wird.

Im Laufe des ersten oder zweiten Jahres nach der Geburt wird das Kind von den Pathen mit dem „Wutzelgewand“ beschenkt, welches zumeist aus einem Kleidchen, Hemdchen und Häubchen besteht. Als letzte Gabe bekommt der kleine Pathe im Alter von 6 bis 12 Jahren (je nach der Gegend verschieden) das „Godlgewand“ und einiges Geld. Das Pathenhemd ist meist so groß zugeschnitten, daß es nicht sofort in Verwendung kommen kann, sondern erst als „Hochzeitshemd“, wozu es oft von Anfang her bestimmt ist, getragen wird. Stirbt das Pathenkind vor dem Ausgewanden, so haben die Gödenleute die ganzen Begräbnißkosten zu tragen. Für diese und andere Opfer und Verpflichtungen, namentlich auch für die Sorge und Theilnahme, welche die Pathen ihrem Schützlinge in den verschiedensten Lagen des Lebens zuwenden, werden sie bei jeder Gelegenheit mit besonderer Auszeichnung behandelt. Heiratet der junge Göd, oder wird er Priester, oder stirbt er, so nehmen die Pathen beim Hochzeits-, Primiz- oder Todtenmahl die ersten Ehrensitze ein. Die Gevattersleute ihrzen einander, was bei unserem Landvolke indeß die Ansprache in der dritten Person bedeutet. Ein Mann soll jedesmal, wenn er an seines Gevatters Haus vorübergeht, den Hut abnehmen.

Mancherlei Gefahren bedrohen das neugeborene Kind. So lange es nicht getauft ist, kann es gar leicht von einer Hexe oder, wie man im Gebirge glaubt, von einem Wildfräulein mit einem Wechselbalge vertauscht oder von der „Trud“ angesaugt werden, welch letzteres man freilich sogleich an den aufgeschwollenen Brustwärzchen erkennt und für die Zukunft durch einen auf die Wiege gezeichneten Trudenfuß hintanhalten kann. Große Gefahr ist auch, daß das kleine Kind „verschrien“, „verschaut“ oder „verneidet“ wird. Besonders Menschen, deren Augenbrauen über der Nase zusammenreichen, sind zu fürchten. Man schützt das theure Kleinod vor all diesen bösen Einflüssen, indem man, wenn man

es anblickt, ausspuckt, mit den Fingern eine „Feige“ im Sack (Tasche) macht, den Daumen einzieht, es bekreuzt oder in Kreuzform mit Speichel benetzt, mit dem Absud gewisser Kräuter wäscht, oder indem man das kleine Geschöpf an der Nase zupft, ihm einen Wolfszahn umhängt, ein Kleidungsstück verkehrt anzieht, an dem rechten Ärmel oder auf dem Häubchen ein rothes Bändchen aufnäht und dergleichen mehr. Den „Schreck“ bannt man durch umgehängte Schrecksteine, die Fraisen stillt man durch einen unter das Haupt des Kindes gelegten „Fraisbrief“ oder auch durch „Abbeten“, doch darf hierbei kein einziges Wort wiederholt werden. Ist das Kind getauft, so ist es weniger bösen Einflüssen ausgesetzt.



Der Taufgang.

Man wäscht ihm drei, auch neun Tage lang beim Baden das Köpfchen nicht, um das Chrisam nicht wegzuspülen; erst an dem einen oder dem anderen der genannten Tage wird dieses „abgebadet“ („Chrisambad“). Die getauften Kindlein stehen unter besonderem, höherem Schutze. Sie lächeln oft im Schlafe, weil die Englein mit ihnen spielen. In ein Haus, in welchem ein kleines Kind schläft, schlägt der Blitz nicht ein. In manchen Bauernhäusern werden zufolge dieser Meinung bei herannahendem Gewitter die Kinder, zum wenigsten das kleinste, „schlafen gelegt“.

Allerhand Meinungen gelten auch in Betreff der Wöchnerin. Während der Schwangerschaft soll sie sich vor Allem an nichts „versehen“, was auf sie einen ungünstigen Eindruck machen könnte. — Wenn eine Mutter im Wochenbette stirbt, so kommt sie

unmittelbar in den Himmel, denn „In den Sechswochen — Steht der Himmel offen." Ein kleines Kind „bringt einen Wagen voll Arbeit ins Haus", aber die Mutter muß in den Wochen gewisser, auch leichterer Arbeiten sich enthalten. Wenn sie näht, so wird das Kind erblinden, wenn sie spinnt, so spinnt sie ihm einen Strick um den Hals. Auch andere Vorsichtsmaßregeln soll sie nicht außer Acht lassen. Sie soll nicht zum Fenster hinausschauen, wenn sie draußen ein Geräusch hört, denn es könnte ihr das Kindlein von einer Hexe leicht „vertragen" werden.

So lange die Wöchnerin nicht vorgesegnet ist, soll sie nicht über die Dachtraufen hinausgehen, weil sie sich allerlei bösen Einflüssen aussetzen würde und an Stelle des Kindes ihr ein Wechselbalg in die Wiege gelegt werden könnte. So ein Kobold ist aber ein gar unsauberes Geschöpf; er bleibt immer klein, ist buckelig und „verwachsen", hat einen sehr großen Kopf, der freilich bei aller Häßlichkeit zugleich ein „gescheidter Kopf" ist.

Eines weiteren wichtigen Ereignisses im Leben des heranwachsenden Kindes sei hier kurz gedacht, es ist dies der Empfang des Sacramentes der Firmung. Die anläßlich desselben erwählten Pathen spenden gewöhnlich ein Gebetbuch und ein Rosenkränzchen, reichere auch goldene oder silberne Uhren und dergleichen mehr, öfter auch einzelne Kleidungsstücke oder ganze Anzüge. In bürgerlichen Kreisen gibt man gerne silberne Eßbestecke. Für die beiden Viertel O. und U. M. B. insbesondere ist charakteristisch, daß daselbst fast ausschließlich ledige Firmpathen gewählt werden. Die Firmlinge geben für die erhaltenen Geschenke dem Pathen, wenn er heiratet, eine kleine Aussteuer, in der Regel eine fein geschliffene Weinflasche mit ebensolchen Trinkgläsern; sie erfreuen sich als Junggesellen oder Ehrengäste bei der Hochzeit einer besonderen Auszeichnung.

Am Schlusse dieses Abschnittes möge noch der Meinung des Volkes über besonders begabte oder sonst bevorzugte Kinder kurz Erwähnung geschehen. Die allzu gescheidten, die „Kreuzköpfe" werden nicht alt. Besonderes Glück haben die „Neusonntagskinder", das sind solche, welche an einem Sonntage geboren werden, an dem der Mond „neu wird" und welche ihren Namen mit auf die Welt bringen, das heißt nach dem Heiligen benannt werden, dessen Fest auf ihren Geburtstag fällt. Neusonntagskinder „sehen" mehr als andere Sterbliche, blicken in die Zukunft, wissen um das Treiben in der Geisterwelt, erkennen leicht die Hexen an den rothen Ringen um die Augen, finden Schätze und haben in allen ihren Unternehmungen Glück.

Ein besonders reiches, in seinen Zügen höchst mannigfaltiges Bild entrollt sich uns in den Hochzeitsgebräuchen. Nicht nur größere Gebiete, sondern auch einzelne Ortschaften innerhalb derselben zeigen hierin oft merkwürdige charakteristische Verschiedenheiten und zuweilen Eigenthümlichkeiten, welche entschieden aus sehr alter, wohl auch noch heidnischer Zeit stammen. Sie sollen hier in den Hauptzügen vorgeführt werden.

Ist der Vater alt geworden, will er Haus und Hof „übergeben" und sich in die „Ausnahme" zurückziehen, so muß sich der Sohn, welchem das umfangreiche Anwesen zufällt, nach einem tüchtigen „Weib" umsehen. Meist hat sein Herz schon früher gewählt, er hat lange Zeit eine „Bekanntschaft" gehabt — oft ganz in Ehren — und so braucht er jetzt nicht lange zu suchen. Gleichwohl wirbt er um die Hand der Auserwählten, mag er ihres Jawortes auch insgeheim gewiß sein, nicht leicht mit Hintansetzung der üblichen Förmlichkeiten, welche Andere nothgedrungen beobachten müssen, wollen sie einen etwaigen „Korb" nicht in eigener Person davontragen. Es wird also der Heiratsvermittler ins Geheimniß gezogen, der dann auch bei der Hochzeit selbst gewöhnlich eine wichtige Rolle spielt und nun zunächst mit auf die „Brautschau" gehen muß. Er ist fast immer ein verheirateter Mann und führt in seiner Mittlerrolle verschiedene Namen. Im niederösterreichischen Flachlande heißt er durchweg „Heiratsmann", in dem an Oberösterreich grenzenden Theile des V. O. W. W. „Leutbitter", im Ötschergebiete „Kuppler" oder, besonders im Ybbsthal, „Bitt'lmann" (gesprochen „Bidlmann"), am Wechsel „Bittmann". Im letztgenannten Gebiete wird auch der Braut ein besonderer Vertrauensmann beigegeben, welcher den Namen „Spruchmann" führt. Manche Gemeinde hat ihren „ständigen" Heiratsmann, der die „Freundschaft" (die Verwandten) der einzelnen Familien selbst bis zu den entfernteren Graden genau kennt und gar nicht zu fragen braucht, wen er ordnungsgemäß einzuladen habe. Er ist auch hier und da zugleich einer der „Beiständе" oder „Zeugen" der Brautleute. Im Ötschergebiete geht er öfter allein für den zukünftigen Ehemann „bitt'ln", in der Regel aber ist er dessen Begleiter. Beide machen im Elternhause des zur Braut ausersehenen Mädchens einen Besuch (am Wechsel „Bitt'l-B'such" genannt), zuweilen unter dem Vorwande, ein Stück Vieh zu kaufen, meist aber, um ohneweiters um das Mädchen „anzuhalten". Sie werden dabei gut bewirthet und bestimmen im günstigen Falle mit den Eltern der Braut sogleich den Tag für das „G'wißmachen" oder „Versprechen". An diesem kommt der Bräutigam mit seinen Eltern in das Haus der Braut und es wird daselbst Alles, was liegt und steht, genau gemustert, im Stalle jedes „Stückl" Vieh besonders geprüft, der etwaige „Schuldenstand" besprochen und schließlich über die Mitgift und sonstigen Heiratsbedingungen „verhandelt", wobei der Bauer oft als ein recht „trockener Bruder" sich zeigt, der nicht „Haare lassen will" und wegen ein paar „Zehnernoten" oder eines „Schnittlings" (Öchsleins) und dergleichen sich gewaltig „spreizt".

Ist die Hochzeit „g'wiß" gemacht, so bestimmt man vor Allem den „Ehrentag" (so heißt der Hochzeitstag), welcher in der Regel ein Dienstag ist, ferner das Haus, in welchem die Hochzeit gehalten werden soll (Elternhaus des Bräutigams oder der Braut oder aber ein Wirthshaus), die Zahl der Gäste und dergleichen mehr. Zum Schlusse folgt eine

Mahlzeit, bei welcher es meist schon recht fröhlich „hergeht", auch wenn beide Parteien zuvor „sich ein wenig hart geredet" haben.

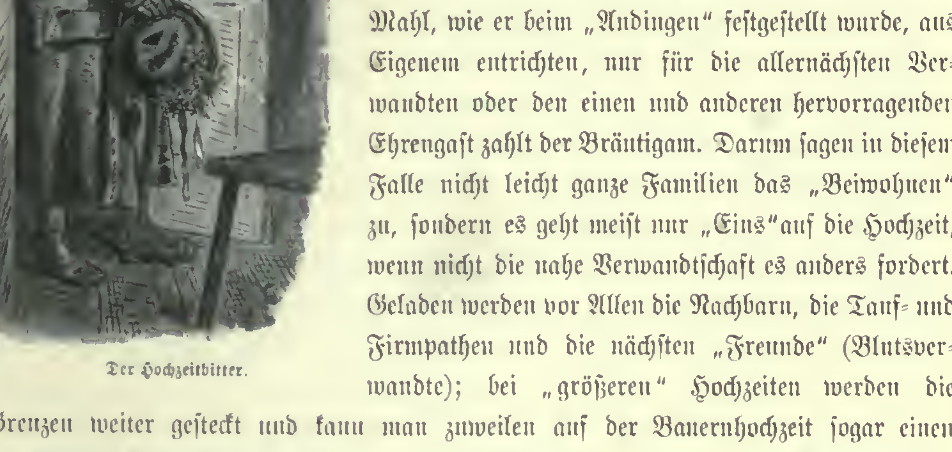
Der Bräutigam gibt der Braut — meist heimlich — ein „Drangeld", und zwar einen „Zwieguldner" oder auch einen Dukaten, zuweilen stellt er ihr ein schönes Kalb in den Stall, welches dann am Hochzeitstage bekränzt wird. (Spuren des altdeutschen Brautkaufes.)

Im Marchfelde sandte er früher der Erkorenen ein Schnupftuch oder einen Schuh. Schickt die Braut die Angabe zurück, so „hat sie 's g'reut", das heißt sie ist anderen Sinnes geworden und aus der Hochzeit „wird nichts". Im anderen Falle werden die Tage bestimmt, an welchen das Brautpaar „vor's G'richt geht", um die Heirat „aufsetzen", „schreiben" zu lassen, und zum Pfarrer, um die Heirat anzusagen und das Aufgebot (das „Verkünden", „Auskünden", „Vermelden") anzuberaumen. Nun wird das Brautpaar ordnungsgemäß an drei Sonntagen nach der Predigt „von der Kanzel herabgeworfen" (landläufige Umschreibung für den Begriff Aufgebot), wovon es nicht Zeuge sein will, weßhalb es später in die Kirche kommt oder in einer anderen Pfarre den Gottesdienst besucht. Vom ersten Aufgebot an trägt der Bräutigam einen großen „Hochzeitsbuschen" auf dem Hut.

Während der „Auskündzeit" sollen Bräutigam und Braut möglichst wenig öffentlich zusammen gesehen werden und nicht mit einander tanzen. Will ein anderer Bursche mit der Braut tanzen, so muß er den Bräutigam dazu um Erlaubniß bitten. Da der Bräutigam nun aus dem Verbande der Burschen scheidet, so muß er den Kameraden „einen Austritt zahlen", was in der Spende von Wein oder Bier und Brod besteht.

Eine wichtige Angelegenheit ist das „Hochzeitladen". In der Regel ladet der Bräutigam die Gäste aus seiner, die Braut jene aus ihrer Verwandtschaft ein. Öfter aber begleitet sie der Heiratsmann, ja in dem an Oberösterreich grenzenden Gebiete des V. O. W. W. geht der „Leutbitter" zumeist allein einladen. (Daher sein Name.) Hut und Stock der Hochzeitslader sind mit Blumensträußchen und Bändchen geschmückt. Ihre Einladungsformel ist in der Regel ein längerer Spruch, welcher noch hier und dort ein echt altehrwürdiges Gepräge zeigt. Am Wechsel z. B. lautet er: „Gelobt sei Jesus Christus! Die Bitt' wird mir der N. (Nachbar, Göd u. s. w.) nit übel aufnehmen. Der Jungherr Bräutigam mit seiner versprochenen Braut läßt 'n Nachbarn ganz freundlich grüß'n und bitt'n, wenn (daß) der Nachbar so gut wär' und gäb' ihnen 's G'leit („Bloat") zu Wegen, zu Straßen und Gassen hin und her ins heilig Gotteshaus, wo sich der Jungherr Bräutigam geben laßt ein ehelich's Weib, deßgleichen d'Jungfrau Braut ein' ehelichen Mann. Sie lassen sich verbinden mit Stola und Band — durch die geweihte Priesterhand, daß es Niemand mehr auflösen kann als Gott der Allmächtige. Dann lassen's 'n Nachbarn ganz

treuherzig bitt'n, wann's (Ös, Ihr) ihnen mit etlich Vaterunser und Ave Maria beisteh'n möchtets. Wann das Alles vollend't wär', so ließeten s' wieder bitt'n, wenn der Nachbar so gut wär' und gäb' ihnen 's G'leit zu Wegen, Straßen und Gassen hin und her in's Hochzeithaus. Dort woll'n s'anstell'n eine kleine Mahlzeit, Kraut, Fleisch, Wein und Brod, Alles, was Gott der Allmächtige erschaffen hat. Zugleich hab'n 's d' Spielleut b'stellt — sie sind nit die bessern, nit die schlechtern — die werd'n dem Herrn Nachbarn nach seinem Belieb'n eins, zwei oder drei Tanzl aufmusicirn.


Der Hochzeitbitter.

„Wenn uns das Alles der Nachbar gewährt,
So bleibt er geliebt und geehrt.
Ich kann als guter Bot' mich g'freu'n,
Daß ihm dieser Gang mag z'G'fall'n sein."

Im Gölsenthal (V. O. W. W.) schließt der Hochzeitslader mit den Worten: „Sagts nur g'schwind ja, — Weg'n dem san ma da."

Dort, wo die Hochzeit im Wirthshause abgehalten wird, müssen gewöhnlich die Gäste den Betrag für das Mahl, wie er beim „Andingen" festgestellt wurde, aus Eigenem entrichten, nur für die allernächsten Verwandten oder den einen und anderen hervorragenden Ehrengast zahlt der Bräutigam. Darum sagen in diesem Falle nicht leicht ganze Familien das „Beiwohnen" zu, sondern es geht meist nur „Eins" auf die Hochzeit, wenn nicht die nahe Verwandtschaft es anders fordert. Geladen werden vor Allen die Nachbarn, die Tauf- und Firmpathen und die nächsten „Freunde" (Blutsverwandte); bei „größeren" Hochzeiten werden die Grenzen weiter gesteckt und kann man zuweilen auf der Bauernhochzeit sogar einen „herrischen" Gast erblicken. Eine ganz merkwürdige Sitte findet sich im Wechselgebiete: da wird feierlich auch die Braut zur Hochzeit geladen, und zwar in einer gar seltsamen Form. Bräutigam und Brautführer begeben sich nämlich um zwei, längstens drei Uhr früh in vollem Staate in das Haus der Braut, welche sich ja nicht im Schlafe überraschen, aber auch nicht augenblicklich finden lassen darf. Im ersten Falle würde sie keine sorgsame Hauswirthin zu werden versprechen, im zweiten „mannssüchtig" erscheinen. Sie versteckt sich also und je länger die „Lader" sie suchen müssen, desto ehrenvoller ist es für dieselbe.

Nebst dem Heiratsmann und den schon erwähnten Beiständen oder Zeugen muß das Brautpaar im Vereine mit den Eltern auch nach anderen Personen sich umsehen, welche bei der Hochzeit ein Ehrenamt zu verwalten haben; es sind dies der Brautführer und die Kranzljungfrau, im V. O. W. W. auch „Zubräut'ger“ und „Zubraut“ geheißen. Am Wechsel und in einigen Gegenden des Ötschergebietes erbittet man zwei verheiratete Leute als Brautführer und „Brautmutter“ oder „Brautweib“, daneben mehrere „Junggesellen“ und „Kranzljungfrauen“, was überall auch dort der Fall ist, wo ledige Firmpathen gewählt werden. Die „Brautmutter“ am Wechsel muß sich unter anderem mit einem ausgiebigen Vorrathe von kleinen („nußgroßen“) „Krapferln“ versehen, welche sie nach der Copulation unter die Schuljugend vertheilt.

Am Sonntag vor der Hochzeit (seltener acht Tage früher) findet im Hause der Braut das „Kranzl-“ oder „Buschenbinden“ statt. Dazu versammeln sich Verwandte und Bekannte, namentlich die schon bestimmten Kranzljungfrauen, welche aus künstlichen Blumen und Rosmarin „Kranzl“ und „Buschen“ (Sträuße) für die Hochzeitsgäste machen und mit farbigen Bändern und Maschen aufputzen. Nach dem Mahle wird gewöhnlich getanzt. Um Retz wird der Brautkranz versteigert; der Meistbietende ist selbstverständlich der Bräutigam, welchem man bei dieser Gelegenheit unter allerlei Späßen ein Reisigkränzchen auf das Haupt setzt. Im Ötschergebiete hält man im Hause des Bräutigams sowohl als auch in dem der Braut am Abend vor der Hochzeit mit getheilter Musikbande den sogenannten „Vortanz“. Die Gäste werden dabei auch mit Krapfen bewirthet.

Die Hochzeiten werden in Niederösterreich meistens im Hause der Braut oder des Bräutigams gehalten, nur im V. O. W. W., besonders im Gebirge, gewöhnlich im Wirthshause. Hier sind überhaupt die Hochzeitsbräuche weitaus am einfachsten. Der Bräutigam bewirthet am Hochzeitstage seine, die Braut ihre Gäste, beide im Elternhause, mit einem Frühstück, welches im Ötschergebiete und in dem daran stoßenden Flachlande einer kleinen Mahlzeit gleichkommt und wobei besonders Rindfleisch mit Kren nicht fehlen darf. Im Wirthshause treffen beide Hochzeitszüge, von Musikanten begleitet, zusammen und hier theilt die Zubraut die Hochzeitssträuße und Kränzlein aus. Eine „gefallene“ Braut darf keinen Kranz tragen; sie ersetzt ihn durch eine künstliche Frisur oder begnügt sich wohl auch mit einem schwarzen seidenen Kopftuch. In der Gegend von Zwettl (V. O. M. B.) darf eine solche Braut zwar ein Kränzlein tragen, aber ohne Rosmarin. Sind alle Vorbereitungen beendigt, so ordnet sich der Zug und tritt mit der ganzen Musikbande an der Spitze den Weg zur Kirche an. Beim Auszuge besprengt der Wirth die Brautleute mit Weihwasser und spricht dabei: „I wünsch' eng Glück und gehts in Gottes Nam'!“ Die Brautleute reichen sich die Hände und sprechen: „Wag'n ma's in Gottes Nam'!“ (Ybbsthal.)

In anderen Gebieten Niederösterreichs ist es Sitte, daß der Bräutigam mit seinen Gästen die Braut in deren Elternhause zum Kirchgange abholt. Doch da gibt es erst allerlei Hindernisse und Schwierigkeiten zu besiegen. Am Wechsel z. B. findet der Bräutigam bei seiner Ankunft das Haus der Braut versperrt. Er muß sie sich vom „Spruchmann" erkaufen, indem er Geld, darunter auch unbrauchbare alte Münzen, über das verschlossene Thor wirft; dabei wird oft lange in komischer Weise unterhandelt. Im V. O. M. B. muß an einigen Orten der Brautführer den Eingang in das versperrte Haus suchen. Ist ihm das gelungen und hat er die „versteckte" Braut gefunden, so empfängt er von ihr eine mit einem rothen Bande verzierte Flasche Wein und ein Trinkglas, womit er unter der Hausthüre erscheint, um dem Bräutigam und seinen Gästen das Zeichen zu geben, daß er die Gesuchte gefunden habe. (Hirschbach.) Auch der Slave im Marchfelde muß die „versteckte" Braut suchen und früher tanzte er auch wohl mit der gefundenen durchs Dorf. Am Steinfelde (V. U. W. W.) weist der Bräutigam behufs Einlasses einen komischen Heimatschein vor. Ist er nun ins Haus eingetreten, so begrüßt ihn noch nicht sofort die Braut, sondern jetzt spielt erst die „falsche Braut" ihre Rolle. Es tritt zuerst eine ältere, öfter auch maskirte Frauensperson vor, welche höchlich darüber entrüstet ist, daß sie nicht die „rechte" Braut wäre. Sie wirft dem Bräutigam unter Heulen und Verwünschungen das „Drangeld" zurück, das heißt sie streut ihm in Papier eingewickelte Glasscherben oder altes Eisen vor die Füße und verlangt Entschädigung, die in einigen kleinen Münzen besteht; dann stellt sich die eine und andere Kranzljungfrau vor, endlich die richtige Braut. Die „falsche Braut" kennt man auch vielerorts in den beiden nördlichen Vierteln, hingegen fast gar nicht im V. O. W. W. Um Christophen am Wienerwalde spendet nach der Begrüßung die Braut dem Bräutigam und dem Brautführer je ein rothes Sacktüchlein. Ist das gemeinsame Frühstück (Kaffee und Wein) vorüber und Alles vorbereitet, so folgt zum Schlusse noch eine erhebende Scene. Die Braut verabschiedet sich von Vater und Mutter, dankt ihnen für alle von Kindheit an ihr erwiesenen Wohlthaten, bittet für begangene Fehler um Verzeihung und empfängt kniend den Elternsegen. Nun ordnet der Brautführer den Hochzeitszug. Am Wechsel spricht er dabei die Worte:

„Wir sind jetzt alle beisammen,
Drum geh'n wir zur Kirche in Gottes Namen.
Geh'n wir aber in Ordnung und Reih',
Daß der Herr Jesus unser Begleiter sei."

Beim Kirchgange schießen die Dorfburschen, und je beliebter das Brautpaar ist, desto mehr Pulver wird verknallt. Auch Hochzeitsgäste selbst schießen während des Zuges (der Brautführer trug ja früher häufig eine Flinte) und jauchzen und jodeln bis zur Kirche hin. Die Musikanten aber werden nicht müde, ein Stück nach dem andern aufzuspielen. Doch nicht so ganz unbehelligt gelangt man ans Ziel. Der Hochzeitszug wird plötzlich aufgehalten durch eine über die Straße gespannte Schnur oder Kette. Man nennt dies das

„Fürziehen". Der Bräutigam muß nun die Braut auslösen, „Schnurgeld" zahlen; gibt er zu wenig, so wird spottweise sofort mit einem Strohbande „fürgezogen". Ist die Braut beliebt, so wird ihr stürmisch gratulirt, Wein und Backwerk gereicht und öfter ein schönes Bild verehrt. Für diese „Ehrung" gibt sie eine besondere Spende, fünf bis zehn Gulden, die Begleitung je einen Gulden (Jetzelsdorf, V. U. M. B.). Dieses „Fürziehen" (Vorziehen, im Leithagebiete der „Fürzug") ist in allen Theilen Niederösterreichs üblich oder bekannt, nur nicht in den oberen Gegenden des V. O. W. W. Noch muß bemerkt werden, daß der Brauch des Fürziehens öfter auf dem Rückzuge von der Kirche als auf dem Wege dahin geübt wird. Vor dem Altare legt die Zubraut oder erste Kranzljungfrau dem Bräutigam ein Rosmarinkränzchen auf das Haupt, welches dieser nach der Copulation so rasch als möglich herabnimmt und kurzweg in der Rocktasche verschwinden läßt. Erwischt es die Braut, so herrscht sie in der Ehe („hat die Hose an"). Diese Sitte ist weit bekannt und war früher fast allgemein üblich. Die Beglückwünschung der Brautleute seitens der Gäste geschieht an vielen Orten an den Stufen des Altares. In Dorfstetten (V. O. M. B.) empfängt die Braut dabei zugleich von jedem Gratulanten eine kleine Geldspende. Im V. O. M. B. findet sich die Sitte, daß sämmtliche Hochzeitsgäste das junge Ehepaar beim Glückwünschen küssen. (In der Horner Gegend um Altenburg, Salapulka.) An einigen anderen Orten (V. U. W. W.) wird die Braut nur von den weiblichen Gästen geküßt. Die Musik spielt indessen einen lustigen Hochzeitsmarsch. Ein uralter, jetzt wohl nur mehr selten vorkommender Brauch ist das Weintrinken, der „Johannistrunk", vor dem Altare nach der Copulation. Er wird den Neuvermählten und Hochzeitsgästen beim Opfergange gereicht. Die Flasche, welche mit Wein gefüllt in die Kirche mitgebracht wird, ist festlich aufgeputzt. (Um Baden, im Leithagebiete, Marchfelde und auch im Waldviertel.)

Auf dem Rückwege von der Kirche hat der Brautführer im Wechselgebiete zu befürchten, daß ihm die anvertraute Braut „gestohlen" wird. Vor jenen Häusern, in welchen Verwandte oder Bekannte der Brautleute wohnen, hält der Hochzeitszug und nun folgt ein lebhaftes Grüßen und Glückwünschen, dann Bewirthung mit Wein. Während nun der Brautführer, welcher in der genannten Gegend auch nach der Copulation allein die Braut am Arme führen darf, mit einem Freunde plaudert, ihm die Hand reicht oder das Weinglas an den Mund setzt, „zuckt" sie ihm ein neckischer Kamerad, führt sie in ein nahes Haus, versteckt sie dort, so daß der unglückliche Ritter sie oft „hart" suchen und den ihm dabei helfenden Junggesellen ordentlich Wein zahlen muß. Ist der Zug vor dem Hochzeitshause angelangt, so gibt es ein neues Hinderniß. Es ist nämlich die Hausthüre versperrt. Der Brautführer muß anpochen und die Haushüter (ein paar Bursche, die dann beim Mahle als „Kellner" beschäftigt sind) höflichst um Einlaß bitten mit der Versicherung, daß lauter ehrliche Leute draußen stünden, und dem Versprechen, für

Gewährung der Bitte eine „Jause“ zu zahlen. Endlich öffnen die Hüter, treten heraus und nun reicht der eine den Gästen eine geschmückte volle Weinflasche, der andere der Braut einen ganzen Laib Brod sammt einem neu geschnitzten hölzernen Messer mit dem artigen Ersuchen, sich sogleich ein Stück abschneiden zu wollen. Da gibt es jetzt viel Spaß und Neckereien, wenn die Braut in Verlegenheit ist; aber gewöhnlich hat sie sich schon vorgesehen, zieht ein Taschenmesser heraus und schneidet vom Brodlaib das „Scherzl“ ab, welches sie zu Hause gut aufhebt, „auf daß sie im Ehestande nie



Ein Hochzeitszug (das Fürziehen).

Mangel leide“. Das Holzmesser schleudert sie weit von sich, und zwar dem Hause zu, nicht rückwärts, weil sie das Glück ihrem Hause zuwerfen soll. Leben die beiden Eheleute gut, das heißt verträglich, so wird das Scherzl nie schimmelig; ist dasselbe „glatt“ abgeschnitten so ist dies ein Zeichen, daß die Braut beim Altare „treu und wahr“ gesprochen hat. Nun kostet auch sie von dem credenzten Weine und läßt den „Ehrentrunk“ die Runde machen. Da singt etwa der Brautführer, ehe er das Gläschen an den Mund setzt:

„A guat's Glasl Wein,
Das muaß austrunk'n sein;
Und der Braut ihr Wohlsein,
Das muaß aa dabei sein“.

Während nun auch das „Ehrenbrod“ herumgereicht wird, tritt die Braut in das Haus und ihr allererster Gang führt in die Küche, wo sie das „Kraut salzen“ muß.

Die Köchin hält indessen schon einen Teller mit einem Kochlöffel bereit, worauf sie ein Silberstück empfängt. Oft legt man der Braut beim Eintritt in das Haus einen Besen oder sonst ein Geräth in den Weg. Hebt sie das auf und fegt sie etwa gar den Boden rein, wo man absichtlich Wasser ausgegossen hat, so ist das ein Zeichen, daß sie eine gute Hausfrau sein wird.

Im Flachlande um St. Pölten verzögert den Eintritt ins Hochzeitshaus (meist Wirthshaus) die vor demselben aufgestellte „Breischüssel". Da müssen sämmtliche Hochzeitsgäste, obenan das Brautpaar, den „Breilöffel kaufen", das heißt drei Löffel voll Brei essen und dafür den „Kellnern" ein Trinkgeld („Kostgeld", das ist Geld für das Kosten) geben, welche in schön verzierten Flaschen warmen Wein und um Neulengbach am Wienerwalde auch süßes Backwerk reichen. Statt Brei wird öfter auch Milchreis, Griessterz, gegen das Gebirge hin „Kraut" (Sauerkraut) aufgesetzt. Der Breilöffel ist mit einem Sträußlein verziert.

Im V. O. W. W., wo die Hochzeiten in der Regel im Wirthshause gehalten werden (doch z. B. im Pielachthal auch im Hause der Braut oder des Bräutigams), findet nach der Rückkehr aus der Kirche sogleich der „Kranzltanz" oder das „Kranzlabtanzen" statt. Zuerst tanzt der Zubräut'ger, den Hut auf dem Kopfe, mit der Braut ein „G'sätzl"; dann geht er auf den Bräutigam zu, nimmt den Hut ab, wünscht Glück und übergibt ihm die Braut. Mit dieser tanzt nun der Bräutigam und tanzen die Göden und Vettern und überhaupt alle männlichen Hochzeitsgäste der Reihe nach. Auch ein „steinalter Tatl" (Väterchen) muß tanzen, und wenn die Füße halt gar nimmer sich heben wollen, so macht er, den „Nasenbrenner" im Munde, unter den Klängen der Musik mit der Braut zum wenigsten einen Rundgang.

Das Hochzeitsmahl ist überall ein Festmahl ersten Ranges. Der Hochzeitswirth stellt für jeden Gast einen zweiten Teller auf den Tisch. Auf demselben wird das „B'scheidessen" aufgethürmt, denn „die daheim müssen auch was kriegen".

Beim Hochzeitsmahl ist's überaus „kurzweilig" und allerlei Späße, vielfach die Brautleute betreffend, helfen es würzen. Man beehrt sie mit Backwerk, welches Scherzfiguren vorstellt, z. B. Wickelkinder (häufig Zwillinge), Wiegen und dergleichen. Im V. U. W. W. ist nahezu an allen Orten Brauch, sich beim Mahle gegenseitig mit den sogenannten „Hochzeitskügerln" (überzuckertem Koriander) zu bombardiren, welche am nächsten Tage die Ortsjugend gar emsig sammelt. Merkwürdig ist die in einigen Gegenden, z. B. um Hohenruppersdorf (V. U. M. B.) und im Hornerwalde (V. O. M. B.) übliche Sitte, daß der Bräutigam nach dem Kirchgange seinen Hochzeitsrock mit einer weißen Jacke vertauscht, ein Fürtuch umbindet und so die Speisen aufträgt, also die Gäste bedient. In der Gegend von Payerbach (V. U. W. W.) wird das Hochzeitsmahl zuweilen

durch den Alarmruf unterbrochen: „Die Braut ist gestohlen!" Einer der Gäste hat sie nämlich heimlich in ein Nachbarhaus entführt und nun muß der Brautführer mit einigen Kameraden sich aufmachen, die Vermißte zu suchen. Der Spaß kostet ihm manche „Maß" Wein.

Gegen Ende des Mahles wird „geweiset" oder „geweisert", das heißt die Musikanten, die Köchin und der Wirth (letzterer, wenn die Hochzeit im Gasthause gehalten wird) kommen in den Speisesaal und heben die üblichen Geldspenden von den Gästen ein. Dabei gibt es viel „Jux" und „Hetz'" und werden „Gstanz'ln" gesungen. Der Wirth allerdings macht seinen Rundgang in einfach geschäftsmäßiger Weise, indem er von Gast zu Gast gehend das „Tafelgeld" einsammelt, das ist den für das Besteck bedungenen Preis, welcher bei gewöhnlichen Hochzeiten ungefähr vier Gulden beträgt. An Stelle des Wirthes „weisert" öfter auch eine von ihm damit betraute Person. Auf besonders lustige Art geschieht das Weisern seitens der Köchin. Man verspürt erst im Saale einen Brandgeruch und fragt nach der Ursache desselben. Da kommt der Heiratsmann oder der Brautführer mit einem halbverkohlten „Küchenfetzen" (Lappen) zur Thüre herein und mit ihrem Patrone meist zugleich auch die Köchin; oft hält diese selbst in der einen Hand den rauchenden Fetzen, in der andern einen Schöpflöffel zum „Löschen des Brandes". Da wird nun gejammert, daß der Unglücklichen die Schürze oder der „Kittel" in der Küche verbrannt sei und sie nun das Geld nicht habe, den Schaden zu ersetzen. Zuweilen verlangt der Heiratsmann von den Gästen eine lächerlich hohe Summe; doch die letzteren „handeln" und schließlich gibt jeder nur das übliche Scherflein. In der Umgebung des Schneeberges tritt statt der Köchin gewöhnlich ein mit glimmendem Werg behängter Mann auf. Im Erlafthale geht die Köchin hier und dort schon acht Tage vor der Hochzeit in die Häuser „weisern".

Noch lustiger geht es zu, wenn die Musikanten um ihr „Weisert" kommen. Im Hornerwalde (V. O. M. B.) hält der Heiratsmann zu ihren Gunsten eine Anrede an die Gäste, worin er ihnen begreiflich macht, daß die „Spielleute" bei solcher „Strapazirung" ihrer Instrumente Geld für „neue Saiten" brauchen. Ein Musikant tritt vor und reicht Wein, öfter auch Glühwein, um die Gäste „splendid" zu stimmen. Allein der Wein wird „verschimpft", auch die „elende" Musik, und nur Kreuzer fallen auf die Sammeltasse. Doch bald „bessern" sich die Gäste, zumal sie auch einen auf eine Gabel gespießten Gulden als Wahrzeichen erblicken. Zu Puchberg am Schneeberg geht ein Musikant als Doctor herum und preist seinen „heilkräftigen" Wein an — gegen gute Bezahlung. Am Wechsel erzählt ein Musikant, oft maskirt, der Braut unter allgemeinem Gelächter die „Spielmanns-Lug'" oder eine „gedruckte", das ist handgreifliche Lüge. Dafür empfängt er ein Trinkgeld, aber in viele, viele kleine Lappen eingewickelt, welche mit unzähligen Fäden

zusammengebunden sind. Die Gäste singen meistens, ehe sie die Spende reichen, je ein „Gstanz'l", dessen Arie die Musikbande sofort nachspielen muß. Da singt etwa Einer:

„Ös Spielleut, ös Lumpen,
Habts koaner koan Geld,
A Stub'n voller Kinder,
Koan Fechsung, koan Feld".

Oder:

„Mein' Hos'n, die grean',
Die ist z'riss'n bei'n Knean (Knien),
Is ma's Geld außa g'fall'n —
I kann d'Spielleut' nit zahl'n."

Nach dem „Weisern" wird „G'sundheit trunken" auf das Brautpaar, die Ehrengäste, die Beiständе, Junggesellen, Kranzljungfrauen, Gödenleute, die Nachbarschaft „alt und neu" u. s. w., zuletzt auf alle Gäste. Nach jeder „G'sundheit" folgt ein Tusch.

Nachdem man alle Gäste hat „leben" lassen, kommt die feierliche Scene des „Brautauffforderns" (gesprochen „Brautauffederns"), das heißt die Braut wird zum „Ehrentanz" begehrt.

Der Heiratsmann oder Brautführer tritt, zuweilen auch maskirt, vor die Gäste hin und hält eine meist längere Ansprache, welche für einzelne Gegenden seit vielen, vielen Jahren dieselbe geblieben ist. Als Hauptgedanke kehrt überall wieder, daß er, der Sprecher, die Braut heute habe

„Geziert und geführt
Über Eck und Gasse,
Zu Weg und Straße,
Zu Wasser und zu Land,
Bis an des Priesters Hand",

wo sie dann empfangen: „Den priesterlichen Segen, — An dem ist Alles gelegen".

Nachdem der Redner noch hervorgehoben hat, daß er die Braut von der Kirche weiter geleitet und schließlich hierher ins Hochzeitshaus gebracht habe, redet er sie z. B. am Wechsel folgendermaßen an:

„Der Jungfrau Braut im Rosengarten
Bin i schuldi' aufzuwarten;
I wart' ihr auf mit an Glasl Wein,
Der g'wachs'n ist zu Köln am Rhein;
Ist er nit g'wachs'n zu Köln am Rhein,
Ist er doch g'wachs'n zwischen Sonn- und
Mondenschein.
Dös soll der Jungfrau Braut mit ihrem
liab'n Jungherrn Bräutigam
Zur G'sundheit sein. Vivat!" (Tusch.)

„I bitt' die Jungfrau Braut, geziert mit ihrem
Myrthenkranz,
Mit mir zu machen einen christlichen Ehrentanz:
Einen, zwei oder drei,
Was ihr guter Wille sei.
Den ersten bitt' i mir aus, der zweit g'hört
Dem Jungherrn Bräutigam, der dritt' g'hört
Dem Bittmann, der viert' dem Spruchmann;"

die übrigen Tänz' g'hören für d'Jungg'sell'n und d'Jungfrau'n, allen geladenen Hochzeitsgästen, „Groß und kloan, krump und grad', — Was nur tanz'n und springa mag".



Das Hochzeitsmahl.

Nun tritt der Redner zum Tische vor die Braut hin und spricht:

„Ist die Braut g'sund und frisch,
So kommt sie über den Tisch;
Ist sie frisch und wohlgemuth,
So springt sie über meinen schwarzbraunen
Federhut;
Ist sie aber matt und krank,*
So kommt sie nach der Bank.
Geb' sie aber Acht,
Daß sie koan' schlechten Tritt nit macht,
Sonst wird die ehrsam' Jungfrau Braut gestraft
Um an Eimer Landwein,
Um an Eimer Branntwein,
Um a Bäckerkreinz'n** voll Kipfl,
Da kriagt Jeder a Zipfl."

Ähnliche Strafe droht, wenn die Braut „mit'm linken Fuaß für den rechten tritt". Um dem vorzubeugen, hat der Redner vier Wächter aufgestellt: „Oan' z'Wean, oan' z'Graz, oan' z'Fürstenfeld — Und den vierten gar mitten in der Welt".

Nun muß die Braut auf den Tisch steigen und mitten zwischen Schüsseln, Teller, Flaschen und Trinkgläser hindurch auf den Heiratsmann oder Brautführer zugehen, ohne jedoch dabei ein Gefäß umzustoßen, denn dies würde einen Schatten auf ihren Jungfrauenkranz werfen, auch sonst kein glückliches Vorzeichen für die Ehe sein, besonders hinsichtlich des Kindersegens. Im V. U. W. W. muß sie auch über den „Federhut" des Brautführers steigen. Da gibt es nun unter den Gästen immer den einen oder anderen, welcher unbemerkt ein volles Trinkglas umstößt, was natürlich unter allgemeinem Gelächter auf die Braut geschoben wird. Am Wechsel sucht die „Brautmutter" ihrem Schützling auf dem Tische möglichst freie Bahn zu machen. Ist die Braut nicht Jungfrau, so geht sie längs der Bank von ihrem Platze. Diese Hochzeitssitte ist in den meisten Gegenden Niederösterreichs bekannt, nur im oberen Theile des V. O. W. W. findet sie sich nirgends. Die Brautaufforderung ist die Einleitung zu den „Ehrentänzen", welche in derselben Ordnung gehalten werden wie im V. O. W. W., nur eben nicht, wie dort, schon am Vormittage. Vor oder auch nach Mitternacht, wenn die Gesellschaft in der heitersten Stimmung ist, treten gewöhnlich maskirte Bursche („die Maskerer") auf, welche dem Brautführer einen „Paß" vorzeigen müssen, dessen Inhalt viel komisches, tolles Zeug enthält. Wird er für gut befunden, so dürfen die Masken drei Tänze machen, wobei die Hochzeitsgäste Zuschauer sind. Den ihnen gereichten Wein müssen die „Maskerer" am Wechsel aus Strohhalmen schlürfen.

Meist um zwölf Uhr Nachts oder auch gegen den Morgen hin folgt eine andere Scene, welche von der Braut — wenigstens scheinbar — ernst, von den Hochzeitsgästen aber vielfach als gar lustiger Spaß aufgefaßt wird, nämlich das „Kranzlabtanzen". Im V. O. W. W. kennt man fast überall den Namen dafür, nicht aber auch die Sache. Man „tanzt" dort Vormittags das „Kranzl ab", welches die Braut indeß den ganzen Tag

* Das ist nicht Jungfrau. ** Buckelkorb.

über auf dem Haupte trägt; auch sind dort die Kranzltänze zugleich die „Ehrentänze". Anders verhält es sich dagegen in den übrigen Gebieten Niederösterreichs. Da verschwindet um Mitternacht die Braut plötzlich aus dem Tanzsaale und zieht sich in ein einsames Kämmerlein zurück, aus welchem sie der Brautführer holt, dem der Bräutigam schwere Vorwürfe darüber macht, daß er seine Schutzbefohlene so schlecht bewacht habe. Sobald die „Gefundene" erscheint, wird sie mit freudiger Musik begrüßt und, nachdem sie mit dem Bräutigam und dem Brautführer noch je einmal herumgetanzt hat, trotz Weinen und Klagen mitten im Tanzsaale auf einen Sessel oder Schemel gesetzt. Der Brautführer nimmt der sich sträubenden den „Jungfraukranz" vom Haupte, wobei die Gäste ein vielstimmiges Kindergeschrei nachahmen, die Musikanten aber eine ohrenzerreißende Katzenmusik produciren. (Im Leithagebiete.) An manchen Orten (z. B. um Retz, V. U. M. B.) wird eine Trauermusik gespielt. An Stelle des Kranzes wird der Braut die „schwarze", am Steinfelde die „goldene" Weiberhaube aufgesetzt, worauf sie sich sogleich auf einige Zeit zurückzieht oder aber erst noch einmal mit dem Bräutigam tanzt. Im Marchfelde wurde früher der Braut das „Kranzl" unsanft aus den Haaren gerissen und ein Glas Wasser über den Rücken oder unter den Sessel gegossen; am Wechsel lockert zuvor die Brautmutter den Kranz, im Leithagebiete nimmt ihn die „Taufgod'n" ab.

Die hier beschriebene Scene wird gewöhnlich auch mit „Gstanz'ln" begleitet, welche zuweilen einen gar ernsten, rührenden Ton anschlagen, z. B.:

„O mein' liabe Jungfrau Braut,
Es darf di nit verdriaß'n;
Dein wunderschön's Kranzerl
Hat hiazt aba müaß'n."

„Die Braut und der Bräutigam —
Die Nam' san vorbei;
Du, Bräutigam, bist Mann,
Und sie ist dein Wei'."

„Aus ist der Jungfrau'nstand,
G'schloss'n ist das Eheband;
Fangts an in Gottes Nam'
Und halts schön z'samm."

Am Wechsel führt die Brautmutter die Braut, nachdem sie derselben die „Guglhaub'n" aufgesetzt hat, dem Bräutigam als sein „Weib" zu und übergibt ihm zugleich den abgenommenen Kranz, wobei sie mahnend die Worte spricht:

„I übergib' da dein Wei', halt's freundli' in Ehr'n,
Seids friedli' und ehrli', daß's glückli' mögts wer'n.
Führts beid' mitanander a christliches Leb'n,
Es kann für eng Zwoa ja nix Bessers nit geb'n."

Im genannten Gebiete treten erst nach dem „Kranzlabtanzen" die „Maskerer" und die „Moasenschützen"* auf. Die Letzteren sind Schmarozer, welche bei keiner Hochzeit fehlen und verschiedene Namen führen. Im V. O. M. B. heißen sie gewöhnlich „Maurer",

* Der Ausdruck „die Mais" bedeutet in der älteren Sprache ein Gestell zum Tragen auf dem Rücken.

im V. U. M. B. (um Retz) „Stückelpasser“ (welche auf gute Bissen von der Mahlzeit warten), im V. O. W. W. „Nachigeher“ (weil sie erst später nachkommen), „Bucklkratzer“, (weil sie hinter den Gästen stehen und für diese, wenn sie nicht mehr essen können, „einsteigen“, sich „einsetzen“), oder „Alfanzer“* (nur an wenigen Orten an der oberösterreichischen Grenze). Wo die Wirthshaushochzeiten üblich sind, wird beim „Andingen“ des Mahles auf die Schmarozer vielfach Rücksicht genommen. Im V. O. W. W. beginnt schon nach beendigtem Mahle am Abend der Freitanz, das heißt es kommen allerlei ungeladene Gäste, welche blos tanzen wollen und „schandenhalber“ auch etwas Weniges „zehren“. Sie bekommen noch Hochzeitssträußchen von der Kranzljungfrau, aber nicht auch die Mädchen, welche sie mitbringen. Es finden sich oft ganze Kameradschaften ein, darunter auch solche, welche bei dieser Gelegenheit einen alten Handel „auszuraufen“ sich vorgenommen haben und dieses Vorhaben gewöhnlich auch ausführen.

Was die Tänze unseres Landvolkes überhaupt betrifft, so sind Ländler und Polka als die gewöhnlichsten, beliebtesten zu bezeichnen. Man tanzt aber wohl auch schon, besonders auf dem Flachlande, Walzer, Galopp und Mazurka, in bürgerlichen Kreisen auch Quadrille. Man ahmt hierin eben dem Städter nach. An die Stelle des „Sechsschrittes“ oder „Deutschen“ scheint mehr und mehr der Walzer zu treten.

Ist die Hochzeit mit allen ihren Freuden und Lustbarkeiten zu Ende, so werden die Gäste „fort-“ oder „heimgeblasen“; die Musikanten begleiten die Abziehenden ein Stück Weges und bei geringen Entfernungen auch ganz nach Hause, wofür sie gutes Trinkgeld bekommen. Bei Gelegenheit des „Heimblasens“ werden auf das junge Paar natürlich wieder „Gstanz'ln“ gesungen.

Die Braut zieht hier und da nicht sogleich in ihr neues Heim, sondern bleibt eine, auch zwei und drei Wochen noch bei den Eltern und läßt sich vom Bräutigam holen. (V. U. W. W., z. B. im Leithagebiete und am Steinfelde.) Auch bei dieser Gelegenheit wird, besonders wenn die Braut in die Fremde heiratet, von ledigen Burschen mit einem Bande „fürgezogen“ und muß ein „Schnurgeld“ erlegt werden. Betritt die junge Frau ihre künftige Behausung, so muß sie die Schwiegereltern um Aufnahme bitten. Um Weikersdorf (V. U. W. W.) thut sie das auf der Hausthürschwelle kniend. Hierauf wird sie förmlich, ja gewissermaßen feierlich in die Küche zum Herd und von da in die Stube geführt. Diese sinnvolle, die Bestimmung des Weibes als Hausfrau charakterisirende Ceremonie ist besonders am Wechsel noch gang und gäbe. Ebenso ist hier auch ein anderer interessanter Brauch üblich. Am zweiten Tage nach der Hochzeit nämlich führen die Junggesellen auf einem Halbwagen oder Heuschlitten ein kurzes dickes Holzbloch der jungen Frau als „Wiegenholz“ ins Haus und lassen sich dafür bewirthen. (Kranichberg.)

* Das Wort kommt aus dem Italienischen all' avanzo, zum Vortheil; hier bedeutet „Alfanzer“ so viel als Näscher.

Die Aussteuer oder Haussteuer, welche die Braut von den Eltern mitbringt, besteht außer der Mitgift in Geld zumeist in Einrichtungsstücken, z. B. Truhe, Häng- oder Schubladkasten, einem oder zwei Betten (früher „Himmelbett"), Tisch und Sesseln, Alles aus gutem harten „Naturholz". Außerdem wird die Braut mit Wäsche und Kleidern „ausstaffirt" und bekommt für den Haushalt grobe und feine Leinwand, nebst „Garn", Küchengeschirr, Eßzeug und dergleichen; oft auch das ein und andere Stück Nutzvieh, z. B. eine weiße Kuh („Brautkuh"), welche bekränzt „hinter der Wanderfuhr" folgt. Die



Das Heimblasen.

Hochzeitsgäste, überhaupt die „Freunde" und nahen Bekannten, auch wenn sie an der Hochzeit nicht theilnehmen, spenden zur Aussteuer Geld oder Naturalgaben, z. B. Butter, Eier, Zucker, Kaffee, Fleisch, Gänse, Hühner, auch Spanferkel (zumeist für die Hochzeitstafel), außerdem kleinere Einrichtungsstücke, namentlich Küchengeschirr, Gläser und dergleichen. Zeit und Ort der Übergabe der Aussteuer ist sehr verschieden. Auch Bräutigam und Braut, Brautführer und Kranzljungfrau machen sich gegenseitig Geschenke. Der Bräutigam kauft der Braut die Hochzeitsschuhe, sie gibt ihm dafür das „Brauthemd" (ziemlich allgemein) oder auch ein farbiges seidenes Sacktuch und eine weiße Schürze. (Letzteres z. B. in der Horner Gegend, V. O. M. B.) Der Brautführer hält die Kranzljungfrau beim Hochzeitsmahle „frei", dafür bekommt er von ihr ein seidenes Halstuch.

Schließlich wäre noch eine Reihe von volksthümlichen Meinungen anzuführen, welche auf Liebe, Hochzeit und Ehe sich beziehen. Hier können indeß nur einige der landläufigsten Platz finden. Wenn Liebende im Frühjahr die wiederkehrenden Schwalben zum ersten Male nicht einzeln, sondern paarweise fliegen sehen, so heiraten sie noch in diesem Jahre. Wenn einem Mädchen das „Fürtuch“ (die Schürze) hinabfällt, weil die Bänder sich gelöst haben, so wird ihr der „Schatz“ untreu werden. Zerbricht eine ledige Person einen Spiegel, so muß sie mit dem Heiraten noch sieben Jahre lang warten. Liebende sollen sich keine schneidenden Instrumente (Messer, Scheere) schenken, denn dadurch wird das Liebesband entzwei geschnitten; auch Ringe, geweihte Gegenstände (Rosenkränze, Gebetbücher und dergleichen) sind bedenkliche Geschenke. Am Hochzeitstage gelten als vorbedeutend: das Wetter, ein des Weges kommender Leichenzug, das Flackern eines Lichtes auf dem Altare, die Unachtsamkeit der Braut, wenn sie sich mit Wein beschüttet (ihr Gatte wird ein Trinker werden), das erste „Ja“, wenn der Mann es spricht (denn dann wird das Weib in der Ehe herrschen) und anderes mehr. Ein Sprichwort sagt: „Weinende Braut, lachende Frau“ und umgekehrt. Zu Gmünd im V. O. M. B. war es früher Sitte, im Elternhause der Braut vor der Trauung einen Prügel im geheizten Backofen zu verbrennen, damit die Frau in der Ehe vom Manne keine Schläge bekomme. Am Wechsel setzen die Hochzeitsgäste den Rosmarinzweig im Garten in die Erde; grünt er, so werden die Neuvermählten glücklich sein.

Wir gehen nun zu den Todtenbräuchen des niederösterreichischen Volkes über. Ist ein Hausgenosse gestorben, so drückt man ihm die Augen zu, und damit sie geschlossen bleiben, legt man nasse Läppchen oder schwere Kupfermünzen darauf, welche nach dem Gebrauche verschenkt werden. Oft auch wird das Kinn mit einem Tuche „aufgebunden“; damit der Mund nicht offen stehe. Gewöhnlich öffnet man sogleich nach eingetretenem Tode die Fenster des Sterbezimmers, damit, wie man hier und dort kindlich meint, die Seele „ausfahren“ könne; auch werden die Uhren im Zimmer zum Stehen gebracht, denn um den Todten muß Stille herrschen und sollen die stehenden Zeiger ein Bild der abgelaufenen Lebensuhr sein. In bürgerlichen Familien verhängt man sofort den Spiegel, weil er sonst erblinden würde. Der Todte wird, nachdem man ihn drei Stunden im Bette hat liegen lassen, gewaschen und mit sauberen Kleidern, an manchen Orten sogar mit dem Hochzeitsgewande angethan. Dieses Geschäft besorgen zuweilen bestimmte Personen, wofür sie das Betttuch des Verstorbenen und einige von seinen Kleidungsstücken (von einem Manne z. B. Hemd, Hose und Rock) bekommen. Das Bettstroh wird auf dem nächsten Felde oder auf offenem Wege verbrannt. Dabei knien die Hausleute und Nachbarn um das Feuer herum und beten für den Dahingeschiedenen. An einigen Orten glaubt man, daß der Rauch die Seele zum Himmel trage. (V. O. W. W., im Gebirge.) Die Leiche wird



Das Urlaubnehmen des Todten.

auf den „Laden“ gelegt, der auf zwei Holzschragen ruht, oder auf eine Bank ohne Lehne, und zwar bahrt man gewöhnlich den Todten nicht mitten im Zimmer, sondern längs der Wand auf. Ihm zu Häupten stellt man ein Crucifix, ein Öllicht und ein Gefäß mit Weihwasser sammt einem Ähren- oder Buchsbüschel zum Besprengen des Leichnams. Dieser liegt da mit gefalteten Händen, welche eine „Bet'n“ (ein Rosenkranz) ziert und zugleich zusammenhält, die Brust ist mit Heiligenbildchen bedeckt, welche Erwachsene wie Kinder in frommer Liebe spenden, wenn sie den Todten „anschau'n“ gehen. Die Leichen von Jungfrauen sind gewöhnlich weiß gekleidet, das Haupt ist mit einem Kranze von weißen Rosen, oft aber mit einer hohen Blumenkrone geziert. Der Sterbetag ist ja der Jungfrau „Ehrentag“ (Hochzeitstag).

In den Nächten, während welchen der Todte im Hause liegt, findet das „Leichhüten“ oder „Nachtwachen“ statt. Es wird meist angesichts des Todten abwechselnd gebetet und gesungen. Ist der erste längere Theil der „Andacht“ vorüber, so werden die Gäste mit Most, Branntwein (in Weingegenden mit Wein), Nüssen und Dörrobst nebst Hausbrot bewirthet. Auch harmlose Spiele erlaubt man sich zuweilen. Nach der „Jause“ wird wieder gebetet und gesungen. Das Wachen dauert meistens bis über Mitternacht hinaus. Am Morgen versammeln sich im Trauerhause die durch den „Leichenbitter“, „Leichen“- oder „Conductansager“ geladenen „Freunde“, Nachbarn und Göden des Todten. Sie werden mit einem Frühstück bewirthet, welches in manchen Gegenden (z. B. im Ötschergebiete) einer kleinen Mahlzeit gleichkommt. Nach demselben werden fünf Vaterunser für den Verstorbenen gebetet, worauf die Träger den Leichnam im offenen Sarge in das Vorhaus tragen. Nun folgt die fast in ganz Niederösterreich in gleicher Weise übliche, echt volksthümliche und tief ergreifende Ceremonie des „Abbittens“ oder „Urlaubnehmens“ des Todten. Der „Vorbeter“ oder aber der „Bauerntischler“ (gewöhnlich ein Zimmermann), welcher den Sarg anfertigt, stellt sich neben denselben hin und hält im Namen des Todten, wenn dieser z. B. der Familienvater ist, folgende Ansprache:

„Gelobt sei Jesus Christus! Hiazt pfiat* eng Alle Gott bei'nander; muaß eng heunt verlass'n. Bin oft in d' Kirch'n nach N. ganga und wieder hoam kemma, aber heunt kimm i neamer z'ruck. So pfiat di Gott, mein liabs Wei'! I dank' da für alle Liab und für all's Guate, was d' ma in unserm Eh'stand erwiesen hast, und für alle Geduld, döst (die du) mit mir g'hat hast. Verzeih' ma, wann i di kränkt han. Kinder, pfiat eng aa Gott! Thuats der Muader schön folg'n, vergeßts auf unsern Hergott nit und werds brave Leut'. Nachbarn, Göd'n und Freund'! Thua eng aa tausendmal pfiat'n und bitt' eng um Gottswillen schön, thats ma nix verübeln und verzeihts ma, wann i eng beleidigt han. Weib,

* „Pfiaten“ ist entstanden aus „b'hüaten“ d. i. behüten.

Kinder und ös alle meine guat'n, liab'n Freund', thuats auf mi nit ganz vergess'n, thuats für mi bet'n, bis ma uns im Himmel wieder seh'n."

Nun geht die Gattin hin, besprengt den Todten mit Weihwasser, macht das Kreuz über ihn, berührt seine Hand und spricht: „So pfiat di Gott, mein liaber Mann, bis ma wieder z'samm kemman!" Dann treten einzeln die Kinder heran und beurlauben sich in ähnlicher Weise, wobei sie sagen: „Pfiat 'n Vadern" und etwa hinzufügen: „Dank' 'm Vadern für alles Guate!" Und ebenso „pfiat'n sich" auch die Nachbarn und Freunde, und



Leichenbegängniß.

mancher setzt mit brechender Stimme bei: „Han di gern g'hat, Nachbar!" — Am Wechsel nennt man diese Ceremonie das „Leichabdanken". Statt in der ersten Person spricht der Redner oft auch in der dritten. In manchen Gegenden hält der Vorbeter eine Ansprache erst am Grabe. Am Schlusse des Urlaubnehmens wird im V. O. W. W. ausdrücklich gesagt, daß der Todte „allen Freunden auch etwas hinterlassen hat auf (für) eine „Zehrung" (Todtenmahl), welche beim N-Wirthe sein wird". Ist nun der Sarg geschlossen und vernagelt, so nehmen ihn die Träger in Empfang und schwenken ihn über der Thürschwelle, diese leicht berührend, dreimal in Kreuzesform und sprechen dabei jedesmal: „Gelobt sei Jesus Christus!" Alle antworten: „In Ewigkeit, Amen." Es ist eine viel verbreitete

Meinung, daß der Todte mit den Füßen voran müsse aus dem Hause getragen werden, denn schaut er zurück, so stirbt bald Jemand aus der Hausgenossenschaft „nach".

Ist das Sterbehaus weit von der Kirche entfernt, so wird der Leichnam auf einem gewöhnlich von Ochsen gezogenen Wagen zur Kirche „geführt". Der Kutscher darf sich aber nicht „umschauen", denn damit würde er dem Todten einen Kameraden suchen. Ein Nachbar fährt die Leiche zur Kirche; um Salapulka (V. O. M. B.) graben zwei Nachbarn auch das Grab. In manchen Gegenden, wie im Gölsen- und Ybbsthal (V. O. W. W.) gilt es als höchst anstößig, einen Todten zu Wagen zur Kirche zu bringen. Man trägt lieber den Sarg auf Stangen weite Strecken Weges. An einigen Orten im V. O. M. B. (z. B. in Dorfstetten) ist es Sitte, daß, wenn ein Bauer stirbt, jeder Nachbar, über dessen „Grund" der Leichenzug geht, am Feldraine vor die Bahre hintritt und der Vorbeter ihn im Namen des Todten um Verzeihung bittet, falls sie sich etwa nicht gut vertragen und namentlich Grenzstreitigkeiten miteinander gehabt hätten. Die Leiche eines Verheirateten wird von Männern, jene eines Ledigen von Jünglingen, die Mädchenleiche von Mädchen zu Grabe getragen; der letztere Brauch ist nur in den oberen Theilen des V. O. W. W. ganz unbekannt. Hier trägt auch die Kindsleiche, gleichviel ob männlich oder weiblich, ein Bursche oder ein Schulknabe auf den Armen, wobei ihm ein Tragband die Last erleichtert. An vielen Orten wird dem Sarge in einer Laterne das an der Leichenlampe angezündete „Todten-Wachslicht" vorgetragen.

Das Todtenmahl besteht entweder nur aus Brod, mit Salz (auch Kümmel) bestreut, und Wein, daher auch „Todtentrunk" (V. O. M. B.), „Leichentrunk" (am Wechsel) genannt, oder es kommt einer eigentlichen reichlicheren Mahlzeit gleich und heißt „Todtenzehrung" oder „Leichenschmaus". Nach demselben (im Ybbsthal sogar einmal während desselben) wird für den Verstorbenen gebetet.

Das Landvolk charakterisirt sich in seinen Leichengebräuchen den Städtern gegenüber auffällig dadurch, daß es alles Gepränge meidet und dafür möglichst viel der Seele des Dahingeschiedenen zugute kommen läßt. Darum wird z. B. kein Luxus mit Kränzen oder in Ausstattung der Grabmonumente getrieben; das einfache Holzkreuz genügt noch fast überall. Nur mit dem zuvor erwähnten Leichenschmause macht das Volk hier eine Ausnahme. (Man erkennt darin einen Überrest der altheidnischen festlichen Todtengebräuche.) In seinem Schmerze zeigt unser Volk eine oft staunenswerthe Fassung, ja einen wahren Heroismus. Da steht eine Bauernmutter mit einer Schar unmündiger Kinder am Sarge ihres Mannes. Sie weint still, ihre ganze Haltung verräth eine gewisse Seelengröße und Hoheit im Leiden, die ihren Stützpunkt in wahrem Gottvertrauen haben. Auffälliges Benehmen in Äußerung des Schmerzes gilt als unschicklich und wird, wenn auch augenblicklich nicht getadelt, doch nachher „beredet".

Zahlreich sind die Meinungen, welche sich an den Tod, an die armen Seelen, an das Erscheinen von Todten u. s. w. knüpfen. Ein Verwandter oder guter Freund „meldet" sich nicht selten im Augenblicke des Todes „an" („Anmeldung", „Anmahnung"). Da geht z. B. plötzlich die Stubenthür auf und Niemand überschreitet die Schwelle; man hört klopfen („pemperln", „tammerln"); Gegenstände fallen ohne begreifliche Ursache von der Wand; eine klagende Stimme tönt durch das ganze Haus; man vernimmt in einem Gemache deutlich Schritte, und doch ist Niemand zu entdecken; beim Todtengräber wirft es Nachts Bretter und Grabwerkzeuge polternd durcheinander; eine schwarze Gestalt huscht um das Haus und dergleichen mehr. Verstorbenen soll man nicht allzu heftig und lange „nachweinen". „Geht dem Todten etwas ab" oder hat er fremdes Gut im Leben nicht zurückgestellt, so hat er nach dem Tode keine Ruhe, er muß „umgehen". In der Nacht erscheint er einem Verwandten oder guten Freunde und sagt, was ihm fehle, bezeichnet auch den Ort, wo das ungerechte Gut zu finden sei. Betet man für ihn und thut man das Geheißene, so erscheint der Todte zuweilen wiederholt, aber immer „weißer" und zuletzt flattert die Seele auch wohl als weiße Taube zum Himmel auf, nachdem sie sich für die Erlösung „bedankt" hat. Die Nacht gehört den Geistern. Sie gehen besonders vom Ave Maria-Läuten des Abends bis zum nämlichen Glockenzeichen des Morgens herum. In vielen Gegenden meint man, die Geister können Einem nur bis unter die Dachtraufen folgen, wenn sie auf „freier Weit" draußen sich genaht und etwa unsichtbar auf einen Wagen gesetzt haben. Wenn ein Messer mit der Schneide nach aufwärts liegt, so muß eine arme Seele darauf „reiten"; eine solche leidet auch, wenn man Thüren und „Gatter" stark zuschlägt. So lange um die Hinterlassenschaft eines Verstorbenen gestritten wird, kann dieser nicht Ruhe finden. Wenn das Feuer singt, liegt eine arme Seele in der Pein:



Friedhof.

man streut etwas Salz in die Flamme oder wirft Brodkrümchen hinein. Verschüttet man beim Weintrinken einige Tropfen, so sagt man: „Das gehört für die armen Seelen." Manche andere hieher gehörige Meinungen dürfen als bekannt vorausgesetzt werden.

In der bei jeder Gelegenheit sich kundgebenden Theilnahme an dem Schicksale der dahingeschiedenen Verwandten und Freunde, wie der Mitmenschen überhaupt, prägt sich ein Zug edler, liebevoller Pietät im Leben unseres Volkes aus. Man redet fast niemals von einem Verstorbenen, ohne beizufügen: „Gott tröst' ihn!" „Gott laß ihn selig ruh'n!" „Gott hab' ihn selig!" — Träumt man von einem Todten, so betet man für ihn. Zahllos sind die Gebete und Opfer, welche für die Seelen der Verstorbenen dargebracht werden, und manche fromme, wohlthätige Stiftung, manch altehrwürdiges Denkmal dankt auch in unserem Vaterlande seinen Ursprung dem pietätvollen Andenken an theure Verstorbene.

Volkstracht.

Das eigenthümlichste Volkscostüm Niederösterreichs, welches sich theilweise bis über die Vierziger-Jahre erhalten hat, müssen wir entschieden im V. U. W. W., im Piesting- und Triestingthale suchen. In diesen Gegenden hat fremder Einfluß am wenigsten eingewirkt.

Der Bauer trug dort schwarzen, haarigen Hut mit Sammtband und Schnalle, darunter eine weiß und roth gestreifte „Schlafhaube", deren Zipfel hinter dem rechten Ohre herabhing, ein buntes Halstüchel, vorne einfach in einen Knoten geknüpft, ein Leibl aus bunter Seide oder schwarzem Sammt mit zwei Reihen Knöpfe, darüber grüne Hosenträger, welche bei jüngeren Leuten an den Verbindungsstellen mit kleinen Goldeinsätzen verziert waren. Die kurze Jacke mit Stehkragen und unten aufgeschlagenen, mit kleinen schwarzen Lederstreifen besetzten Ärmeln war aus dunkelblauem Tuche, ebenso der mit ihr abwechselnde lange Rock, an welchem man später die Hafteln mit Knöpfen vertauschte. Das blaue Fürtuch trug man um die Lenden geschlungen. Die schwarze bocklederne Hose lag eng an, die hohen Stiefel aus weichem Leder mit vielen kleinen Falten, besonders an den Gelenken, wurden gewöhnlich nur bis an das Knie aufgezogen. Ältere Leute trugen auch Schnallenschuhe und Strümpfe. Der schönste und werthvollste Festschmuck der Bäuerin war die sogenannte „reiche Haube". Dieselbe bestand aus zwei Haupttheilen: dem schirmartigen Vordertheile, welcher aus einem Drahtgestell gebildet und mit gegittertem Goldflechtwerk überzogen war, und einem gewölbten Aufsatze mit Hochstickerei und herabhängenden geflochtenen Schnüren, beide gleichfalls aus Gold.

Weniger wohlhabende Bäuerinnen trugen die „Blendenhaube", der vorigen gleichgeformt, doch aufgeputzt mit schwarzen Spitzen und Flinserln; höchstens der „Gupf" bestand aus Goldstickerei, oft auch dieser nicht. Je älter die Tracht, desto weiter ragte der

Schirm an beiden Hauben über das Antlitz vor. Den weiteren Festſtaat bildeten ein buntseidenes Halstuch, eine sechs- bis siebenfach um den Hals gewundene Schnur mit den sogenannten „Kropfperlen" (echten kleinen Perlen), ein brauner oder grüner schillernder Seidenspenzer mit oben sehr bauschigen, nach unten sich verengenden „Schinken-Ärmeln", schwarze Schürze und Rock, ebenfalls von Seide oder einem anderen werthvollen „schweren" Stoffe. Die Fußbekleidung bestand aus weißen Strümpfen und ausgeschnittenen Schuhen. Die ganze Tracht machte den Eindruck des Farbigen, Bauschigen.

Den Bauer im Ötschergebiete und in dem daranstoßenden Flachlande charakterisirte bis in die Fünfziger-Jahre die dem Gebirgler überhaupt eigene Vorliebe für die grüne Farbe, welche in dem grünen Haftelrocke mit den ungetheilten Schößen ihren ganz besonderen Ausdruck fand. Zu diesem Costüm gehörte die eng anliegende Kniehose mit dem Eßbestecke neben dem „Hosensacke", der rothe Brustfleck mit den grünen Hosenträgern darüber und der niedere runde Hut mit sehr breiten Krempen oder der wegen seines großen Kalibers so genannte „Siebenvierteltagwerkhut"*, welcher von unten bis zur halben Höhe erst ein wenig sich verengte, dann aber breit auseinanderging und mit einer Schnalle oder auch wie der niedere Hut mit Goldquasten und Klunkern verziert war. Die Fußbekleidung bestand aus weißen oder blauen Strümpfen und „pechdrahtenen" Schuhen. Der um die Mitte getragene, mit Pfauenfedern ausgenähte Ledergürtel war in der Regel schmäler als die bekannte „Katze" der Händler und Fuhrleute („Schwerführer").

Die Tracht des Bauern im V. O. und U. M. B. war weniger malerisch. Er trug einen langen dunkeln Rock oder eine Jacke von ähnlichem Stoffe, darunter eine mit eng aneinander gereihten kugelförmigen Metallknöpfen besetzte Weste, Kniehose, weiße oder blaue Strümpfe und Schnallenschuhe, als Kopfbedeckung einen rauhen schwarzen Filzhut. Hierin ist überhaupt der Typus der gewöhnlichen, nicht malerischen Bauerntracht zu sehen, wie sie besonders auch im Flachlande des V. O. W. W. üblich war.

Im ganzen Gebiete des Wienerwaldes gehörte noch der rothe „Brustfleck" mit den grünen oder auch weißen Hosenträgern zum Feststaate, in der Gegend von Puchberg am Schneeberge der hohe, kegelförmige Hut und der aufgerichtete und ausgekerbte „rupfene" Hemdkragen. Als Fußbekleidung trug der Bauer hier Aufzugstiefel, welche aber auch an anderen Orten begegneten und noch begegnen. — In der weiblichen Bauerntracht der verschiedenen Gebiete wiederholt sich der oben vorgeführte Typus des Bauschigen und Schillernden. Die Goldhaube begegnet uns im V. O. W. W. in der spornartig ausgeschweiften Linzerhaube, am und im Wienerwalde trug man die große „Bindl"- oder „Knödlhaube" aus schwarzem Sammt mit Silberzierat und Gold- oder Silberborden, im

* Tagwerk bedeutet ein Stück Ackerland, welches mittelst eines Gespannes an einem Tage umgearbeitet werden kann. (Beiläufig ein Joch.) Im V. U. M. B. nannte man diese Hutform in ähnlicher Weise scherzhaft „Dorfviertel".

V. O. M. B. die rückwärts gerade aufstehende „Brettlhaube“, deren Gestell aus Pappe und Draht mit Kammertuch überzogen war, im V. U. M. B. die fast schuhhohe „gupfete“ Haube. Im V. O. W. W. war bei den Bäuerinnen besonders auch noch die „schwarze“ Linzerhaube beliebt, der goldenen in der Form ganz ähnlich, im Gebirge daneben der steirische Männerhut ohne Zierat. In Erinnerung sind besonders am Wienerwalde noch die einst so beliebten „Kastorstrümpfe“ mit eingesetzten rothen Zwickeln, sowie die verschiedenfarbigen „ebenen“ oder „Halbschuhe“ mit Rosette, Schnalle oder schwarzen Bändern und die breiten Schürzen aus blauer Badener Leinwand. Die winterliche „Gugel“ (im Flachlande gewöhnlich weiß, an den Ecken mit Stickerei verziert) ist heute noch im Gebrauch.

Die männliche Bürgertracht bestand in einem sehr langen Rocke, in der Kniehose, weißen oder blauen Strümpfen und Schuhen. An der sammtenen geblümten Weste prangten massive Silberknöpfe oder statt derselben auch Silberzwanziger. Der Bürger im Ötschergebiete legte außerdem besonderen Werth auf den Gehstock, auf welchen er sich jedoch nicht eigentlich stützte, sondern den er gerne so in der Hand trug, daß das reiche „Silberb'schläg“ mit den aus Seidenfäden geflochtenen Quasten sichtbar blieb. Ähnlich, nur nicht so reich, kleidete sich auch der Geselle. Sein Hut glich wie der des Bürgers dem bäuerischen „Siebenvierteltagwerkhut“, nur scheint er an Kaliber etwas hinter diesem zurückgeblieben zu sein. Die Bürgersfrau trug als Feststaat ein langes, „schweres“ Seidenkleid von grüner oder blauer Farbe, um den Hals eine Spitzenkrause oder ein rothseidenes „Brochetüchlein“, eine Perlenschnur mit einem Kreuzlein oder Amulet, als Fußbekleidung die niederen „Kreuzbandlschuhe“. Den Kopfschmuck bildete stehend die Goldhaube, wie denn auch die goldene Brochenadel und ebensolche Ohrgehänge und Fingerringe nicht fehlen durften.

Heute ist die bürgerliche Tracht auf dem Lande schon in vielen Gegenden von der städtischen kaum oder gar nicht mehr zu unterscheiden. Der Bauer trägt höchstens bei besonders festlichen Anlässen noch den langschößigen „Bratlrock“; an dessen Stelle ist ein kürzerer Rock getreten, mit welchem indeß noch hier und da der „Schamper“ (die Jacke) abwechselt, namentlich im Gebirge. Pantalons sind längst allgemein üblich. Der niedere rauhe Hut mit der schmalen Krempe erscheint fast zu klein.

Die Bäuerin hat den eng anliegenden kurzen Spenzer mit den bauschigen Ärmeln (im V. O. W. W. auch „Krapfenärmel“ genannt) abgelegt und dafür die bequemere Joppe gewählt. An Stelle der Haube ist überall das Kopftuch getreten, welches indeß den Mädchen, die es weiter von der Stirne zurückgeschoben tragen, recht gut läßt.

Reste malerischer Tracht finden sich noch im Wechselgebiete, wo beide Geschlechter den mit Goldfäden reich „ausgenähten“ rothen Brustlatz tragen. Außerdem begegnet uns im Gebirge, besonders an der steiermärkischen Grenze, noch der grüne „steirische“ Hut, doch oft auch schon z. B. im Ybbsthal, ohne die bekannte übliche Zier.

Mythen, Sagen, Märchen und Legenden.

Wir betreten hier ein Gebiet, in welchem der poetische Sinn des Volkes wahre Wunderschätze ins Dasein gezaubert hat, und zwar in einer reichen Fülle und Mannigfaltigkeit. Die folgende Skizze muß sich jedoch auf die Hauptsache beschränken, auf die Vorführung der wichtigsten dem Volksglauben zu Grunde liegenden Gestalten und Motive.

Der mythische Wodan begegnet uns in der wilden Jagd (im V. O. M. B. auch das „Donnerhundl" genannt). An die Stelle des heidnischen Gottes ist im christlichen Volksglauben der Teufel getreten. Das wilde „G'joad" geht nur „kniehoch" über dem Boden, so daß man sich davor schützen kann, wenn man sich platt auf die Erde legt. Hunde sollen Nachts von der Kette gelassen werden, denn sie müssen, wie andere Thiere, mitjagen. Seitenstücke zur wilden Jagd sind: der „höllische" oder „schwaari" (schwere) Wagen, welcher mit kopflosen schwarzen Pferden bespannt Nachts polternd über die Häuser dahinrast (V. U. W. W.), und der gespenstige Donauschiffzug, dessen Gefährte unter unheimlichem Schnauben der Rosse und wildem Geschrei der Schiffsknechte dem Stromufer entlang zieht. Wodan erkennt man auch im „todten Schimmelreiter", sowie einzelne mythische Spuren in dem buckeligen, zwerghaften Todtenmann („Todamann"). Von Frau Berchtas Rache erzählen einige Sagen im Ybbsthal (die „Verschtl-Ohrfeige", der geblendete Bauer.) Die Riesen müssen einst arg gehaust haben. So belagerten sie z. B. einmal die Stadt Litschau (V. O. M. B.) und der Riese Änother, von welchem das Geschlecht der Einöder stammen soll, folgte Karl dem Großen „aus Schwaben" in den Avarenkrieg. Er durchwatete die tiefsten Flüsse und trug Feinde, gleich Fröschen an die Lanze gespießt, vom Kampfplatze. (Ötschergebiet.) In mehrere andere Riesensagen spielt die christliche Christophoruslegende hinein. Von den Zwergen, welche „zwischen Licht und Dunkel" ihr Versteck verlassen, fürchtet man nur die schwarzen, mehr oder weniger tückisch aber sind sie alle. Gleichwohl erweisen sie sich den Menschen auch freundlich (der Zwergkönig vom Schneeberge) und dienstbar (der Straßenbau zu Senftenberg im V. O. M. B.). Von dem oft ruchlosen Treiben der kleinen Wichte erzählt z. B. die Sage von der auf der Maman-Alm im Schneeberggebiete versunkenen Zwergenstadt.

Die Elementargeister sind nach dem einheimischen Volksglauben gefallene Engel, welche Gott auf ihr Bitten in die vier Elemente gebannt hat.

Im Gebirge spielen die erste Rolle die Bergmännchen („Bergmandl"), kleine, elfenartige Wesen mit frischen Knabengesichtern, grüner Kleidung und eben solchen Kappen oder spitzen, auch „gupfigen" Hütchen (daher ihre Eigennamen: „Grünhütl", „Spitzhütl", „Gupfhütl".) Die Lieblingskost der kleinen Kerle sind Rosinen. (Am Wechsel.) Muthwillig

in ihre Höhlen geschleuderte Steine erregen Gewitter. Im Ganzen sind die Bergmännchen dem Menschen nicht feindlich gesinnt. Ihr Pochen verkündet den Bergknappen und Hammerschmieden Arbeit und Gewinn. (Schöne Sagen und Märchen besonders im Ötschergebiet.)

Die Wildfräulein werden in Bergwäldern gesehen und man hört oft ihr helles Jauchzen und Singen bis auf die Straße herab. Sie tragen das Haar aufgelöst und sollen feenhaft gekleidet sein. Man glaubt, daß sie ungetaufte Wiegenkinder zuweilen mit Wechselbälgen vertauschen, was man sonst gewöhnlich den Hexen in die Schuhe schiebt. Der bekannteste Aufenthaltsort der Wildfräulein ist die „Frauenhöhle“ auf dem kleinen Ötscher. Die „schnalzenden Peitschen, klingenden Wagen und grellfarbigen Trachten“ haben die Wildfräulein wie die Bergmännchen in neuester Zeit allenthalben vertrieben.

Der Wassermann sitzt Abends gerne an Teichrändern, Bach- und Flußufern oder auch auf den Wehrbrettern und kämmt sich sein langes, triefendes Haar. Er ist klein, trägt grünes Gewand und hohe Röhrenstiefel. Bei Mondenschein fährt er auf einem mit sechs Katzen bespannten Wäglein um die Teiche. (Göpfritz an der Wild, V. O. M. B.) Der kleine Wicht rauft zuweilen mit den Fischerknechten, aber nur so lange, als er naß ist. Man erkennt ihn leicht, denn aus der linken Rocktasche tropft ihm stets Wasser. Er wohnt in einem unterirdischen Palaste, dessen Boden mit glänzenden Fischaugen bestreut ist. Man legt dem Nix alljährlich ein grünes Gewand als Geschenk ans Ufer, damit er keinen Schaden anrichte. (Ähnlich opfert man ja auch noch dem Feuer und der Luft, das ist dem Winde.)

Von Wasserweibchen hört man weniger oft erzählen, doch sind uns schöne Sagen, z. B. von einer Quellnixe im Paßthal (V. U. M. B.) und vom „Donauweibchen“ in der Wachau überliefert. Letzteres erkannten die Fischer beim Tanze im Mondenschein an den grüngoldigen Haarflechten.

Die „Feuer“- oder „Fuchtelmänner“, auch „Erdmandl“ genannt, tragen Feuer in Brust und Bauch und schleichen Nachts um die Rainsteine, welche sie „im Leben“ verrückt haben. In ihnen sind die Irrlichter personificirt. (Viele landläufige Sagen.)

Zu den Elementargeistern dürfen wir auch das boshafte „Troadmandl“ (Getreidemännchen), sowie die gespenstigen „Bilsenschnitter“ oder „Kornschwender“ (V. O. M. B.) und endlich auch die Alrannen („Alrännl“), letztere ob ihrer Ähnlichkeit mit der koboldartigen Gestalt der Mandragorawurzel rechnen. Die Alrannen sind auch als schätzebringende „Tragerl“ bekannt.

Überaus zahlreich sind die Teufelssagen; sie gleichen indeß in den wichtigsten Zügen den allbekannten auch anderwärts erzählten. Wir heben hier nur einiges Charakteristische hervor. Das Volk scheut sich den Namen Teufel auszusprechen und sagt darum lieber „Teuxl“, oder nennt ihn den „bösen Feind“, „Ganggerl“, den „Oan'“ (den Einen), den „Kloan'“ (den Kleinen, am Wechsel). Der Teufel „schnofelt“ (näselt) und

kann daher, wenn er fährt, nicht „hie, hie!" rufen, sondern „hean, hean!"; ebenso juchzt er nicht wie unser Landvolk in drei Absätzen: „Ju, hu, hu," sondern bringt nur „Juhu!" heraus. Endlich kann er nicht ordentlich husten, sondern er „kämpft und kaagatzt" (hüstelt). Der Teufel hinkt, weil er eine „Schall" (Überbein) hat (V. O. W. W.), oder weil er einmal von einem Schimmel, den er für einen Bäcker hielt, auf den Fuß geschlagen wurde (V. U. W. W.). Das Beschwören des Teufels durch das Kreisstehen, seine Verwandlungen, boshaften Versuche zu schaden, die Vereitelung derselben (der Hahnkrat), sowie der „gefoppte" Teufel sind landläufige Sagenmotive. (Die Teufelswand bei Schwallenbach in der Wachau, die Teufelsdukaten und der durchlöcherte Bauernhut, der Wolf als Ersatz für die versprochene Christenseele und dergleichen.) Der aus einem Hühnerei ausgebrütete Teufel heißt „Spirifankerl" oder „Ganggerl" (V. U. W. W.) und bringt als „Tragmanderl" gleich den Alraunen Schätze. (Das „Flaschenteufelchen".)

Die Hexen, „Zasch'n", thun es dem Vieh an. Taucht man in die verhexte Milch einen glühenden Stahl oder peitscht man sie mit Ruthen, so trifft man damit zugleich die Hexe. Die „Butterhexen" bereiten aus fremder Milch, die sie sogar aus „Tuchzitzeln" (Zipfeln) melken können, die köstlichste Butter. Von „Wetterhexen" erzeugte Schauerwetter erkennt man an den Haaren, welche in den Hagelkörnern sich finden. Mit einer geweihten Kugel kann man die Unholdinnen aus den Wolken herabschießen. (Das „Hexenschießen".) Wenn die Hexen „ausfahren" wollen, „schmieren" sie sich und bedienen sich des Spruches: „Obenaus und nirgends an!" Sie fahren auch auf zweirädrigen Karren („Zieh-Zagerln", am Wechsel), halten auf Kreuzwegen und Höhen Versammlungen („der Hexensabbath" auf dem Ötscher) und Tänze ab, doch können sie nur im Halbkreise („Hexenkreise") herumtanzen.

Die Truden (Maren) sind weibliche Wesen, alt und häßlich, haben sehr breite Vorfüße mit drei weit auseinanderstehenden Zehen, wovon eine nach rückwärts gebogen ist. (Dreieckform der „Trudenfüße".) Man kann diese Gespenster, welche Nachts den Menschen im Schlafe „drücken", auf verschiedene Weise von sich abwehren, besonders durch Bannsprüche, durch das Trudenkreuz (✡), womit man Thür und Bett bezeichnet, oder wenn man ihnen Obst (Dörrobst: Kletzen, Zwetschken in ungerader Zahl) vors Fenster stellt. Die Truden halten nächtliche Versammlungen ab. („Trudensteine" bei Göpfritz.)

Andere in Niederösterreich bekannte Spukgestalten sind:

Das „Thomaszoll" (Gespenst der Thomasnacht im Ötschergebiete), der neckische „Hehmann" („Heh"-Rufer), das boshafte „Pelzweibl" (V. O. M. B.), der „schwarze Mönch" am Strudel unterhalb Grein (an der oberösterreichischen Grenze), die meuchelmörderischen „Wechselmänner" (am Wechsel) und die „Klage", welche in verschiedenen Gestalten gedacht durch das Haus weint und einen Todesfall ankündet. Manche eigenthümliche Züge finden sich auch in den Vorstellungen von gespenstigen und

fabelhaften Thieren, so von der „Habergeiß“, dem „Märzenkalb“, dem „Waldfuchs“ (Kinderpopanz), der „Mooskuh“, den schlangenartigen „Bergstutzen“, dem schätzeweisenden „Spornhahn“, der „Kranlnatter“ (Kronennatter), dem „feurigen Drachen“ und anderen mehr. Auch die Sagen von weißen Frauen, verborgenen Schätzen, versunkenen Ortschaften, die zahlreichen Burg- und Ruinensagen enthalten manche eigenthümliche, oft mit der vaterländischen Geschichte verwebte Züge.

Die historische Sage in Niederösterreich hat, wie natürlich, eine reiche Ausbildung erfahren. Wir führen hier kurz ihre Hauptgebiete vor. In den beiden Vierteln O. und U. W. W. steht die Erinnerung an die Franzosen- und Türkeneinfälle im Vordergrunde, in den Vierteln O. und U. M. B. jene an die Schweden- und Hussitenkriege. Im Marchfelde erzählt man auch noch von den verheerenden Einfällen der Huzulen,* im Leithagebiete besonders von den Grausamkeiten der Kurutzen oder Krutzen. Ebenso ist das Andenken an den großen Bauernaufstand in Niederösterreich (zu Ende des XVI. Jahrhunderts) im Volke lebendig geblieben. Manche Sage oder historische Erinnerung reicht noch weiter zurück, z. B. bis auf Karl den Großen und die Avarenkriege. Die Sage von der Entstehung des Namens Steinakirchen (V. O. W. W.) erzählt sogar vom Rückzuge der Hunnen und dem gewaltigen Attila, ja noch mehr, die „Wackelsteine“ („Heidensteine“, „Steinschüsseln“) in einigen Gegenden Niederösterreichs führen uns vollends an uralte heidnische Opferstätten zurück. Von nationalen Sagen sind landläufig bekannt jene vom ewigen Juden und die Faustsage.

Das niederösterreichische Volksmärchen — ein wahres Muster der Gattung — birgt eine unerschöpfliche Fülle poetischer Schönheiten; die reiche Mannigfaltigkeit seiner Gestalten, die wundersam verschlungenen Fäden der Handlung wie der bunte Wechsel der Scenerien geben Zeugniß von einer rege schaffenden Phantasie, während hinwiederum die volksthümliche Legende in so vielen zarten, lieblichen Zügen das treue Spiegelbild des gläubigen Herzens ist, welches an dem unmittelbaren Eingreifen höherer, himmlischer Mächte ins Menschenleben so gerne sich erbaut und in jedweder Erdennoth Hilfe und Rettung vertrauensvoll von ihnen erfleht und erwartet.

Obwohl wir hier kaum die Schwelle des Zauberpalastes überschritten haben, welchen der schöpferische Volksgeist aufgebaut, so dürfen wir doch zum Schlusse ahnend es aussprechen: dem niederösterreichischen Volke sind vom poetischen Schatze, vom „großen zersprungenen Edelsteine“ der deutschen Nation herrliche Bruchstücke als Erbe zugefallen, es birgt einen wahren Wunderhort in seinem Schoße, aber einen ebenso werthvollen Talisman im Herzen, den es von altersher bis auf diese Stunde treulich bewahrt hat: edle Einfalt, frommen Glauben und heiteren Sinn.

* Der Stammname bedeutet hier wohl allgemein „Räuber“ (Feind).

Volksmusik, Dialect und Dialectpoesie.

Zu den beneidetsten Schätzen der österreichischen Monarchie gehört ihr großer, sich fortwährend erneuernder Reichthum an mannigfaltigster Nationalmusik. Die musikalische Grundmacht, die Österreich allein schon in der naiven Kunst seiner Volkslieder und Volkstänze besitzt, — diese „Kunst vor der Kunst“ — macht es zum ersten Musikreich der Welt.

Deutsche, Slaven, Ungarn und Italiener, — sie bilden die vier scharf getrennten Hauptgruppen unserer Nationalmusik. Man könnte sie, nach dem hervorstechendsten Charakterzug ihrer Lieder, fast wie die vier Temperamente classificiren und die Italiener als das sanguinische, die Ungarn als das cholerische, die Slaven als das melancholische, endlich die Deutschösterreicher als das phlegmatische Temperament im musikalischen Gesammtösterreich bezeichnen. Die Volksweisen Niederösterreichs haben keinen dieser Provinz ausschließlich eigenen Originalcharakter, sie gehören musikalisch mit zur großen Gruppe der österreichischen Alpenländer: Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Tirol. Mit den Nationalmelodien dieser Länder haben die niederösterreichischen gemein: die überwiegende Herrschaft des Dreivierteltacts und der Dur-Tonart, den ländlerartigen Rhythmus, das behäbige Zeitmaß des Moderato oder Allegretto. Tirol steht gleichsam an dem einen, Niederösterreich an dem andern Ende dieser köstlichen Reihe; neben dem kühnen Alpencharakter der Tirolerweisen mit ihren weithinschallenden Rufen und Jodlern erscheint Niederösterreich auch musikalisch wie ebenes Land. Innerhalb dieser Familienähnlichkeit, die sich auch auf das baierische Hochland erstreckt, fehlt es freilich nicht an bezeichnenden feineren Unterschieden, welche ein durch längeren Aufenthalt geübtes Ohr den Volksweisen der verschiedenen Gaue abgewinnt. Der musikalische Charakter dieser großen Gruppe tritt viel schärfer als in Niederösterreich hervor in Steiermark, Salzburg, Kärnten, Tirol.

Was die in Niederösterreich gangbaren Volkslieder (meist „G'stanz'ln“, „Vierzeilige“) betrifft, so zeichnet sie innerhalb des vorwiegend heiter-gemüthlichen Charakters der ganzen Gruppe wohl am meisten das Witzige, Humoristische aus, die salzigeren Bestandtheile von Spott und Ironie. Das ist der Einfluß der städtischen Culturelemente, welche von Wien aus in die anwohnende Bevölkerung strömten, insbesondere einer der Residenz ganz eigenthümlichen populären Erscheinung: der Volkssänger. Ihre glücklichen Einfälle dringen schnell ins Volk, werden Volkslieder und eine Zeitlang allerwärts gesungen, bis sie einem neuen in Schwung kommenden Liede Platz machen.

Es ist nicht nöthig, daß der Autor geradezu unbekannt und unerforschbar sei. Was von einem volksthümlichen, naiven Talente aus dem Sinn und Gemüth des Volkes

heraus geschaffen ward, verbreitet sich alsbald, wird Volkslied; ein Kreis von Gebildeten kennt den Namen des Erfinders, das Volk fragt nicht darnach und erfährt ihn nie. So hat Alexander Baumann (der selbst keine Note kannte) reizende Lieder im österreichischen Dialect gedichtet und componirt, die wirkliche Volkslieder bei uns geworden und geblieben sind. Wer hätte sein Lied: „Ich hab' die ganze Nacht vor ihrer Hütten g'wacht“ und die Lieder der Nandl aus dem „Versprechen hinter'm Herd“ nicht schon in österreichischen Bauernhütten singen oder auf der Zither spielen hören? Wenn Moser und Fürst die „alleweil fidele“ Seite der österreichischen Volksweise repräsentiren, so fehlt anderseits auch die sentimentale nicht: sie klingt in Greipls „Mailüfterl“ (Gedicht von Klesheim), in Ad. Müllers „Mei' Hütten“, in dem durch Grois verbreiteten „'s Herz is a g'spaßigs Ding“ und anderen populär gewordenen Wiener Liedern an. Schon diese Beispiele volksthümlicher, aber durchaus auf Wiener Boden gewachsenen Lieder zeigen den bestimmenden Einfluß der Hauptstadt auf das Land Niederösterreich. Außer den Volkssängern übt die köstliche Wiener Tanzmusik, wie sie Lanner und die beiden Strauß geschaffen, einen fortwährenden Impuls auf die österreichische Volksmusik außerhalb Wiens. Ein drittes, weniger naives und darum nicht unbedenkliches Element, das von der Hauptstadt in die eigentliche Volksmusik eindringt, sind die Melodien aus den beliebtesten Wiener Operetten. Eine ländlich idyllische Färbung erhalten alle diese Weisen, Tänze und Lieder durch die auf dem Lande sehr verbreitete Zither. Sie ist ein unseren Alpenländern (sammt dem baierischen Hochland) ausschließlich angehörendes Nationalinstrument. Noch mehr in Tirol, Steiermark und Salzburg zuhause, wird die Zither doch auch im Erzherzogthum Österreich selbst von musikalisch ganz ungeschulten Landleuten mit Vorliebe und Talent gepflegt. Außer der von hauptstädtischen Einflüssen bestimmten Strömung äußert sich auch eine zweite — im engeren Sinne ländliche — in den Liedern der von Wien abgelegeneren Landstriche Niederösterreichs, insbesondere in dem Gebiet des Ötscher. Da werden auf Hochzeiten und anderen Festen zahllose „Vierzeilige“ improvisirt und zu bekannten Melodien abgesungen. Charakteristisch sind in den Volksliedern dieses Gebietes gewisse cadenzartige Tonfolgen, in denen zwei Stimmen sich in harmonischer Fortschreitung auf und ab bewegen. Man begreift sie unter dem Namen „Allmaz'n“ oder „Hallaz'n“ und pflegt sie auch dem Strophenlied als Refrain anzuhängen.

Nach dem Volksgesange soll der Volkslaut, die Mundart ins Auge gefaßt werden. Eine große Nation mit weit ausgedehnten Wohnsitzen, die von der Seeküste über Tieflandstrecken und Wellenlandschaften bis zum Hochgebirge aufsteigen, entzieht sich nirgends dem Einflusse der Landesbeschaffenheit: der Volkscharakter variirt nach landschaftlichen Abstufungen; je kräftiger individualisirt das Gebiet, desto mannigfaltiger erscheint das Volk selbst, in Stämme gespalten, die wieder verschieden sind nach Anlage, Neigung,

Bedürfniß, Brauch, Tracht und Ausdruck. Wie der Stamm zum Volke, so verhält sich nun die Mundart zur Sprache. Dieselbe theilt aber auch die Schicksale des Volkes; politische Trennung differenzirt, Vereinigung assimilirt den sprachlichen Ausdruck. Wie für das erstere Holland, ist für das andere Österreich ein typisches Beispiel. Über das ganze weite Gebiet der deutschen Zunge in Österreich wird heute die gleiche Mundart gesprochen, ein Bergdialect, eines der Hauptglieder des großen deutschen Sprachstammes, das Baierisch-Österreichische, das von der Quelle der Eger bis zu der des Isonzo, von der Malser Heide bis zur Beczwa-Furche herrscht, ja darüber hinaus (Brody; sette et tredeci communi), nie fest begrenzt nach Osten, desto schärfer jedoch nach Westen, freilich erst jenseits der Marken unseres Reiches (Lechgrenze).

Wenig günstig lautete das Urtheil der Ahnen über unsere Sprache; der rauhe Bergdialect galt ihnen für grob und unschön — wir dürfen, ohne in süßliche und übertriebene Schwärmerei zu verfallen, den Ausdruck der Heimat als einen der Grund- und Ecksteine des germanischen Sprachbaues betrachten. Wie sich im Prisma der Sonnenstrahl bricht, vielfach und vielfarbig erscheint, in sieben Strahlen zerlegt, und wie jeder einzelne derselben reale Wirklichkeit besitzt und sie alle zusammen doch nur ein Ganzes bilden als weißer Strahl, so existiren die Mundarten neben einander und verschmelzen mit einander in der Schriftsprache, zu deren Bildung jeder Stamm zu seiner Zeit das Seine beigetragen, auf der jüngsten Stufe ihrer Entwicklung, im XVI. Jahrhundert aber vor Allem die damalige Ausdrucksweise der kaiserlichen Kanzlei — das Österreichische.

Hierbei ist wohl zu unterscheiden zwischen dem Dialect der Landschaft und der landesüblichen, namentlich in vornehmen und gebildeten Kreisen angewandten Umgangssprache. Diese lehnt sich an die Schriftsprache, die dabei mehr oder minder dem Dialecte, besonders in Rücksicht auf Wahl des Ausdrucks, aber unter Vermeidung alles dessen, was niedrig oder abgebraucht erscheinen könnte, zumeist aber hinsichtlich des Satzbaues assimilirt wird. Diese darzustellen ist beinahe ein Ding der Unmöglichkeit, weil im Wortschatz einzelner Gebiete die Anwendung gewisser Ausdrücke in verschiedenen Bedeutungen, insbesondere aber die Vermeidung mancher völlig schriftgemäßen Wörter zahllose kaum zu fixirende Variationen zur Folge hat.*

Es ist ebenso unmöglich, ein vollständig fixirtes, unbedingt abgeschlossenes Bild einer lebenden Sprache, auch auf noch so beschränktem Raume, zu geben, als es gelingt, einen Wasserfall im Lichtbilde darzustellen; immer mahnt das Resultat an die

* Alle umständlichen und schwer verständlichen Zeichen sind vermieden; nur Folgendes wolle bemerkt werden: schwankende Aussprache des Vokals, z. B. Vergröberung des a gegen o ist bezeichnet: Scha°f; ungewohnte Diphthonge tragen eine Klammer, ho͡aß; der griechische Circumflex ist das Zeichen der Nasalirung, Ma˜ (Mann), Sto͠a (Stein); der gewöhnliche Apostroph bezeichnet den Ausfall eines beliebigen Lautes: a'fa'r'n (abfahren); der verkehrte den Ausfall eines r: Stana' (Steiner, für hochdeutsch Steine), li͡aba' (lieber).

Unzulänglichkeit der Mittel. Dieses ganz moderne Product, die Umgangs-, das heißt die dialectisch beeinflußte, je nach dem individuellen Bildungsgrade und dem persönlichen Wortschatze verschieden gestaltete Schriftsprache ist eben allzu verschieden von der Mundart, einem altorganischen, historisch entwickelten Gebilde; diese zeigt sich aber an Ausdrücken aller Art noch viel reicher als jene. Der Wortschatz der österreichischen Mundart — alle jene Worte ausgeschlossen, die die Schriftsprache aufgenommen hat — zählt, so weit er lexikographisch gesammelt ist, nach Zehntausenden. Dazu kommt noch eine Fülle von Ausdrücken, zum Theile selbständig gesammelt, zum Theile aber auch noch gar nicht beachtet, die den verschiedenen Handwerken und Beschäftigungen eigen sind. Bezeichnungen für Pflanzen und Thiere, Körpertheile, Hausräume, Sinne, Sitten — Alles, je häufiger der Mensch das Ding zu nennen gewohnt ist, hat seine besonderen und oft mannigfaltigen, oft sehr fein abgestuften Bezeichnungen. Ein Blick nach dem Speisezettel, der den Fremden das erstemal wohl verblüfft, kann uns da belehren, wenn wir uns ganz geläufige Ausdrücke, wie: Schnitzel, Bries, Beuschel, Scherzel, Kruspel und viele ähnliche, die alle Theile des Rindes bezeichnen, hochdeutsch wiederzugeben versuchen. Dabei, wie gesagt, ein fast unübersehbarer Reichthum an Bildungen und Synonymen, deren Ausbreitungsgebiet innerhalb der Mundart selbst sehr verschieden ist; manche Wörter sind allenthalben üblich, andere nur auf eng umschriebenem Raume; abgeschlossene Thäler, wie die tiefeingeschnittenen Achengebiete Salzburgs und Tirols, sind besonders reich an selbständigem Wortschatze. Mitunter begegnen uns Ausdrücke von höchstem Alter. Die Macht der Volksgewohnheit, der conservative Charakter des Bauers, Abgeschiedenheit vom Weltverkehre, dabei intime Berührung innerhalb fester Grenzen sind die Factoren, die für die Bildung des Wortschatzes maßgebend sind. So bietet die Mundart ein Bild hoher Alterthümlichkeit; veraltete Ausdrücke, alte Fügungen, einfacher Bau blieben erhalten, die in der Schriftsprache längst untergegangen sind. Es ist beachtenswerth, wie treu, ja zähe das Volk an einzelnen Wendungen hält. So taucht eine uralte, vor einem Jahrtausend schon nicht mehr geschriebene Dualform des persönlichen Fürwortes, freilich verflacht zur Bedeutung der Mehrzahl, nach wenigstens sechshundertjähriger Bergflucht wieder auf, um, in der Umgangssprache der Gebildeten gemieden, im Munde des Bauers bis heute fortzudauern, das bekannte *es*, *enger*, *enk*, *enk*. — Welche Perspective eröffnet es, wenn wir ein der Schriftsprache fremdes, bei uns allgemein verstandenes Verbum *urassen* (mit einer Sache, besonders Speise, wählerisch, verschwenderisch gebaren) in der gothischen Bibel des Ulfilas lesen, unverändert nach Laut und Sinn, an der Stelle, wo vom armen Lazarus die Rede ist, wie er zu der Tafel des Prassers aufblickt! Vornehmlich die Orts- und Familiennamen bieten reiche Belege; oft genug ist das einst klare Wort als heute unverstandene leere Bezeichnung stehen geblieben. In dieser Beziehung ist unser

weites Alpengebiet ein unerschöpfliches Feld, wo der Forscher durch immer neue Funde überrascht wird.

Was nun insbesondere die Stellung Niederösterreichs innerhalb des großen Gesammtgebietes der Mundart betrifft, so ist wohl zu beachten, daß nach Osten und auf eine kleine Strecke auch im Norden die Landesgrenze zugleich Sprachgrenze ist; nach Westen dagegen ist der Übergang ein sehr allmäliger und die Sprache des Landvolkes jenseits der Traisen nähert sich mehr und mehr der Oberösterreichs; noch weniger ist eine feste Abgrenzung möglich nach Süden, wo die große Kalkalpengruppe mit ihrer eigenthümlichen Schattirung, die man als obersteirisch bezeichnet, weit ins Land dringt, dessen politische Grenze erst vor wenigen Jahrhunderten vom „kalten Gang" auf den Semering vorgeschoben wurde. Aber auch innerhalb des Landes sind wieder verschiedene Schattirungen zu unterscheiden. Ganz abzusehen ist zuvörderst von Wien, der Großstadt; hier reden die gebildeten Kreise die Umgangssprache mehr oder minder stark local gefärbt; der Localton aber herrscht rein in den Vorstädten, ein Jargon, für den einerseits der jäh steigende Ton, der mit dem Satzende gleichsam abspringt, charakteristisch ist, anderseits die Aufnahme einer Fülle von Vocabeln, die auf die verschiedenartigsten Einflüsse zurückzuführen ist: Invasionen, Handelsverkehr, Zuwanderung namentlich slavischer Arbeiter, die Umgangs-, ja die durch Menschenalter geübte romanische Hofsprache und andere Umstände. Allerdings haben sich dann einzelne Ausdrücke weiter verbreitet (z. B. Jause Vesperbrot, Ombrell'n Regenschirm), aber doch scheidet sich dieser Jargon scharf vom Dialect; jener herrscht, wie der Niederösterreicher sagt, in der „Stadt", dieser (auf dem) „am Land". Da haben wir wieder drei Bezirke zu unterscheiden: das Hauptgebiet, dessen Rede nach Ost und Süd in obderennsische und steirische Rede übergeht, sind die beiden Wienerwald-Viertel. Vom Norden des Landes scheidet sie der Lauf der Donau und die beiden, am linken Donau-Ufer gelegenen (Manharts-) Viertel trennt wieder das tief-eingeschnittene Thal des Kamp. Der Westen dieser Landeshälfte, das Waldviertel, ward erst zur Babenberger-Zeit überwiegend von fränkischen Colonisten bevölkert; so ergibt sich eine an sich paradoxe Erscheinung: das Fränkische überhaupt ist heute vielfach so sehr vom Baierischen beeinflußt, daß wir uns wohl hüten müssen, aus vielfacher Ähnlichkeit etwa der Kremser und Bamberger Rede in Vocalismus und Vocabular weitgehende Folgerungen zu ziehen, die sich leicht als zu kühn erweisen möchten; aber die specifisch österreichischen Eigenthümlichkeiten (oi = iu, eu, ei = î und dergleichen) sind auf diesem Raume erst später durchgedrungen, haben sich aber dann zum Theile hier reiner erhalten als an ihren Ausgangspunkten, wo sie bereits der Zahn der Zeit angreift. Der Osten dagegen, das Land zwischen Kamp und March, zeigt andere Besonderheiten; eigen ist diesem Gebiete der Diphthong ui: Muida', er tuit (rein niederösterreichisch Muatta', er

tuat, mit unentschiedenem, das heißt fast consonantischem, in r übergehenden Klange des a); Neigung zur Zerdehnung: muring (morgen), ã solicha' (rein niederösterreichisch: ã so ã); eine ganz merkwürdige Umformung des neutralen Pronomens: 'si regent und anderes. Es ist das eine räthselhafte Erscheinung; die Sonderstellung dieses Gebietes erscheint unaufgeklärt, von fremdem Einflusse ist keine Spur; im Gegentheile hat sich die Redeweise dieses Stammesbruchtheils sogar ausgebreitet und herrscht heute noch in den nördlichen Enclaven die alte Reichsstraße entlang bis auf die Sprachinseln um Brünn.

Über die Schranken unserer festen historischen Kenntnisse kommen wir nicht hinaus. Wohl haben Markomannen und Quaden dies Gebiet beherrscht, Langobarden und Gepiden es durchzogen, Rugier und Heruler hier gehaust — aber in jene Zeiten führt keine Spur zurück. Die ersten sicheren Anhaltspunkte gewinnen wir mit der Ausbreitung der Slaven in den Alpen, auf die eine bedeutende Anzahl von Orts-, Fluß- und Bergnamen zurückgeht. Nur so viel können wir sagen, daß die baierische Mundart — obwohl gleich ihrer fränkischen und schwäbischen Schwester ein Ast vom westgermanischen Stamme — einzelne Eindrücke ostgermanischen Gepräges empfangen hat (so Irta', Erchta' = Dienstag und andere), wohl infolge der vielen Durchzüge, des langen Aufenthaltes, dauernder Herrschaft, endlich weiter Zerstreuung gothischer Stämme und Geschlechter auf diesem Gebiete.

Fragen wir nach den charakteristischen Eigenthümlichkeiten, die der Österreicher nicht leicht ablegt, so werden wir zunächst auf das wichtige Gebiet der Betonung geführt. Der bedeutende Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache, den wir hier finden, ist umso auffälliger, als die Betonungsgesetze im Deutschen sonst auf das strengste beobachtet werden und die allerwenigsten Ausnahmen zulassen.

Da ist zunächst die Verwechslung der Quantitäten zu beachten: im Dialect tritt statt der Neigung des Neuhochdeutschen, die alten Stammsilben zu verlängern, sehr häufig die entgegengesetzte Tendenz, Verkürzung der langen Silbe, auf; dagegen werden wieder hochdeutsche Kürzen entweder durch Diphthongisirung oder Nasalirung verlängert: Voᵃda' (Vater), aber Mñatta und Maᵘ. Diese Verwechslungen sind besonders auffällig, wenn der Österreicher hochdeutsch sprechen will.

Bei weitem interessanter ist das der Mundart eigene Bestreben, entgegen dem germanischen Grundgesetze und dem allgemeinen Brauche den Ton von der ersten Silbe gegen das Wortende zu rücken. Ob hierher die Gewohnheit gehört, gewisse Ableitungssilben zu verdoppeln (Glaserer, Klampferer, Wilderer und dergleichen), steht dahin. Aber sicher fällt unter diesen Gesichtspunkt der Brauch, beim Zusammentreffen einsilbiger Formwörter, insbesondere des Vorwortes mit dem Fürworte, den — richtig dem ersteren zukommenden — Hochton auf das zweite zu verlegen: bei sích sein, tragen, auf sích sehen, zu sích kommen 2c. So fest wurzelt diese Gewohnheit, daß sie nicht nur

in der Umgangssprache nicht abgelegt, sondern die richtige Betonung sogar als fehlerhaft, mundartlich, slavischem Einflusse entsprungen betrachtet wird. Ebenso allgemein ist die unrichtige Betonung zusammengesetzter Orts- und von solchen abgeleiteter Familiennamen, vielleicht die merkwürdigste Besonderheit unserer Mundart. Entgegen, wie gesagt, dem deutschen Betonungsgesetze, wonach das erste, das Bestimmungswort den Hochton trägt, legt der Österreicher den Accent auf das zweite, das Grundwort überwiegend bei drei- oder mehrsilbigen Ortsnamen mit einsilbigem Bestimmungsworte, schwankend bei zweisilbigen Wörtern; also Neunkírchen, Pfaffstätten, Lerchenféld, Langenlébarn, Sieghartskirchen, ja sogar Leopóldstadt, Mariahílf — dagegen Baúmgarten, Mǘhlschüttel, Neúsiedel; Sechshaús, Rossaú, Kirchbérg und Kírchberg, aber Kirchschlág; richtig bei Zusammensetzungen mit -dorf: Kírchdorf, Vö́sendorf neben Vöslaú.

Das Studium der Ortsnamen überhaupt ist eine der Hauptstützen der Dialectforschung; sie geben über Vorgeschichte, Colonisirung, Zustand des Landes den reichsten und sichersten Aufschluß, wenn auch der neckische Kobold, die Volksetymologie, hier gerade am üppigsten sein Spiel treibt, aus der Ansiedlung Dietbolts (des „Volkskühnen") das Diebsholz, aus Heinrichsdorf (Hezelinsdorf, Chezelinsdorf) gar Katzelsdorf macht und andere. Die volle Pracht altdeutscher Namengebung entfaltet sich im Waldviertel, wo in der genetivischen Form der Benennungen (Diethar̈ts, Gerharts, Gerungs, Sieghar̈ts und vielen ähnlichen) das Andenken der alten Colonen fortlebt.

Die Ortsnamen weisen manche lautliche Eigenheit, so die Vorliebe für das dem Hochdeutschen fremde oi (so Ois neben Ybbs, beide aus Jubisaha; sonst gerne geschrieben eo in Leoben, Leobersdorf, Loimans, Langenlois 2c., die im Volksmunde gleich lauten).

Neben manchem Charakteristischen in der Aussprache der Consonanten erscheinen die Abweichungen des Vocalismus überhaupt als wichtiger; sie lassen sich im Wesentlichen auf drei Hauptmomente zurückführen: 1. Vergröberung — Aussprache des a gegen o hin, des o wie u, des i vor l wie ü: ka°lt, Murd, Büldung. 2. Nasalirung, vornehmlich im Auslant: i' mo͡a (ich meine), meī (mein) Ma° (Mann), i' ha° (ich han = habe) und so fort. 3. Diphthongisirung, am merkwürdigsten, wo einfache Laute gebrochen und nasalirt werden, so daß ein höchst eigenthümlicher, dem Fremden unaussprechbarer Ton entsteht: scheăgeln (schielen).

Das Waldviertel, in welchem die Neuerung, î zu ei, û zu au zu verschieben, — die südlich der Donau schon im XI. Jahrhundert anhebt, im XIII. durchdringt — zuletzt durchgegriffen hat, wahrt heutzutage die Unterschiede am schärfsten.

Hier sei noch eines sehr verbreiteten Irrthums gedacht. Es wird häufig behauptet, unsere Mundart zeige Abneigung gegen den Umlaut. Das ist unrichtig. Nur in der Präsensform des Verbums wird derselbe gemieden: du tragst, er tragt, laßt, schlaft, stoßt,

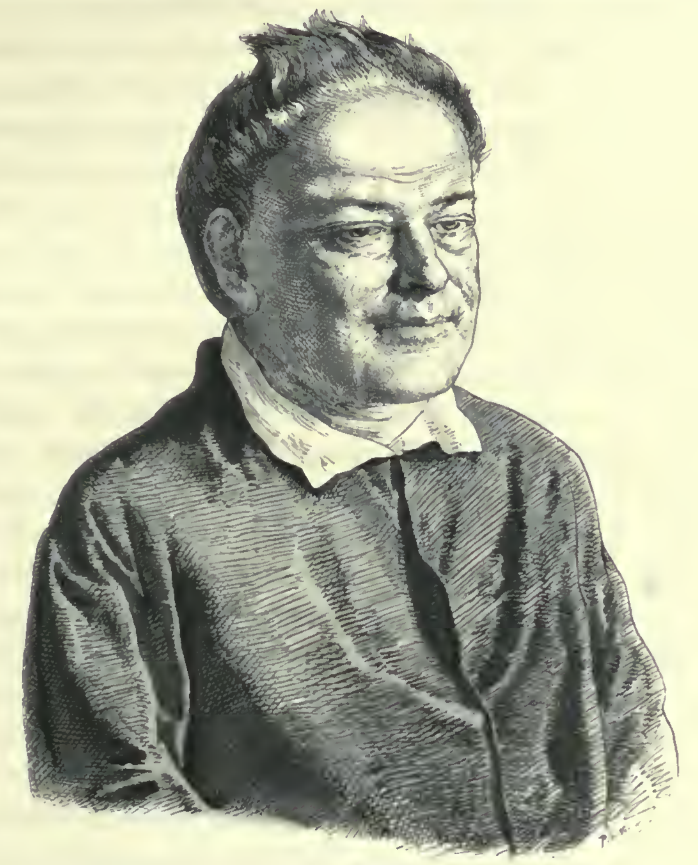
sanft u. s. w., aber sonst tritt er regelmäßig, ja sogar unorganisch ein: drei Täg (Tage), die Wägen, Kästen; dünkler (statt dunkler), blüeten (bluten), stessen (stoßen) u. s. w. Anlaß zu dieser irrigen Ansicht hat der Umstand gegeben, daß der häufigste Umlaut, der des a, in der Mundart eigenthümlich variirt. Man beachte die historisch begründete, jedoch der Schriftsprache verlorene Unterscheidung: da' Göd, die Godl (Pathe), da' Ähnl, die Ahnl. Erwähnt werden müssen daneben auch die gewiß uralten ablautenden und alliterirenden Formeln und Zusammensetzungen: im Wigl-Wagl sei (schwanken), am a Bliml-Blaml vormachen (einen blauen Dunst), a verminkelte und vermankelte G'schicht (verworren), griwes-grawes gē (durcheinander gehn); Tritsch-Tratsch und andere; alliterirend: kā Ort und kā End; ort und eben, seī um und auf (eins und alles), bā und ba°chen (bähen und backen), Leberl und Züngerl, bockboani (bockbeinig), lamla°cket (lehm-lackig), wacherlwarm und ähnliche.

Von einer eingehenden Darstellung der Formenlehre kann hier nicht die Rede sein: die Rückwirkung der Abschleifung und Assimilation äußert sich so mannigfaltig, daß fast jedes Verbum und jedes Substantivum einzeln besprochen werden müßte. Bekannt ist, daß in den Mundarten das Geschlecht der Substantiva vielfach variirt, die Abweichungen unseres Dialectes von der Schriftsprache sind nicht zahlreich, sie fallen aber auf, weil sie gangbare Ausdrücke treffen. Wir heben hervor: der Aschen, Butter, Fā (Fahne = Rausch), Schnepf, Knödel, Melone, Polster, Schrot, Tintenzeug; — die Botting, Husten, Tuchend'; — das Euter, Hefen, Mensch (= Magd), Monat, Teller, Trank (des Viehs), Eck.

Charakteristisch für jede Mundart ist die Art und Weise, wie sie die Verkleinerungs- und Koseformen bildet. Die Schriftsprache hat sich hierin nach Norden und Süden gleich nachgiebig gezeigt, duldet nicht nur Bächlein neben Häuschen, sondern bildet sogar im selben Stamme Mäuschen und Mäuslein. Der Österreicher verkleinert, hier häufig den Umlaut vermeidend, mit der Ableitungssilbe el oder erl; wo sich beide Formen nebeneinander finden, ist letztere die Koseform; ja die Form auf el ist hin und wieder einfach ableitend, ohne irgend verkleinernde Nebenbedeutung. Mei Hausl ist „mein Häuschen", aber mei Hauserl ist „mein liebes Häuschen"; Mädel oder Madl ist die dialectische Form für hochdeutsch Mädchen; Mäderl oder Maderl ist die Koseform. Die Mundart ist hier wahrhaft unerschöpflich; man denke an die Bildungen auf i: Nazi, Lisi, Fanni, Resi, Susi, Zilli, die beidgeschlechtigen Pepi, Toni, Willi, Franzi, Zenzi und viele andere. Von Anna bildet das Landvolk Nani, vornehm ist Nina, daneben allgemein Netti; aus Marie wird Mariedl, Maritscherl, Mareidl, Moidl, Mirl, Mizl, Mīzi; und das sind nicht etwa seltene, sondern allverbreitete Formen! Stetig ist der Gebrauch, der leider auch in der Umgangssprache der Gebildeten nie überwunden wird, so daß seine Unterlassung, so richtig sie ist, sogar affectirt und geziert erscheint: dem Eigennamen überall,

in allen Endungen, den bestimmten Artikel vorzusetzen. Der Artikel spielt überhaupt in der Mundart eine große Rolle, er wird häufiger angewandt als in der Schriftsprache.

Was das Zeitwort betrifft, so ist das Wiederauftauchen der Form der zweiten Person Mehrzahl (auf ts) neben dem alten Dual des Pronomens (es, enger, enk) weitaus die interessanteste Erscheinung, umsomehr, da diese Formen ein nach den deutschen



Josef Misson.

Auslautgesetzen umgestalteter Rest gothischer Vorzeit, durch Jahrhunderte in den Schriftwerken des Mittelalters nicht erscheinen, also in den Bergthälern ein weltentlegenes Dasein geführt haben, bis sie im XIV. Jahrhundert sich wieder ausbreiten, ein Symptom des politischen Erstarkens des Stammes unter den Habsburgern.

In lautlicher Beziehung gilt es beim Verbum wie beim Substantivum, daß jedes einzelne Wort die merkwürdigsten Variationen und Assimilationen, Defecte und Wucherformen, Alterthümlichkeiten und Neubildungen zeigt, so daß sehr oft nicht zu entscheiden ist, ob im betreffenden Falle, z. B. ein erhaltener Rest einer veralteten Form oder eine

Vergröberung oder Ähnliches vorliegt. Man sehe neben altem i' brich', i' gib', i' nim, auch i' kim', du kimst, er kimt, mir kema', aber i bĩ kema' neben i' bĩ kuma'; i' kum' ist Vergröberung — aber g'numa', kuma' (mittelhochdeutsch genumen, gekumen) kann ebensogut Nachklang der alten Formen als Neubildung sein. Zur Entscheidung ist es nothwendig, die Formen durch die Urkunden aller Jahrhunderte hindurch zu verfolgen, wo sich dann allerdings die u-Formen als moderne Bildungen erweisen. Einige Verba sind im Gebrauche zu Partikeln eingeschrumpft, an denen die Mundart sonst überreich ist; so neben gelt' und dem namentlich dem Obderennser geläufigen gẽ (gemma' gẽ gẽ? wörtlich: gehen wir geh' gehen?) das viel berufene haᵒlt. Zunächst sei festgestellt, daß jenes angebliche „halter", das norddeutsche Autoren so gern den Österreichern in den Mund legen, nicht existirt, es ist das mißverstandene, häufig zu hörende haᵒlt a' oder haᵒlt ã (halt auch, halt ein).

Wir hätten endlich noch der Wortbildung zu gedenken; ein Blick auf Schmellers Tausende von Vocabeln umfassendes Dialectwörterbuch zeigt uns den Reichthum unseres Stammes. Charakteristische Bildungen, markante Worte, treffende Composita zeitigt die Mundart in Hülle und Fülle. Man nehme die Adjectiva für menschliche Eigenschaften und man wird staunen über den Reichthum und die Anschaulichkeit der Mundart: wie drastisch sind Ausdrücke wie anschiach, muddelsauba', riglsam (rührig, regsam), kloãnboãnlet (kleinbeinig), tramhappet (traumhäppig), oharet (säbelbeinig, Füße wie ein o) und viele andere. Wie treffend und harmlos dabei zeigt sich der Volkswitz, wenn er die Stammesgenossen und Nachbarn mit Namen nennt, denen Jahrhunderte die Weihe gegeben: die Obderennser nennt der Niederösterreicher von ihrem Lieblingsgetränke, dem Most, die Mostschädel und die Steirer nach Tracht und Schritt die Kniebohrer; die Bewohner der Bergthäler des Wienerwaldes, die Pech aus der Kienföhre gewinnen, heißen davon die „Keãnfirenen", wogegen sie die Hauer des ebenen Vorlandes, die nackten Beines den Weinberg bebauen, als „Braunhaxen" verspotten.

Die reiche Phantasie des Volkes, die aus seinem Wortschatze spricht, hat sich seit Menschengedenken auch im Liede Bahn gebrochen; doch die eigentliche Stätte des Volksgesanges, des Schnadahüpfls (Schnatterhüpflein, Tänzchen zum Worte) ist das Bergland, das nach Niederösterreich nur seine Ausläufer entsendet. Und so hat dasselbe — abgesehen von der Hauptstadt, wo das volksthümliche Schauspiel seine Blüte erreicht hat — auch verhältnißmäßig geringeren Antheil an der Dialectdichtung als die Nachbarlandschaften.

Castelli war einer der ersten, der neben Untersuchungen über die Mundart auch Versuche in mundartlicher Dichtung anstellte. Ihm folgte J. N. Vogl, A. Baumann, von dem nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen ist, und Freiherr von Klesheim, der unter dem Namen des Schwarzblattls vom Wienerwalde eine Anzahl durch übergroße Empfindsamkeit und Ziererei mitunter minder erquicklicher Dichtungen veröffentlichte. Alle

überragt vornehmlich durch wohlthuende Einfachheit, Vertrautheit mit dem Volkston und Gewandtheit in der Wiedergabe der Mundart Johann Gabriel Seidl. Seine „Flinserln" (Tand, von mittelhochdeutsch vlins, Kies), in der reinen Mundart des V. U. W. W., reihen sich den besten gleichzeitigen Dichtungen der Oberösterreicher würdig an; die komischen Scenen im Dialecte sind harmlose, aber durchdringende Kenntniß des Volkslebens beweisende Scherze; der erste Platz dürfte jedoch den prosaischen Erzählungen zuerkannt werden. Unter diesen wieder scheint uns durch lebendige Schilderung, knappe Charakteristik, bewegte und doch einfache Handlung „'s Exami'" (das Examen) die beste: ein kleiner Knabe, der nur bis zehn zählen kann, schildert ahnungslos dem blinden Großvater, der in angstvoller Erwartung schwebt, wie sein Vater sich kämpfend vor französischen Marodeuren bergan rettet zu ihnen.

Aber der eigentliche Dichter Niederösterreichs, der seine Mundart schlicht und wahr wiedergegeben wie keiner vor und neben ihm, ist vor wenigen Jahren unbeachtet gestorben und erst nach seinem Tode ist seinem als Torso hinterbliebenen Werke die verdiente Anerkennung geworden. Dieser Mann ist der Piarist Josef Misson aus Mühlbach am Manhartsberge (1803 bis 1875); seine Dichtung führt den Titel „da Naz, a niederösterreichischer Bauernbui, geht in d'Fremd". Diese wenigen Worte genügen, den Manhartsberger zu charakterisiren, und in der That ist es die Sprache seiner heimatlichen Landschaft, des unteren Manhartsviertels, die er mit seltener Meisterschaft handhabt. Misson hat einige der besten Eigenschaften mit dem größten deutschen Dialectdichter, mit Fritz Reuter gemein; wie dieser besitzt er in ungewöhnlichem Maße die Herrschaft über die Sprache des Volkes. Nicht umsonst hat Jakob Grimm gewarnt, daß sich „die schämige Mundart sträube wider das rauschende Papier". Nun, wer wie Reuter und Misson nicht nur mit klarem Blick in die Seele des Volkes geschaut, sondern wem überdies die Muse die seltene und sondere Gabe verliehen, wiederzugeben, was er in diesem Zauberspiegel erblickt, darf sich an solche Aufgaben wagen! Missons poetische Genrebilder sind von ergreifender Wahrheit; er besitzt auch Humor — und dennoch ist er gescheitert; denn er ist ein Idyllendichter, kein Epiker und seinem Gedichte fehlt die Handlung. Wohl ist es unvollendet geblieben, aber im achten Gesange ist der Naz', der die Heimat verläßt, noch immer kaum von der Stelle gerückt. Das ist auch ein Hauptgrund, weshalb das Gedicht bei all seinen sonstigen Vorzügen so wenig Leser gefunden. Aber der Ruhm des Dichters, der am treuesten heimische Sprache und Art wiedergegeben, bleibt Misson unbestritten.

Ist er selbst nicht so gekannt, wie es sich ziemte, so hat der Fortsetzer, den er gefunden, in noch weniger weite Kreise zu dringen vermocht, und doch ist er ein würdiger Epigone, Missons Landsmann, Schüler und Ordensbruder Josef Strobl (1845 bis 1877). Er hat eine Fortsetzung des „Naz" versucht, von der ziemlich umfangreiche Proben

veröffentlicht wurden. Strobl zeigt sich in denselben nicht minder vertraut mit der Mundart als sein Meister, nur etwas befangen in dessen Manier. Die Handlung ist bewegter und lebendiger als bei Misson, die Genrebilder aus dem Volksleben sind voll Wahrheit und Innigkeit, doch fehlt des Meisters frischer Humor und mit demselben der Hauch jener Unmittelbarkeit, der den eigensten Reiz des Misson'schen Werkchens bildet.

Dessenungeachtet sind diese drei Männer, Seidl, Misson und Strobl, würdige Repräsentanten ihres Stammes, die ihren Landsleuten die liebenswürdigsten Seiten abgelauscht und ihr Schalten und Walten harmlos und innig, schalkhaft und treu dargestellt haben, — Zeugen der Sangeslust, die in diesen Thälern daheim war, seit die ersten Ansiedler die Alpenwiesen erklommen, bis auf ihre Enkel, deren voller Jauchzer vor der Sennhütte den ersten Sonnenstrahl grüßt, der am Morgen den grauen Gipfel des Schneeberges und das Silberband der Donau in *Einem* Kusse trifft.





Das Heidenthor in Petronell.

Die Architektur in Niederösterreich.

Römische Baudenkmale.

Die baulichen Anlagen von Militärstationen und Municipien, welche in dem südlich der Donau gelegenen Theile des heutigen Niederösterreich in großer Zahl durch die Römer entstanden waren, sind im Laufe der nachfolgenden Jahrhunderte entweder dem Erdboden gleichgemacht, oder sonst durch neue Ansiedlungen in ihrer Figuration allmälig verwischt worden. Noch am besten erhalten, wenngleich als Ruine, tritt uns ein Bauwerk entgegen, das sich südwestlich vom Lager des alten Carnuntum nächst dem heutigen Orte Petronell erhebt. Das hochaufragende Gebäude wird im Munde des Volkes mit dem Namen „Heidenthor" bezeichnet

und beherrscht in seiner isolirten Stellung auf offenem Felde nach allen Seiten weithin die Gegend. Das Bauwerk war als vierfrontiges Bogenthor über der Kreuzungsstelle zweier Straßen errichtet, bestand demnach aus vier Pfeilern, die untereinander durch Tonnengewölbe, über dem Kreuzungsvierecke der Straßen aber durch ein Kreuzgewölbe verbunden waren. Unsere Abbildung zeigt die Ruine in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nur zwei Pfeiler ragen noch über den Feldboden empor und lassen mit dem erhaltenen Ziegelgewölbe und den Gewölbeansätzen die ursprügliche Gesammtform erkennen, während die äußere Bekleidung des aus Quadern und Gußwerk bestehenden Kernes des Baues heute verschwunden ist. Ein großes Stück festen Gußwerkes liegt zur Seite des Thores, das in seiner mächtigen Ausdehnung als ein werthvoller Rest römischer Monumentalarchitektur und römischer Größe in unserem Lande bezeichnet werden muß.

Ältere kirchliche Baudenkmale.

Niederösterreich ist mit kirchlichen Baudenkmalen aus älterer Zeit reich ausgestattet und viele derselben sind von ganz hervorragender Bedeutung.

Der romanische Stil mit seinen würdigen ernsten Formen, mit seiner basilicalen Kirchenanlage kam in Niederösterreich erst nach Beginn des XI. Jahrhunderts zur Geltung, behauptete sich aber alsdann bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts. Während dieser zweieinhalb Jahrhunderte machte er auch hier die ihm eigenen Entwicklungsstadien und Wandlungen durch. Kirchliche Bauwerke aus der ersten Zeit dieses Stiles, die sich durch schwerfällige Anlage, massige Formen und einfache Decoration charakterisiren, kennen wir wenige. Vor allen ist als hierher gehörig zu nennen, abgesehen von einigen Resten an der Pfarrkirche zu Petronell und der schmucklosen Kirche zu Maiersdorf, die kleine, einschiffige Pfarrkirche zu Wildungsmauer mit ihrem viereckigen Chorraume und ausgeschmückt mit eigenthümlich gebildeten Gewölbegurtenconsolen.

Der romanische Stil des XII. Jahrhunderts, der in unseren Gegenden während desselben in seine Blütezeit trat, kennzeichnet seine Kirchenbauten, abgehend von den bisherigen derben Gestaltungen, als weit zierlichere und großartig angelegte Schöpfungen. Als dieser Zeit angehörend müssen wir zunächst zwei mächtige Bauten hervorheben, die wenngleich noch bestehend, doch zum größten Theile durch späteres Mauerwerk verdeckt sind. Es sind dies die Stiftskirchen zu St. Pölten und Klosterneuburg. Die erstere, jetzt Domkirche, aus der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts stammend und 1150 geweiht, war eine Pfeilerbasilica ohne Querschiff mit erhöhtem Mittelschiffe und zweithürmiger Anlage an der Façade, mit halbrunder Hauptapsis und zwei Nebenapsiden, davon die rechtseitige noch in ihrer ursprünglichen Gestaltung erhalten ist. Die zwischen 1114



Die Stiftskirche von Heiligenkreuz.

und 1136 erbaute Stiftskirche zu Klosterneuburg dürfte wohl eine der bedeutendsten Kirchenbauten ihrer Zeit gewesen sein. Auch dieses Gebäude deckt die im XVII. Jahrhundert erfolgte Überbauung und dürfte sich darunter der alte Bau den auf Grund sorgfältiger neuester Forschungen erlangten verläßlichen Anhaltspunkten zufolge fast ganz erhalten haben. Dem Anlageprogramme romanischer Münster entsprechend, schloß sich dem hohen Hauptschiffe beiderseits je eine niedrige Abseite, dem Langhause ein hohes Querschiff mit Kuppelthurm über der Vierung und diesem die noch heute erkennbare Hauptapsis mit zwei Nebenchörlein an, ehemals auch mit einer Emporenanlage nach Art von St. Ambrogio in Mailand. Die romanische Mittelpartie der Façade mußte vor kurzem ihrer Baufälligkeit wegen abgetragen werden, doch erscheint der neue Bau als getreue Wiedergabe des verschwundenen ehrwürdigen Bautheiles. Ein ehemaliges Portal aus der Kirche in dem Kreuzgang und ein Fenster aus dem alten Kapitelhause ebenfalls in dem Kreuzgang, die beide in neuester Zeit wieder aufgedeckt wurden, zeigen gleichfalls Formen, die auf den Bau der romanischen Kirche zurückführen. In diese Baugruppe gehört auch die durch Modernisirungen einschneidend umgestaltete dreischiffige Pfarrkirche zu Tulln mit interessanten Decorationsresten an der Außenseite und am Portale und die Stiftskirche zu Seitenstetten, woselbst man noch deutlich die ursprüngliche Pfeilerbasilica erkennt.

Von nicht geringer Bedeutung in der Anlage, aber umso werthvoller, weil in der Hauptsache erhalten, ist die Stiftskirche zu Heiligenkreuz (1150 bis 1187). Obwohl schon in jene Zeit fallend, da der romanische Stil bei uns seine Blüte feierte, finden wir an dem unverändert gebliebenen dreischiffigen Langhause mit überhöhtem Mittelschiffe und hohem dreijochigen Querschiffe dessenungeachtet noch die früher gebräuchlichen strengen Formen. Das im Rundbogen gewölbte Mittelschiff besteht aus fünf Jochen, jedes der niedrigen gleichfalls gewölbten Seitenschiffe aus deren doppelter Zahl; zwischen zehn Paaren viereckiger, abwechselnd stärkeren und schwächeren Pfeilern wölben sich die halbkreisförmigen Verbindungsarkaden gegen das Hauptschiff und die Abseiten. Von hoher Wichtigkeit und ganz besonderer decorativer Wirkung ist die unverändert erhalten gebliebene Westfaçade, die unsere Abbildung bringt; ein hoher Mittelbau mit Giebelabschluß, umsäumt vom aufsteigenden Rundbogenfriese in freiester Anwendung und geziert durch drei reich eingefaßte Fenster, dann beiderseits den Seitenschiffen entsprechend ein pultdachartig abgeschlossener Seitenflügel mit je einem Fenster. Das sich in der Mauertiefe etwas verengende spitzbogige Hauptportal in der Mitte der Façade mit einem Laubornament in Timpanon und ein zweites einfacheres Portal links gehören dem XIII. Jahrhundert an.

In die Bauzeit des XII. Jahrhunderts gehört noch ein höchst wichtiger Bau, es ist dies das Capitelhaus im Stifte Zwettl, das im letzten Viertel jenes Jahrhunderts entstanden sein dürfte. Es bildet einen quadratischen Raum mit einer aus Granit hergestellten

gewaltigen Mittelsäule als Gewölbeträger. Von kleineren Bauten derselben Zeit, die fast immer einschiffig sind, seien erwähnt: die Kirche in Thernberg, die Propsteikirche in Zwettl mit halbrundem Chorschlusse, die zu Kuenring, 1160 erbaut, mit flacher Decke im Langhause und mit einer Abseite, die zu Friedersbach, Gmünd, Raabs, Weitra, Alt-Pölla, Unter-Aspang, zu Klosterneuburg bei St. Gertrud, zu Solenau, woselbst der am Ende des Schiffes situirte Quaderthurm mit einer halbrunden Nische das Presbyterium bildet, zu



Kreuzgang im Stifte Klosterneuburg.

Groß-Globnitz, St. Pantaleon, Kierling, Fischamend, Zistersdorf, Burgschleinitz und Bromberg. Dahin gehören ferner die Kirchen zu Salingstadt, Pulkau (St. Michael), Enzersfeld, Himberg, Schweiggers und Stratzing, bei denen der Thurm zwischen dem Chore und Langhause steht und dessen unterer Raum das Chorquadrat bildet. Zu erwähnen ist auch des aus den beiden Thürmen bestehenden romanischen Restes an der St. Stefanskirche zu Eggenburg.

Mit Beginn des XIII. Jahrhunderts hatte sich der romanische Stil in unseren Landen eingreifend umzugestalten begonnen und die sich an ihm vollziehenden Änderungen namentlich in constructiver Beziehung vermittelten den Übergang zwischen diesem und dem

mit jugendlicher Kraft auftretenden gothischen Stile. Als Baudenkmale dieses Charakters, abgesehen von der St. Stefanskirche und der St. Michaelskirche in Wien, haben wir nebst der einschiffigen Kirche zu Schöngrabern, die diesen Übergang gewissermaßen nur einleitet, zunächst zu gedenken der Liebfrauenkirche zu Wiener-Neustadt. Dieselbe ist uns nur im Langhause erhalten geblieben, die Façade und der untere Bau der beiden sie flankirenden Thürme, die ebenfalls der romanischen Bauperiode angehörten, wurden in neuerer Zeit so schadhaft, daß deren Demolirung erfolgen mußte.

Das herrlichste Bauwerk des Übergangsstiles ist die Stiftskirche zu Lilienfeld (1202 bis 1230), die sich in ihrer Ursprünglichkeit fast ganz erhalten hat und mit den mächtigen Kirchenbauten zu Maulbronn und Bebenhausen in besonderer Übereinstimmung steht. An beiden Seiten des Hauptschiffes schließt sich ein niedriges Seitenschiff an, dann folgt das stark vortretende Querschiff und der im halben Zehneck geschlossene Chor, umgeben von einem zweitheiligen Umgange, dessen Gewölbe von zwölf schlanken Pfeilern mit fein gearbeiteten Blatt- und Knospencapitälen (theilweise spätere Arbeit) getragen werden. Leider ist die Westfaçade im Jahre 1703 umgestaltet worden, wobei auch das reiche Hauptportal verloren ging.

In diese Zeit des Überganges gehören ferner noch die Kirchen zu Laa, das einschiffige Langhaus zu Ardagger sammt der großen Krypte daselbst, das Schiff der Kirche zu Zellerndorf, die alte Kirche zu Gars und die zu Margarethen am Moos, das Presbyterium der Kirche zu Michelstetten und andere.

Zu den kirchlichen Bauten im weiteren Sinne gehören die in den letzten Decennien des romanischen Stiles entstandenen Kreuzgänge der Cistercienserklöster Zwettl, Heiligenkreuz und Lilienfeld. Sie bilden geradezu mit dem noch zu erwähnenden Kreuzgange in Klosterneuburg eine hervorragende Merkwürdigkeit unserer niederösterreichischen Klosterbauten. Da der Bau dieser Kreuzgänge in langsamer Weise erfolgte, so sind an ihren einzelnen Theilen die Bauzeiten recht deutlich erkennbar und werden in der reichen Decoration an den Fensterbogen und Gewandungen, in den Säulchen mit den mannigfaltigen Capitälen, in den Fenstergestaltungen selbst, endlich in den Rippenprofilirungen die allmäligen Stilwandlungen in überraschend bestimmter Weise zur Geltung gebracht. Der Kreuzgang zu Zwettl, in welchem sich die Wandlung des Rundbogens bis zu dem schließlich in der Construction dominirenden Spitzbogen am deutlichsten ausdrückt, entstand zwischen 1180 und 1217, er ist in der Detailbildung der reichste, in der Entwicklung der mannigfaltigste und in der baulichen Durchführung der lehrreichste. Der Kreuzgang zu Heiligenkreuz entstand um 1215, das Capitelhaus und das untere Dormitorium gehören in das erste Viertel des XIII. Jahrhunderts, endlich der Kreuzgang zu Lilienfeld und das Capitelhaus dabei entstammen auch eben dieser Zeit (1208 bis 1230).

Als eine Besonderheit des romanischen Stiles, ebenfalls alle seine Wandlungen mitmachend, haben wir der in Niederösterreich heute noch in bedeutender Zahl vorkommenden Karner und Taufkapellen zu gedenken. Die ersteren charakterisiren sich durch die Anlage eines Beinhauses, einer Unterkirche, darüber die eigentliche Kapelle sich befindet, die letzteren entbehren dieses unteren Raumes und sind im Ganzen größer angelegt. Diese Kapellen beider Arten bestehen aus einem kreisrunden, in späteren Zeiten des romanischen Stiles aus einem polygonen Centralraum, an welchen sich ein halbrunder Ausbau für den Altar anschließt. Solche ursprünglich mit steinernen Kegeldächern versehene Rund-



Die Pfarrkirche und Rundkapelle in Deutsch-Altenburg.

bauten finden wir in Petronell, Scheiblingkirchen, St. Lorenzen bei Markersdorf (Taufkapellen), dann zu Mödling, Deutsch-Altenburg, Hainburg, zu Pulkau, Pottenstein, Kuenring, Mistelbach, Hadersdorf am Kamp und zu Tulln (Karner), letzterer ist der prachtvollste von allen, außen im Eilfeck angelegt, innen rund, mit reicher Ornamentik an den Capitälen und Wänden.

Wir gelangen nun in jene hochwichtige Zeit, in welcher der herrliche gothische Stil seine großartigen Neuerungen in allen Richtungen der Kunst, vornehmlich aber in der Architektur zur allgemeinen Geltung brachte und während nahezu drei Jahrhunderten auch bei uns die baulichen Schöpfungen beherrschte. Als letztes Nachklingen der Übergangszeit, aber schon mit dem ausgesprochenen Übergewichte des gothischen Stileinflusses besteht in

Niederösterreich nur ein Bauwerk nämlich das dreischiffige Langhaus der jetzt aufgelassenen Minoritenkirche in Stein (1264 geweiht).

In die Periode der Frühgothik gehört zunächst die zierliche Katharinenkapelle an der Pfarr- ehemals Klosterkirche zu Imbach. Sie darf zu den schönsten Schöpfungen des jungen gothischen Stiles in unserem Lande gerechnet werden. Reinheit und Strenge der Formen, Reichthum der Gliederungen und doch Vielseitigkeit der Gestaltungen sichern diesem Denkmale für immer die ihm gebührende hervorragende Stellung. Der Zeit nach reiht sich hieran der als Baudenkmal und durch reiche Ornamentik hochwichtige Kreuzgang des Stiftes Klosterneuburg, entstanden zwischen 1279 und 1292, ein Werk, daran die romanische Stilperiode immer noch in einzelnen decorativen Erscheinungen nachklingt. Als frühgothische Bauten sind ferner zu bezeichnen die herrliche Kapelle zu Kammern, jetzt Ruine, und die Pfarrkirche zu Pirha.

Ein hervorragender Bau reiner Gothik aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts ist die Kirche des vom Herzog Albrecht II. gestifteten Karthäuserklosters in Gaming (1332 bis 1342), ein einschiffiger Bau, über dem Presbyterium ein Steinthürmchen mit durchbrochenem Helme, das heute zu den schönsten Denkmalen dieser Art überhaupt gerechnet werden muß.

Im Laufe des eben genannten Jahrhunderts entstanden einige größere Kirchenbauten, und zwar der Mehrzahl nach in der mit einer gewissen Vorliebe angewendeten hallenförmigen Anlage des Langhauses. Führend war in dieser Beziehung und ebenso in der Decoration durch lange Zeit der Bau der Stefanskirche in Wien, von deren Bauhütte aus unzweifelhaft ein auch in den bezüglichen Bauten leicht erkennbarer mächtiger Einfluß ausgeübt wurde. So zeigt das erwähnte Thürmchen an der Gaminger Kirche ganz deutlich den Einfluß der Wiener Bauhütte. Deßgleichen der Chor der Kirche zu Deutsch-Altenburg. Andere Kirchenbauten sind der Chor der Stiftskirchen zu Seitenstetten und Ardagger, die Kirche zu Weitra, die Minoritenkirche — jetzt Kapuzinerkirche in Wiener-Neustadt, die Karthäuserkirche in Aggsbach.

Ganz außerhalb des Einflusses der Wiener Bauhütte steht der in den edelsten Formen der Gothik durchgeführte Bau der Stiftskirche zu Zwettl. Es ist der französische Kathedralstil, der hier zum Ausdruck kommt, und für unsere Lande nur noch in der Cistercienserkirche zu Baumgartenberg einen schwachen Nachklang, dagegen aber in den Kirchen zu Prag, Kolin und Kuttenberg hochwichtige Stilgenossen findet. Der Chor der Stiftskirche, für welche ein Magister Johannes als Meister genannt wird, entstand zwischen 1343 und 1348 und besteht aus dem dreiseitig geschlossenen Presbyterium, einem ebenso hoch angelegten Umgang und einem angefügten Kranze von dreizehn niedrigen Kapellen, deren Wände mit Spitzbogenfenstern sammt reichem Maß-

werkschmucke versehen sind. In die letzten Jahre des XIV. Jahrhunderts gehört der prachtvolle Chor der Stiftskirche zu Heiligenkreuz, eine Halle aus neun zusammengestellten Rechtecken bildend.

Das XV. Jahrhundert zählt eine namhafte Reihe kirchlicher Bauten. Die zahlreichen Ansiedlungen, die sich bis dahin gebildet und in ihrem Bestande gesichert hatten, das Aufblühen der Städte, alles dies war der Errichtung von Kirchen sehr günstig, alte



Die Stiftskirche in Zwettl.

Kirchen wurden theils ganz umgebaut oder doch theils im Schiffe oder Presbyterium erweitert, mit Zubauten versehen, ganz neue Kirchen wurden mit pfarrlicher Bestimmung errichtet. Die früher schon bestandenen Orden erwarben Niederlassungen und führten die nothwendigen Klosterkirchen auf. Der gothische Stil fand überall Anwendung, aber meistens in seiner einfachen Gestaltung; die Kreuzgewölbe wurden allenthalben in ihren Profilirungen mehr durchgebildet, einfachere Sterngewölbe fanden Anwendung, die Rippen wurden an den Wänden und Pfeilern unvermittelt übernommen und herabgeführt, der Capitälschmuck erschien entbehrlich. Das Fenstermaßwerk wird reicher und mannigfaltiger und die eigenthümliche Gestaltung der sogenannten Fischblase findet darin allenthalben

Aufnahme. Als Bauten eben dieses Zeitraumes sind hervorzuheben: die geräumige Hallenkirche der Nonnen zu Dürrenstein (1410), jetzt Ruine, die ausgedehnte, jetzt aufgelassene Dominicanerkirche zu Krems mit ihren mächtigen Strebepfeilern und den schönen Maßwerkresten, geweiht 1444, der Chor der Kirche zu Friedersbach mit reinen gothischen Formen (1408), die dreischiffige Hallenkirche zu St. Wolfgang in Pfaffenschlag (1407) und der Kreuzgang zu Ardagger (1410). Um 1420 wurde der Chor der Stiftskirche zu Göttweig umgebaut, wobei man auch Umgestaltungen in der Krypte vornahm. Zu Lichtenwörth begann der Bau einer im reicheren gothischen Stile angelegten Kirche, ohne bis nun zur Vollendung gelangt zu sein. Zu Perchtoldsdorf (1410) und Mödling verband man mit dem Spitale einschiffige zierliche Kapellen, davon besonders die letztere durch schönes Maßwerk, Netzgewölbe und den Orgelchor interessant ist. Hier ist auch der interessanten St. Wolfgangskirche zu Kirchberg am Wechsel mit ihren schönen Portalen Erwähnung zu thun.

In der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts unter der Regierungszeit Friedrich III. wurde sehr Vieles, doch darunter auch einiges Bedeutenderes auf dem Gebiete der kirchlichen Baukunst geschaffen. Vor Allem sei das schöne Presbyterium und ein Querschiff an der Liebfrauenkirche zu Wiener-Neustadt genannt. Man kann mit einiger Sicherheit annehmen, daß sich damals zu Wiener-Neustadt ein Baucentrum, eine Art Bauhütte gebildet hatte, da einerseits in dieser vom Kaiser besonders begünstigten Stadt damals viele kirchliche Bauten aufgeführt wurden und der mustergebende Einfluß auf die in der Umgegend entstandenen Bauten von diesem Mittelpunkte aus nicht zu verkennen ist. Dahin gehört die Ordenskirche der Cistercienser, ein gedrückter Hallenbau mit acht Pfeilern und einem etwas älteren und in baulicher Beziehung bedeutenderen Presbyterium (1453), die heute fast in Ruinen liegende schöne Peterskirche (circa 1474), die reich ausgeführte Georgskirche in der Burg mit den merkwürdigen Oratorien, dem Maßwerkschmuck in den großen Fenstern und die Pfarrkirche zu Neunkirchen.

Unter dem Einflusse der Wiener Bauhütte entstanden die Stefanskirche zu Eggenburg und die mit ihren Wiederholungen von Einzelheiten der St. Stefanskirche zu Wien zu den bedeutenderen Bauwerken zählende Marienkirche in Krems, ein Hallenbau von großer Ausdehnung mit besonderer Ausstattung im Innern und an den Außenseiten. Zu Mödling (1454 bis 1499) wurde die große Othmarkirche, charakteristisch durch das fast gar nicht zum Ausdrucke kommende Querschiff und den alle drei Schiffe nach Art eines Chorumganges aufnehmenden polygonen Chorschluß, erbaut. Ebenso große und bedeutende Kirchenbauten wurden zu Baden und Perchtoldsdorf durchgeführt; erstere dreischiffig mit überhöhtem Mittelschiffe und kräftiger Thurmanlage zwischen Chor und Langhaus, letztere theils mit Kreuz- theils mit Sterngewölben im Schiffe bedeckt.



Die Liebfrauenkirche in Wiener-Neustadt.

Der gothische Stil erlebte seinen Niedergang in den letzten Decennien des XV. Jahrhunderts, blieb jedoch noch fast über das erste Viertel des XVI. Jahrhunderts in Anwendung. Allein die Schöpfungen dieser Zeit zeigen das Abgehen von den bisherigen edlen Formen und den fortschreitenden Verfall. Die zähe Lebenskraft dieser herrlichen Kunstzeit ging zu Ende und ihr Widerstand erlahmte an den üppigen und frischen Gestaltungen und Formen, die die wiederauflebende Antike von Italien und Deutschland her an die Gestade der niederösterreichischen Donau trug. Die Gewölbe bekamen statt der einfachen Kreuz- und Netzrippenanlage ein wildes Gewirre von wirklichen und Scheinrippen, die sich unorganisch in den Wänden und an den meist achtseitigen Pfeilern verlaufen. Die Capitäle, die Console und die reichen Baldachine verschwinden, die Fialen verlieren sich oder arten in verworrenes und gebogenes Geäste aus, das Fenstermaßwerk wird entweder ganz weggelassen oder in willkürlichster Weise combinirt. Oftmals werden nur mehr die Grundformen der Gothik angewendet, jedwede Art des Schmuckes aber bei Seite gelassen und so ein ganz nüchternes, höchst einfaches Bauwerk geschaffen.

Aus dieser späteren Bauperiode stammen die Pfarrkirche zu Bromberg (1496), Brunn am Gebirge (dreischiffig, Kreuzgewölbe, Thurm über dem Mittelschiffe), Döllersheim (dreischiffig), Erlakloster (ehemals eine Nonnenklosterkirche), Gumpoldskirchen (Hallenkirche mit fünf Pfeilerpaaren, Kreuzgewölbe), Heiligenstadt (dreischiffiger geräumiger Bau mit Kreuzgewölben), Haag (zur Vertheidigung eingerichtet, hohes Mittelschiff, 14 Pfeilerpaare, theilweise Netzgewölbe), Kirchschlag (einschiffige Anlage mit Rautengewölben, im Chor Kreuzgewölbe, schönes Maßwerk, 1480 bis 1500), Külb (großer Bau von schönen Verhältnissen, dreischiffig, fünf Pfeilerpaare, Rautengewölbe, reiches Fenstermaßwerk), Kornenburg (dreischiffige Anlage mit großem Presbyterium), Lunz (ein zweitheiliger Raum mit sechs Pfeilern), Mank (Hallenbau, Netzgewölbe mit geometrischen Mustern, drei Pfeilerpaare), St. Michael (befestigter Bau, dreischiffig, verworrenes Netzwerk, 1523), Maria Laach (dreischiffig, schöner Orgelchor, Netzgewölbe), Ober-Hautzenthal (das Presbyterium mit Rautengewölben), Pernegg (ehemalige Klosterkirche, einschiffig, eingeschobene Strebepfeiler), Payerbach (zweischiffige Anlage mit Netzgewölben), Imbach, Retz, Dominicanerkirche (Hallenbau, 4 Pfeilerpaare, großes Presbyterium aus der Mitte des XV. Jahrhunderts), Scheibbs (hoher dreitheiliger Raum ohne Unterscheidung zwischen Schiff und Chor, das Netzgewölbe von 12 Säulen getragen, eine Art Chorumgang), Steinakirchen (dreiseitig abgeschlossener Raum, 14 Pfeiler tragen das mächtige Sterngewölbe), Seebenstein (dreitheiliges Schiff mit einem Pfeilerpaare, Rautengewölbe im Presbyterium, Kreuzgewölbe), Schwallenbach (einschiffige Anlage mit Netzgewölben), Stein (dreischiffig mit drei achteckigen Pfeilerpaaren, Netzgewölbe stark modernisirt), Spitz (dreischiffig, Netzgewölbe, reiches charakteristisches Maßwerk), Tulln (nach dem Brande

aus den alten Resten wieder erbaut und 1513 vollendet), St. Valentin (Hallenkirche mit sechs Rundpfeilern und seltsam zusammengesetztem Netzgewölbe, 1476), Wilhelmsburg (dreischiffig mit breiten Spitzbogenarkaden zu den Abseiten), Weißenkirchen (durch Zubauten stark verändert), Waidhofen an der Ybbs (Hallenkirche mit drei Pfeilerpaaren und ziemlich reinen Formen), endlich die zweischiffige Spitalkirche daselbst.

Die Thurmanlagen finden sich bei den Kirchen ohne bestimmte Grundsätze durchgeführt, an den Langseiten als Zubauten, an der Façade als Vorbauten, oft auch als Zwischenbauten zwischen dem Schiffe und Presbyterium als älteste Gruppirung und auch von einem älteren Baue stammend. Als merkwürdigen Thurm haben wir zu erwähnen den an der Pfarrkirche in Deutsch-Altenburg, der, obwohl ein Werk des XV. Jahrhunderts, noch in seinem gemauerten Helmdache und dem Giebelbesetze an den romanischen Stil erinnert. Eigenthümlich ist die sattelförmige Bedachung, die man an Kirchen dieser Bauzeit häufig angewendet findet, wie zu Wilhelmburg, Böheimkirchen, Mauer, St. Valentin, Kapellen und an dem freistehenden Thurm zu Perchtoldsdorf.

In Betreff der Innenausstattung der gothischen Kirchen sind zunächst die Kanzeln zu erwähnen; solche mit reicher Ausstattung finden sich zu Arnsdorf, Eggenburg und Maria Laach, dann die Sacramentshäuschen, davon manche, thurmähnlich aufgebaut, sich in mehreren Geschossen in reichster gothischer Decoration erheben, wie zu Eggenburg, Drosendorf, Mauer an der Pielach, Pottendorf (Schloßkapelle), Guntersdorf; einfachere zu Mödling, Korneuburg, Lichtenwörth, Purgstall und an andern Orten.

Renaissance und Barockzeit.

Das letzte Jahrhundert der mittelalterlichen Kunst bezeichnete eine fruchtbare Bauperiode, hauptsächlich in Kirchen; für lange Zeit hinaus war dann dem Culturbedürfnisse Genüge gethan. Diese und andere Gründe, darunter kirchliche Wirren, verursachten, daß wir meist bescheidene Einzelheiten als Werke der Renaissance anzuführen haben.

Dahin gehören als älteste Denkmale die Portale des von Kaiser Ferdinand I. erbauten Zeughauses in Neustadt. Das Hauptportal mit der inschriftlichen Zeitbestimmung 1524 ist ein feines Musterstück italienischer Bauweise. In einigen Städten wie Krems und Waidhofen an der Ybbs zeigen einzelne Häuser den Stil des XVII. Jahrhunderts, in Waidhofen ist der Arkadenhof des Gemeindehauses bemerkenswerth. Eigenthümlich ist die weitverbreitete Art, die Giebel der mit der Schmalseite der Gasse zugewendeten Häuser durch ein Pseudostockwerk zu verblenden in dem Streben, einen palastartigen Charakter zu erzielen, unter dem offenbaren Einflusse der italienischen Bauweise. Weitaus wichtiger sind einige Schloßbauten. Allen voran steht das den Freiherrn von Tinti

gehörige Schalaburg im Viertel ober dem Wienerwald. Es müssen ungewöhnlich günstige Umstände gewesen sein, unter denen dieses in seiner Art einzige Bauwerk entstehen und sich erhalten konnte. Die ursprüngliche Anlage des Schlosses reicht wohl in das XI. Jahrhundert hinauf; aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts stammt aber der Haupttheil des Schlosses, ein unregelmäßiges langgezogenes Viereck mit einem Arkadenhofe. Die Abbildung zeigt das schmalere Ende desselben. Besonders interessant ist die Architektur durch die eigenthümliche Mischung italienischen und nordischen Formgefühles, sowie durch das Material, die Terracotta, welche, in Niederösterreich eine Seltenheit, hier in umfassendster Weise angewendet ist. So sehr nun dieses Werk von aller in Niederösterreich bekannten Bauweise sich unterscheidet, so ist es wieder charakteristisch für die Zeit und für das Land, daß auch hier der italienische Einfluß sich nicht verleugnet. Von nicht minder imposanter Anlage ist im Viertel ober dem Manhartsberge die Rosenburg in der Nähe des Städtchens Eggenburg, um 1590 vollendet; doch ist hier weniger erhalten. In der Nachbarschaft Schloß Göllersdorf in der Mitte des XVI. Jahrhunderts begonnen.

Regelmäßiger als die Burgen auf beherrschenden Höhen sind die Landsitze der Ebene, meist Rechtecke mit Thürmen, Wälle und Graben auf das Nothwendigste beschränkt. Ein Beispiel ist Schloß Walpersdorf bei St. Pölten, um 1577 erbaut, der Hof mit Arkaden an der Eingangseite, die vorspringenden Flügel mit reichem Consolengesimse.

Wie für Wien, so beginnt für das ganze Erzherzogthum eine neue große Bauperiode mit der Entsetzung der Hauptstadt im Jahre 1683, und wenn die Werke der Frührenaissance nur in einzelnen Beispielen zu finden sind, so ist es dagegen der Barockstil, welcher, getragen von günstigen Umständen, während einer langen Herrschaft das Land mit Gebäuden übersäete. Dieser Stil tritt uns überall entgegen. Wo zwischen den Feldern und Weinbergen, den Wäldern und Wiesen ein Kirchthurm emporragt, ein Denkmal am Wege steht, wo an dem Bürgerhause der kleinen Stadt oder der ländlichen Wohnung ein Thor, Erker oder offene Loge ausgebildetere Formen zeigt, wo Schloß oder Stift einen Hügel krönt, es sind mit wenig Ausnahmen die Formen der Barocke, die man erblickt.

Schlösser und Klöster sind es, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, an ihnen allein ist eine wirkliche architektonische Ausbildung zu finden. Die Landsitze des XVIII. Jahrhunderts haben fast durchgehends einen gemeinsamen Typus; das Hauptgebäude gruppirt sich um einen quadratischen oder rechteckigen Hof, rings um denselben läuft in allen Stockwerken ein Gang, im Erdgeschoß bisweilen als offene Bogenhalle gebildet. Von den Gängen aus sind die Zimmer zugängig, deren Fenster die Außenseite beleben, die ganze Anordnung ist sehr regelmäßig und meist durch Mangel an kleinen Nebenräumen bemerkenswerth. Die Treppe liegt selten in der Hauptaxe, meist neben der Einfahrt, — es ist die altgewohnte Anordnung der italienischen Paläste. Manchmal sind die Ecken des Gebäudes

Hof der Schalaburg.

zu Thürmen ausgebildet, auch springen wohl Flügelbauten vor, einen Vorhof einschließend. Stockwerke sind meist drei, ein Erdgeschoß für untergeordnete Räume, ein Nobelgeschoß und ein niederes Obergeschoß, ein Hauptsaal über dem Portal oder an der entgegengesetzten Seite ist durch reichere monumentale Decoration ausgezeichnet und geht durch das Obergeschoß hindurch, die Façaden haben außer den mehr oder weniger einfachen Fenstereinfassungen meist keinen Schmuck, in einigen Fällen Pilaster zwischen den Fenstern.

Solche Anlagen größeren Maßstabes sind das Liechtenstein'sche Schloß Feldsberg im Viertel unter dem Manhartsberge und das kaiserliche Besitzthum Schloßhof im Marchfeld, letzteres eine Schöpfung des Prinzen Eugen; Schlösser von kleineren Verhältnissen das Jagdschloß Eckartsau, von der Familie Kinsky erbaut, die Khevenhüllerschen Schlösser

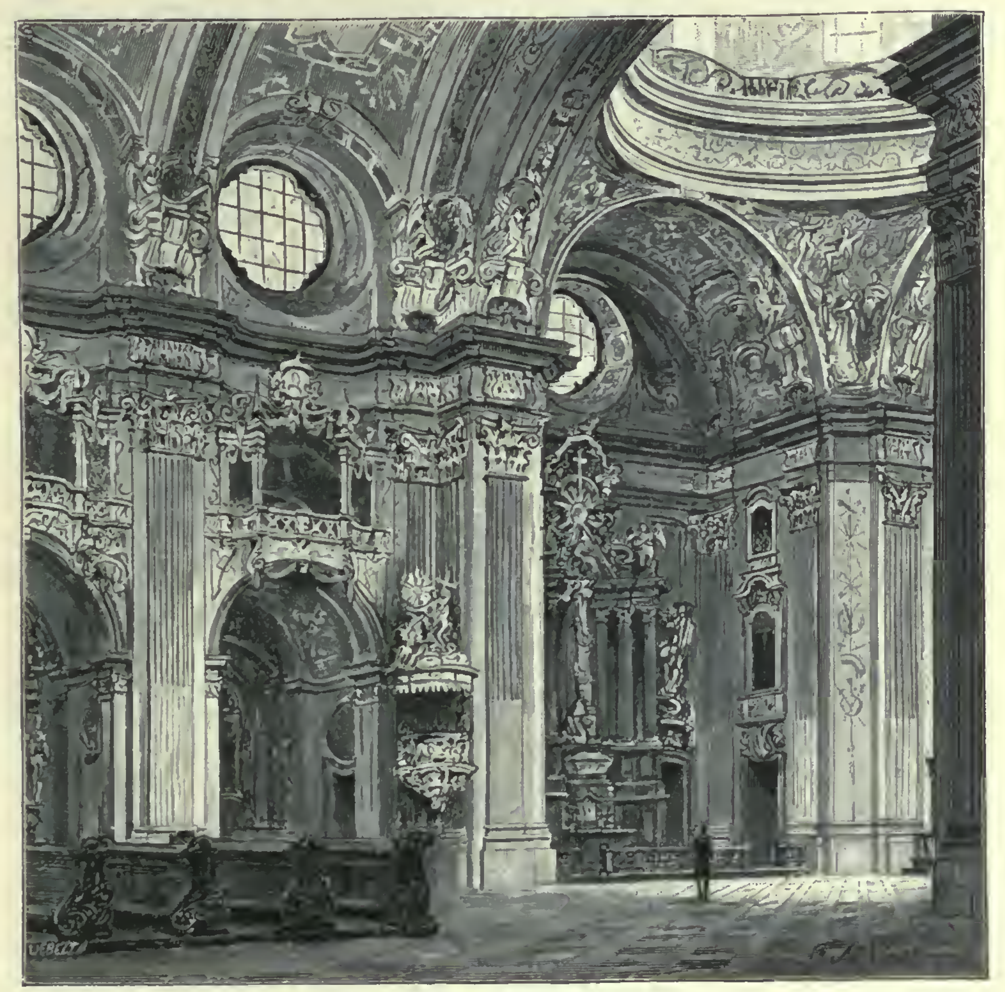


Das Schloß Ernstbrunn.

Ladendorf, vom Marschall Wirich Philipp Daun erbaut, und Riegersburg. Schloßhof ist durch seine Größe, sowie durch die weitläufigen Hof- und Gartenanlagen mit Terrassen, Thoren und Springbrunnen hervorragend, es ist zwischen 1715 und 1736 erbaut worden. Viele Schlösser Niederösterreichs weichen indessen von der beschriebenen Anlage ab, zu diesen gehört Ernstbrunn, eine sehr alte, zu verschiedenen Zeiten vergrößerte und die Spuren verschiedener Stilperioden aufweisende Anlage. Eine bezeichnende Eigenheit des Barockstils, die Großräumigkeit, tritt in weit höherem Maße als bei den Schlössern bei den geistlichen Stiften hervor, welche meist zur Zeit und wohl nicht ohne Zuthun des prachtliebenden Kaisers Karl VI. erbaut wurden. Diese Großräumigkeit, welche dem an die modernen raumsparenden Anlagen Gewöhnten mitunter als Verschwendung erscheint, ist zunächst eine Vorbedingung der Monumentalität, welche diese Klosterbauten auszeichnet.

Halten wir Umschau unter den Klosterbauten Niederösterreichs, so fällt der Blick zunächst auf das Benedictinerstift Melk, gleich bedeutend durch seine Lage, wie durch seine

maßvolle Größe. Stolz über den Ufern der Donau thronend zeigt der Bau in der regelmäßigen Einfachheit seiner Anlage und dem reichen Schmucke der Haupträume alle die Merkmale der Glanzzeit des Barockstils. Ein langgestrecktes Rechteck bildend, folgen hintereinander der Vorhof, der große Arkadenhof, die Prälatur und die Kirche, der letzteren



Aus dem Innern der Stiftskirche zu Melk.

zur Seite die Bibliothek und das Refectorium. Der Architekt Prandauer hat es verstanden, die gewaltigen Massen des Bauwerkes durch sparsame Anwendung von Risaliten und Pilasterordnungen zu bändigen und anderseits Innenräume von reizvoller Wirkung zu schaffen. Wir geben in der Abbildung das Innere der Kirche. Der Grundriß derselben hat die gelegentlich der Wiener Kirchen besprochene Anordnung, jedoch mit einem kurzen Querschiff und hoher Kuppel über der Vierung; an jeder Seite des Hauptschiffes drei



Aus dem Innern der Stiftskirche zu Herzogenburg.

Kapellen. Der Eindruck, den diese Kirche macht, ist der der höchsten, heiteren, fast weltlichen Pracht, bedingt durch das Zusammenwirken von Marmorglanz, reicher Vergoldung und frisch erhaltener Fresken, über deren flotter Behandlung man ihre Inhaltslosigkeit vergißt; dazu kommt eine fein empfundene Bildung der Zieraten; besonders schön ist die Umrahmung der Emporen über den Seitenkapellen. Nicht weniger bewunderswerth als die Kirche sind die weit einfachere Bibliothek und einzelne Räume der Prälatur mit ihren freien, die

großen Räume behaglich stimmenden Gewölbemalereien. Von kaum geringerer Bedeutung als Melk ist das Chorherrenstift Klosterneuburg, dessen Baulichkeiten aus sehr verschiedenen Zeiten stammen. Im XVII. Jahrhundert wurde das jetzige ältere Conventsgebäude errichtet, von dem ein Theil, mit reich geschmückten Gewölben in den Gängen des oberen Stockwerkes, noch benützt wird; damals ward auch das dreischiffige mittelalterliche Gotteshaus umgebaut nach dem Muster der früher beschriebenen Kirchen mit Kapellen an den Seiten. Ein völliger Neubau des Conventgebäudes erfolgte im XVIII. Jahrhundert. Eine im Stifte aufbewahrte Zeichnung gibt Auskunft über die großen Absichten der Bauherren, welche infolge der Unruhen nach dem Tode Karls VI. nicht ganz zur Ausführung kamen. Der vollendete Theil ist ein regelmäßiges Rechteck von großen Verhältnissen, nach außen durch zwei Kuppeln mit dem Herzogshut und der Kaiserkrone weithin sichtbar. Am Eingange fesselt den Blick die großartige Stiege, welche zu einem ovalen, in Marmor ausgeführten Kuppelsaale führt; an den Saal schließen sich die Kaiserzimmer mit der Aussicht gegen Wien. Über dem Haupteingange liegt die Bibliothek, im gegenüberliegenden Flügel gegen die Donau die Prälatur.

Das Conventgebäude zu Klosterneuburg ist etwas jünger als die Anlage des zweiten großen Chorherrenstiftes in Niederösterreich, Herzogenburg. Der Architekt von Melk schuf auch den Plan zu diesem letzteren Stiftsbau, an welchem zwischen 1714 und 1740 gearbeitet wurde; etwas später entstand an Stelle eines kleinen gothischen Bauwerkes die jetzige Kuppelkirche, deren Plan von dem der meisten anderen Kirchen dieser Zeit abweicht. Auch hier verhinderten ungünstige Zeitverhältnisse die Vollendung der ungemein weitläufigen Anlage der Stiftsgebäude. Wenn schon das Project für den Bau von Herzogenburg über das wahre Bedürfniß hinausging, so ist das noch vielmehr der Fall mit dem Benedictinerstift Göttweig. Niemand wird ohne Staunen über so kühnes Wollen die weiten Gänge, Treppen und Säle betreten oder von außen die gewaltigen Dimensionen des hochgelegenen burgartigen und thurmbewehrten Gebäudes mit dem Auge messen; aber es ist eine freudlose Großartigkeit, die nicht im Einklange steht mit der Kahlheit der Ausstattung und durch den Mangel feinerer Empfindung das Gefühl des Beschauers erkältet.

Das XIX. Jahrhundert.

Unser Jahrhundert zeigt das Land Niederösterreich architektonisch in vollster Abhängigkeit von der Reichshauptstadt. Kirchen und Staatsbauten, Klöster und Herrensitze, wie der gesammte Privatbau, alles trägt den Stempel der Wiener Schule.

Auf dem Felde der kirchlichen Architektur sind zunächst einige bedeutende Restaurationsbauten hervorzuheben. In Klosterneuburg, wo seit 1836 zu dem Stiftshauptgebäude durch den Architekten Josef Kornhäusel nach den etwas vereinfachten Plänen des kaiserlichen

Ingenieurs Donatus Felix von Allio der nordwestlich an den Chor anstoßende Quertract hinzugefügt wurde, ist gegenwärtig ein umfassender Ausbau der Kirche im Werk. Den Plan dazu lieferte der baukundige Stiftskämmerer P. Coloman Krieger, unter dessen Leitung der Architekt Josef Schömer als Bauführer und für die figürlichen Sculpturarbeiten der Bildhauer Franz Erler als künstlerische Hilfskraft fungiren. Nachdem zunächst der schöne Kreuzgang und die Freisingerkapelle, ersterer zum Theil unter Mitwirkung des Wiener Dombaumeisters Friedrich Schmidt, wiederhergestellt waren, ist man seit 1882 an die Restaurirung des Äußern der Kirche herangeschritten. Dieselbe soll durch den Ausbau der beiden Thürme, denen zwei schlanke, fialenumkränzte Spitzhelme zugedacht sind, etwa in fünf Jahren ihren Abschluß finden. — Auch in Heiligenkreuz wird seit einigen Jahren unter der Leitung des Architekten Avanzo an einer Wiederherstellung der baufällig gewordenen und durch barocke Einbauten entstellten Stiftskirche gearbeitet. Der Orgelchor und die Kanzel wurden bereits in vollendeter Steintechnik neu ausgeführt. Andere Stücke werden folgen. — Der hier zu neuer Geltung gelangte mittelalterliche Stil beherrscht auch die wenigen kirchlichen Neubauten, welche im Laufe des Jahrhunderts in Niederösterreich entstanden sind. Es sind meist Werke von kleinen Dimensionen, aber von gediegener Ausführung und ansprechender, stilreiner Gestalt. Wir nennen die von dem Architekten Richard Jordan erbaute gothische Kirche in Hütteldorf, die Kirche der Gemeinde Au von Ludwig Wächtler, die von demselben Architekten herrührenden Gruftkapellen zu Ebreichsdorf und Gars am Kamp, denen noch manches andere zierliche Werk ähnlicher Art angereiht werden könnte.

Dominirend, wenn auch nicht mit gleicher Ausschließlichkeit erscheint der mittelalterliche Stil auch in den im Laufe des Jahrhunderts entstandenen oder wiederhergestellten größeren Schloßbauten, welchen ja im Zeitalter der Renaissance ebenfalls noch lange der burgenartige Charakter anhaften blieb. Erst neuerdings ist ein Umschwung zu Gunsten des modernen Stiles bemerkbar. Von hohem Interesse als Werk des Wiener Altmeisters hellenischer Architektur, Theophil Hansen, ist der in den Formen reichster Spätgothik durchgeführte prachtvolle Neubau des Schlosses Hernstein, Eigenthum Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Leopold. Der malerische Schmuck der Gemächer des Schlosses rührt von Rahl und seinen Schülern Bitterlich, Eisenmenger, Griepenkerl und Hofmann her; die kostbare Ausstattung an Bronze- und Holzarbeiten, Mobilien und Geräthen lieferten die ersten Meister der Wiener Kunstindustrie. Ein stattliches Werk des früheren Dombaumeisters von St. Stefan Leopold Ernst, fortgesetzt von dessen Sohn Hugo und dem Architekten L. Wächtler, ist der gleichfalls im gothischen Stil ausgeführte Neubau des gräflich Breuner'schen Schlosses Grafenegg unweit von Krems. Luftige Galerien, Balkons und abgetreppte Giebel beleben die Massen des ausgedehnten Gebäudes, welchem der

weithin sichtbare Thurm, Wall und Wassergraben einen burgenähnlichen Charakter verleihen. Ringsum zieht sich ein Park mit herrlichen Eichengruppen und Wiesenplänen. — Die Krone des modernen Schloßbaues in Niederösterreich ist die im Laufe der letzten Jahre nach Baron Hasenauers Plänen erbaute kaiserliche Villa im Lainzer Thiergarten. Das ansteigende Terrain einer im Rücken von Hügeln umschlossenen Waldwiese ist von dem Architekten zu einer terrassirten Anlage benutzt, in deren Vordergrund sich das für die



Das Schloß Grafenegg.

Villegiatur der kaiserlichen Familie bestimmte Hauptgebäude erhebt. Daran schließen sich rückwärts, durch Eisengalerien vermittelt, die höher situirten und um eine ausgedehnte Hofanlage herum gruppirten Wirthschaftslocalitäten, Stallungen u. s. w. Unser Holzschnitt gibt von der malerisch bewegten Gestaltung des Ganzen mit seinen Thürmchen, Freitreppen und Galerien, von der wirkungsvollen Abwechslung des gemusterten Ziegel- und Steinbaues ein klares Bild. Die technische Ausführung ist in allen Stücken von musterhafter Gediegenheit. Für die plastische und malerische Ausstattung, sowie für die Einrichtung und den sonstigen Schmuck des Innern haben die ersten Künstler und

Kunsthandwerker Wiens ihr Bestes geleistet. Von den zahlreichen übrigen Schlössern im Lande sei noch der nach den Plänen des Architekten Schallhammer ausgeführte Neubau der Nadelburg bei Wiener-Neustadt und Hansens Restauration des Schlosses Rappoltenkirchen hervorgehoben.

Wenig Bemerkenswerthes zeigen die kleineren Städte. Die Schulen, Krankenhäuser, Sparkassen, Kasernen und sonstigen Nutzbauten, welche der Geist des Jahrhunderts in beträchtlicher Anzahl ins Leben rief, gewährten der Entwicklung höherer Architektur keinen Spielraum. Ein communaler Bau im Sinne der Altvordern, ein künstlerisch geadelter Wohnhausbau existirt in diesen Orten so gut wie gar nicht mehr. Man gefiel sich lange Zeit nur im Zerstören. Der architektonische Charakter der bedeutendsten kleineren Stadt Niederösterreichs, des im Angesichte des Schneebergs in weiter Ebene freundlich gelegenen Wiener-Neustadt, ist seit dem großen Brande des Jahres 1834 ein fast völlig moderner. Im Laufe der letzten Decennien blieb er unverändert. Eine rege Bauthätigkeit herrschte dagegen während der jüngsten Zeit in Krems. Gegen das nahe Stein hin, am Fuße des rebenbekränzten Frauenbergs, ziehen sich längs den Donau-Auen parallel angelegte Straßen, welche der Entwicklung rationeller Wohnhausarchitektur, im Sinne des deutschen oder englischen Familienhauses, Raum geboten hätten. Leider wurde davon nur in wenigen Ausnahmefällen Gebrauch gemacht. Der Wiener Zinshausstil mit seinen langen Fensterfluchten und Mansardendächern gab den Ton an.

Höchst erfreulich ist der mannigfach und reich gestaltete Villenbau, welcher sich im Laufe der letzten Decennien in den an den großen Bahnlinien gelegenen Ortschaften entwickelt hat. Auch darauf hat die Reichshauptstadt mit ihren Lebensgewohnheiten und mit ihrem künstlerischen Geschmack maßgebenden Einfluß genommen. Durch die eisernen Fangarme der Bahnen ist jetzt ein Umkreis, der weit über die Grenzen Niederösterreichs hinausreicht, in das Villengebiet der Wiener hereingezogen, und innerhalb des Kronlandes erstreckt sich dasselbe von der Donaulände und der Höhe des Kahlenberges bis zum Semering. Fast sämmtliche an der Südbahn, der Westbahn, der Franz Josefs-Bahn und in den daranstoßenden Seitenthälern gelegenen Ortschaften sind mit diesem Villenschmuck versehen, welcher dem Ankommenden die Nähe der Hauptstadt verkündet und von dem wachsenden Bausinn und Luxusbedürfniß Zeugniß ablegt. Außer den Mitgliedern des Kaiserhauses und der Aristokratie ist namentlich die oberste Schicht des kunstliebenden Bürgerthums, welchem der Neubau der Kaiserstadt sein prächtiges Aussehen verdankt, auch für den ländlichen Wohnhausbau maßgebend geworden. Ein lebendig bewegter, malerisch reizender, bisweilen opulenter Cottage-Stil wiegt vor. Der akademische Geschmack der ersten Hälfte des Jahrhunderts, der mit zwei dorischen Säulen an der Façade oder einem römischen Tempel als Gartenpavillon allen Kunstbedürfnissen des Villenbesitzers genügt zu haben



Die kaiserliche Villa im Lainzer Thiergarten.

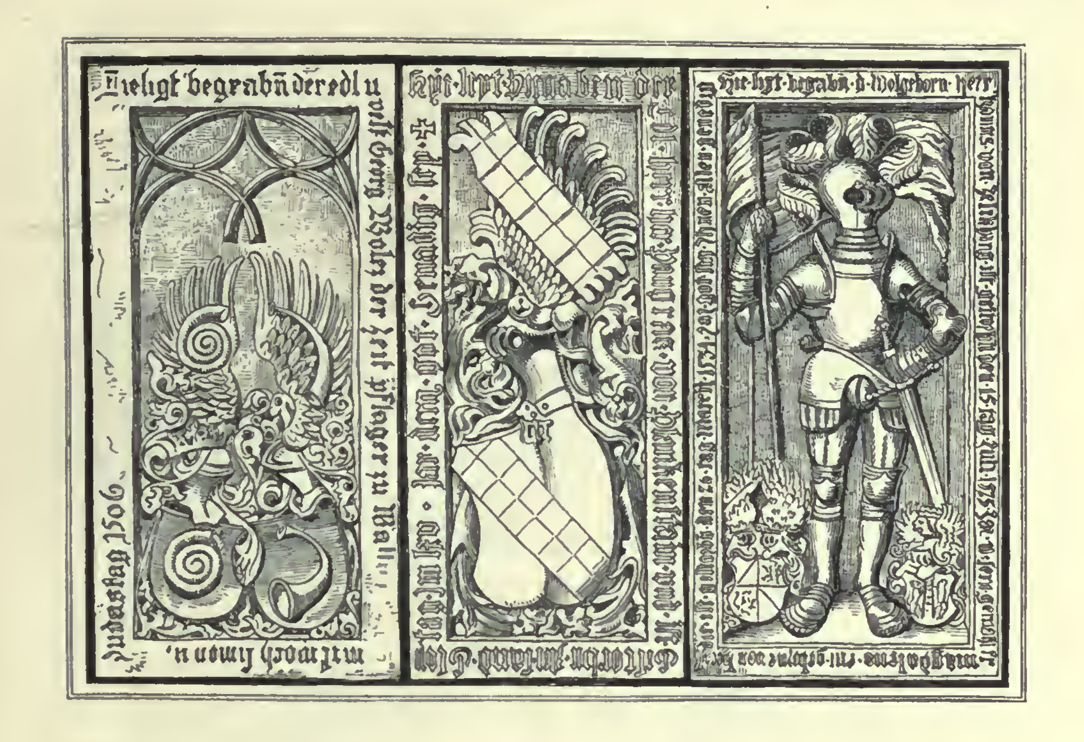
glaubte und selbst in herrschaftlichen Anlagen fürstlichen Charakters nicht über jenen stattlichen, vornehmen, aber kühlen Classicismus sich erhob, wie ihn etwa die von Kornhäusel erbaute Weilburg bei Baden zeigt, kann als überwunden betrachtet werden. Deßgleichen die unklaren und leblosen Formen der früheren Romantiker. Vor Allem in der ländlichen Wohnhaus- und Villen-Architektur hat man das Zurückkehren zum reinen Materialbau, zu den daraus hervorgegangenen heimischen Constructionsweisen, das Eingehen auf die Bedingungen der Örtlichkeit, auf die Natur und die Eigenart jeder einzelnen Aufgabe sich zum Grundgesetze gemacht und im Übrigen aus dem Sprachschatz der vergangenen Bauperioden alle diejenigen Formen und Motive frei handhaben gelernt, welche zu charakteristischer und individueller Gestaltung und Verwendung sich eignen. Ein schönes Beispiel dieses modernen Landhausbaues höchster Ordnung ist die am Schlusse folgende Abbildung der Villa Erzherzog Wilhelm in Baden, von dem Architekten Franz Neumann jun. Die Haupterfordernisse, Wohnhaus, Hof und Stallgebäude, sind hier auf engem und stark abfallendem Terrain geschickt zusammengruppirt.

Durchfliegen wir auf einer der modernen Eisenstraßen die Waldthäler Niederösterreichs oder die gesegnete Ebene des Wiener Beckens, aus der hin und wieder die Bogen und Pfeilerstellungen der Wiener Wasserleitung wie Erinnerungen aus der Römerzeit

an uns vorüberziehen, so entwickelt sich vor unseren Augen ein großartiges architektonisches Charakterbild der Zeit. Auf der einen Seite das ewige Einerlei des Massenbaues, der Stationsgebäude, Waarenschuppen und Wärterhäuser, der ganze Apparat der dem Verkehrsleben und Handel gewidmeten Architektur; auf der anderen die bunte Fülle privater Anlagen, Villen und Gärten, in denen das reichgegliederte Bedürfniß des Einzelnen, nationale Besonderheit, freier Wille, individueller Geschmack zum Ausdruck gelangen. Nach beiden Seiten hin entspricht unsere Architektur den Anforderungen der Zeit, und es kann ihr nur zum Segen gereichen, wenn sie neben dem Massenaufgebot des Nutzbaues, welches durch das moderne Staats- und Völkerleben gefordert wird, vor Allem den Bau des Familienhauses, als eine persönliche Herzenssache der Bewohner von Stadt und Land, mit allen Mitteln ihrer freigewordenen Schöpferkraft pflegt und entwickelt.



Die Villa Erzherzog Wilhelm in Baden.



Burgen und Wohnstätten in Niederösterreich.



Es geschieht oft, wenn wir in unserm freundlichen Niederösterreich über Berg und Thal und durch die rauschenden Wälder wandern, daß wir an Stellen gelangen, wo die romantischen Reste eines alten Rittersitzes unsere Blicke fesseln, unsere Gedanken in die vergangenen Zeiten des Mittelalters lenken. Die stolzen, zum großen Theile halbverfallenen Burgen, die die waldbedeckten Berge des Landes unter der Enns schmücken oder kühn auf steilen und spitzen Felsen thronen, repräsentiren die ältesten Wohnstätten in Niederösterreich, die sich aus früheren Jahrhunderten bis in die Gegenwart erhalten haben.

Von den siebenhundert Burgen unseres Landes, deren Namen man kennt, sind etwa hundert gänzlich verschwunden und eine ziemliche Zahl des Restes ist entweder ganz zerfallen, oder sie wurden im Laufe der Zeiten derart umgeändert, daß wir ihre ursprünglichen Formen entweder schwer oder gar nicht mehr erkennen. Doch sind uns die bedeutendsten Bauwerke dieser Art noch erhalten, wenn auch meist nur als Ruinen. Verwildert und verwachsen sind Wallgraben und Burghöfe, die Zugbrücken vermodert,

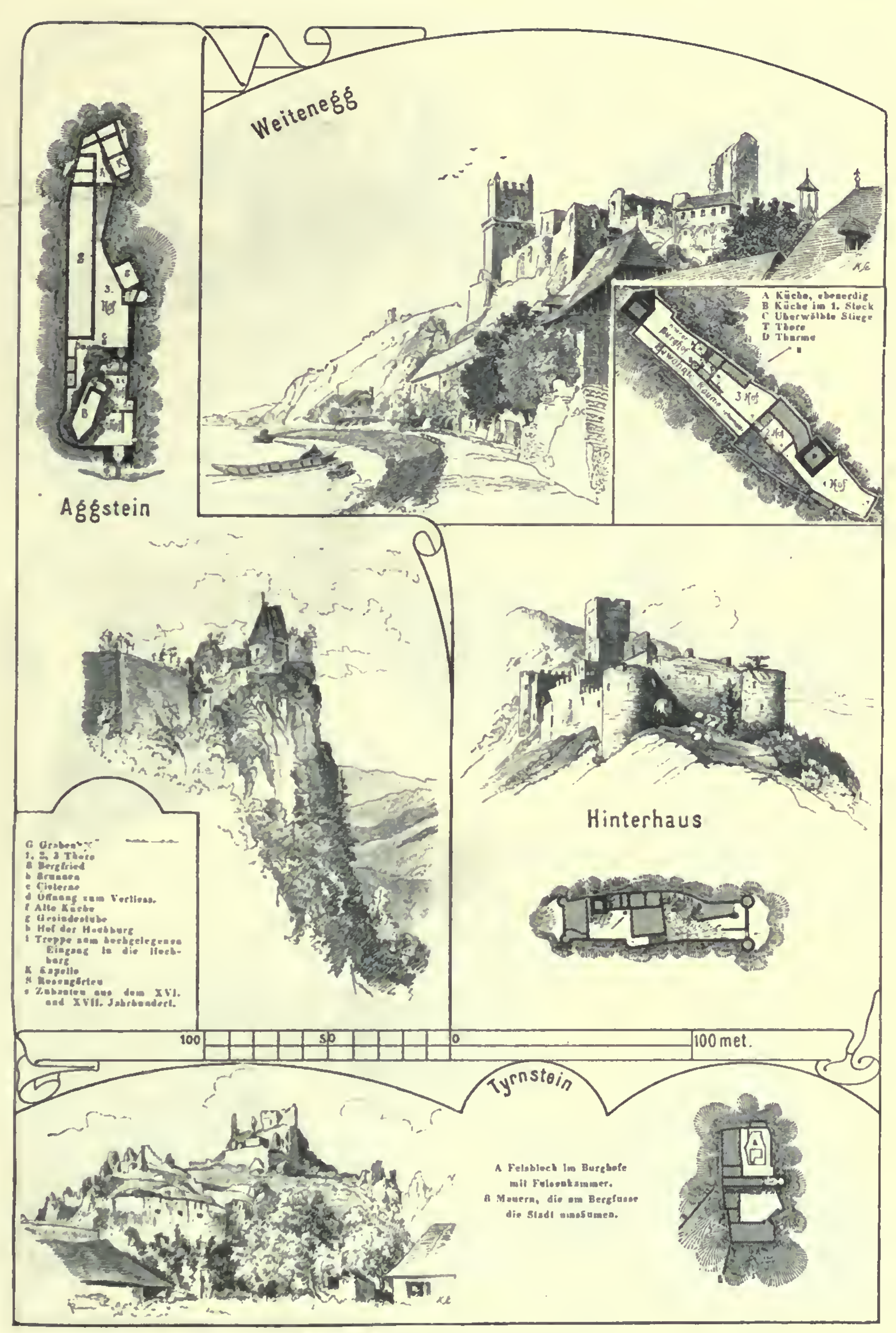
zerborsten die starken, zinnenbekrönten, epheuumrankten Gemäuer, und über den Schutt von Jahrhunderten breiten sich grüne, moosige Matten und dichtes Buschwerk aus. Nur hier und da hat ein hochsinniger Schloßherr dafür gesorgt, daß die Zerstörung nicht weiter greife.

Die unschätzbaren topographischen Werke Merians und Vischers aus den Jahren 1649 und 1672 über die Schlösser Niederösterreichs enthalten Abbildungen der alten Burgen; allein diese Bilder gewähren uns doch selten einen klaren Einblick in die Conception der Bauten. Grundpläne, welche uns die interessanten und oft vielverzweigten Einzelheiten dieser Baudenkmale vergangener Zeiten entwickeln, wurden weder zur Zeit der beiden genannten Topographen, noch seither von einem Fachverständigen angefertigt und der Öffentlichkeit übergeben. Noch ist es vielfach nicht zu spät, diese Arbeit nachzuholen, aber manchmal schon die letzte Stunde. Und so bieten wir hier zum ersten Male in ausgedehnterer Weise die nach der Natur aufgenommenen Grundrisse der wichtigsten und interessantesten alten Ritterburgen im Lande Niederösterreich. Da der Maßstab bei allen der nämliche ist, so ist der Vergleich ihrer räumlichen Ausdehnung, ihrer Bedeutung erleichtert.

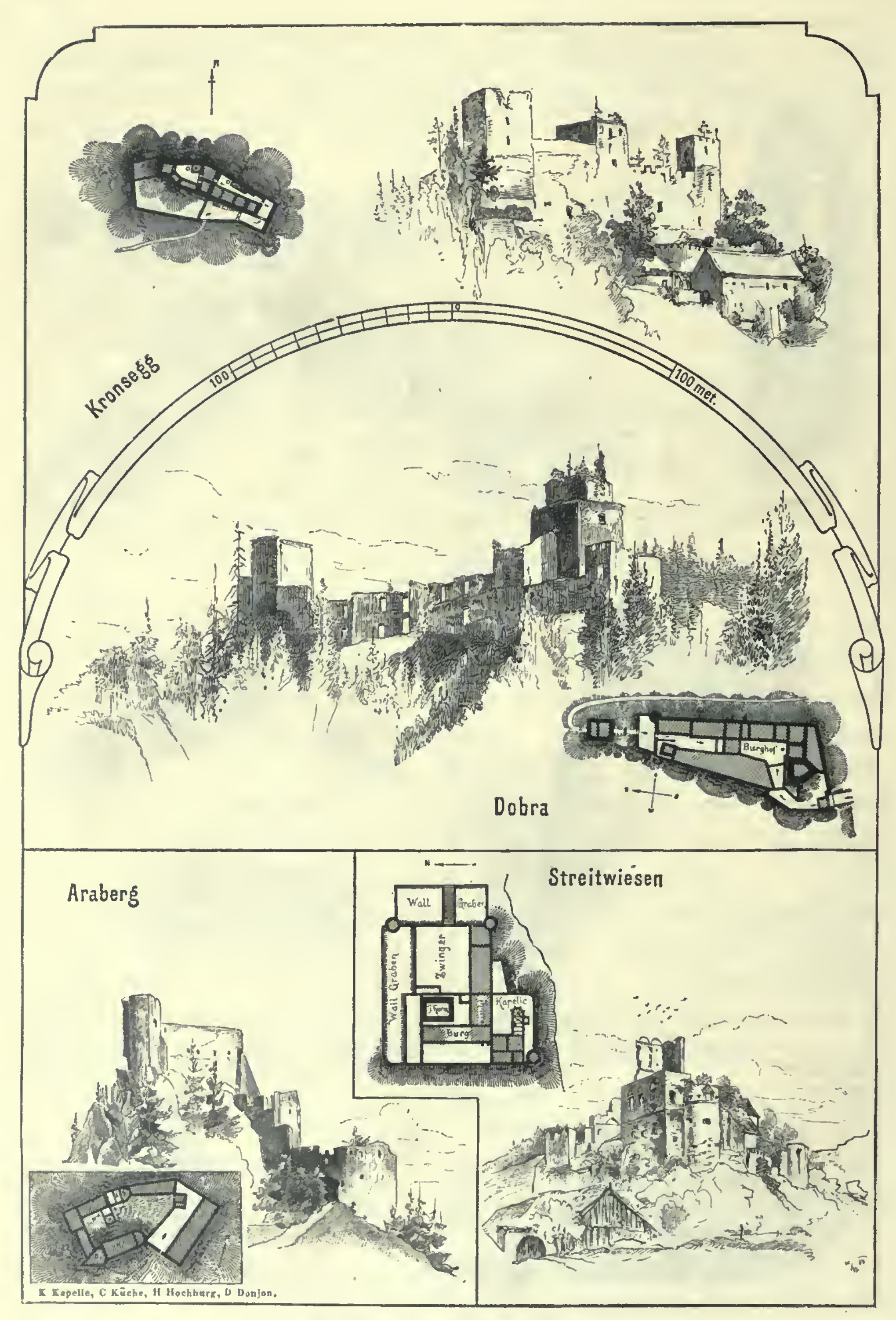
Zweifellos verdanken manche unserer alten Burganlagen am rechten Donau-Ufer einem einst dort bestandenen römischen Castell ihre Entstehung. Die Art und Weise der römischen Befestigung wurde im frühen Mittelalter bei Burgen wie bei Städten zum Vorbilde genommen. Starke Umfassungsmauern — an deren Ecken gewaltige Thürme vorsprangen — nach der Innenseite ein Wallgang, außen tiefe, wassergefüllte Gräben; die Eingangsthore durch Fallgitter verwahrt; in Mitte der Anlage ein stärkster Thurm als letzte Zufluchtsstätte — Prätorium der Römer, Berchfried, Donjon des Mittelalters — alle diese Anordnungen behielt letzteres bei und bildete sie aus.

Waren die Burgen in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung großentheils aus Holz construirt, so begannen doch schon im XI. Jahrhundert die Steinbauten. Prachtburgen, wie sie andere Länder besitzen, gibt und gab es in unserem Niederösterreich nicht. Unser Land war ja der vorgeschobenste Posten gegen die feindlichen Völker im Osten. Allein trotz der Einfachheit der Mittel und der angewandten Motive verstanden es die alten Baumeister doch, bei ihren Bauten mit spielender Leichtigkeit die wunderbarsten Effecte zu erzielen. Manche der alten Burgen sind indeß in großartiger Weise angelegt und waren auch, wie die Reste zeigen, einst reich ausgestattet. Beispiele dafür sind die Werke Hardegg, Rosenburg, Rappottenstein, Seebenstein, Gars am Kamp, Hainburg und Starhemberg.

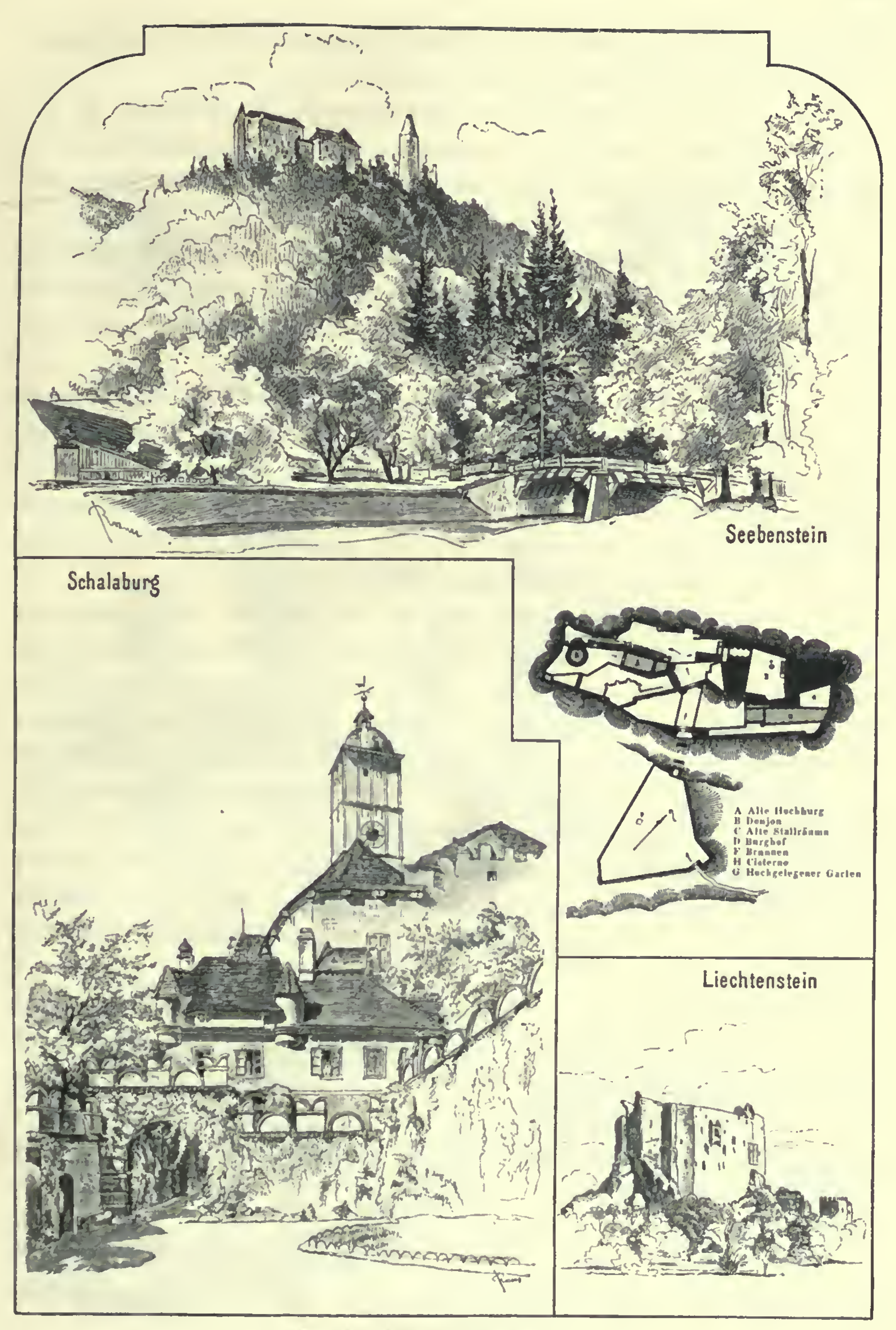
Bei den landschaftlichen Schilderungen aus Niederösterreich haben wir ihres landschaftlichen Reizes wegen von den letztgenannten als Landschaftsbilder gebracht: die



Aggstein, Weitenegg, Hinterhaus, Tyrnstein.



Kronsegg, Dobra, Araberg, Streitwiesen.



Seebenstein, Schalaburg, Liechtenstein.

Rosenburg am Kamp (Seite 59), das alte Schloß Seebenstein (Seite 35), das Kampthal bei Gars (Seite 57) und Hainburg an der Donau (Seite 121).

Die Burganlagen in der Ebene — die Wasserburgen — unterscheiden sich von jenen auf Berghöhen — Berg- oder Felsenburgen — wesentlich. Bei ersteren besteht die Befestigung einfach aus starken Mauern mit Eckthürmen und aus breiten Wassergräben, die das reguläre Schloßgebäude umgeben.

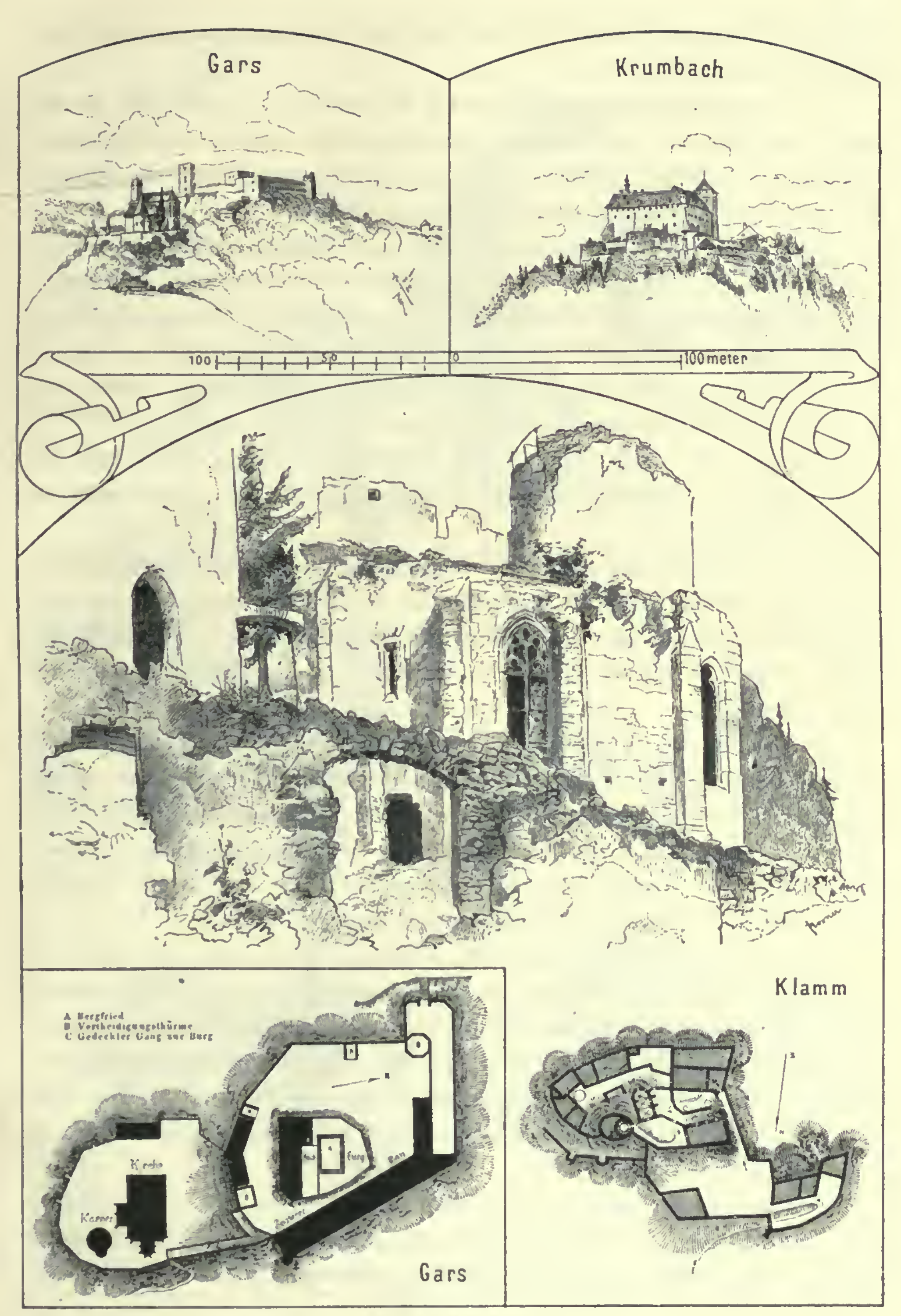
Bei den Felsenburgen ist durch Benützung des wechselnden Terrains die Vertheidigung in viele Abschnitte getheilt, und der Feind gelangte erst nach Erstürmung einer Reihe stets höher gelegener Fortificationen zur eigentlichen Hochburg, deren innersten Kern wieder der erwähnte Berchfried bildete.

Die beiden Viertel unter dem Wienerwalde und unter dem Manhartsberge — unmittelbar an der Grenze gelegen — weisen die geringere Zahl von Burgen auf, während im Kreise ober dem Wienerwald und ober dem Manhartsberg — landeinwärts — weit mehr Rittersitze entstanden. Da nun alle vier Viertel räumlich nahezu gleich groß sind, läßt sich schließen, daß die Ritter trotz ihrer Tapferkeit es doch für zweckmäßig erachteten, ihre Wohnsitze auf relativ ruhigeren Plätzen zu erbauen.

Von den interessantesten Burgen haben wir vor Allem die starke, nunmehr in Ruinen liegende Berg- und Grenzveste **Hainburg** an der Donau zu nennen, den Witwensitz Margarethens von Österreich. Schon das Nibelungenlied erzählt von der alten Haimburg; diesem Heldengedichte zufolge verbrachten Herr Etzel und Frau Kriemhilde auf ihrer Reise dort eine Nacht. — Der Quaderbau der Hochburg stammt aus romanischer Zeit, ebenso das Thor in der Wallmauer und die Kapelle, in der am 11. Februar 1252 ihre Erbauerin, Witwe Margaretha von Österreich, schon über vierzig Jahre alt, mit dem einundzwanzigjährigen Ottokar von Böhmen getraut wurde. Im Jahre 1569 entzündete ein Blitzstrahl das Pulvermagazin der Veste und beschädigte dieselbe so arg, daß die betheiligten Kreise an eine Herstellung der Veste in ihrer ursprünglichen Weise nicht mehr dachten.

Die Veste **Starhemberg** — ehemals Starkenberg — hochberühmt zur Zeit des letzten Babenbergers, Herzog Friedrich des Streitbaren, der dort oft seine Residenz aufschlug, liegt auf dem Plateau eines hohen Berges und ist heute eine geplünderte Ruine. Ihr Entstehen verliert sich in nebelhafte Vorzeit. Zur Zeit der zweiten Türkeninvasion im Jahre 1683 fanden gar viele Landesbewohner Zuflucht in dieser gesicherten Veste. Was noch von derselben an Ruinen steht, stammt theils aus romanischer theils aus gothischer Zeit.

Emmerberg, auf hoher Bergspitze gelegen, mit einer reizenden Fernsicht auf das Schneeberggebiet, war nebst Starhemberg und Neustadt die einzige Burg, die dem letzten



Gars, Krumbach, Klamm.

Babenberger treu blieb. Es war ein durch Lage und Befestigung gewaltiger Bau, der heute in Trümmern liegt.

Die romanische Hochburg des malerischen Seebenstein ist Ruine. Die Bauten späterer Zeit sind erhalten und wurden vom fürstlichen Besitzer durch eine große Sammlung alter Waffen, Rüstungen, Gemälde 2c. noch interessanter gemacht. Der innere Burghof ist reizend, die äußeren Vertheidigungswerke sind großartig.

Schloß Pütten war einst eine der stärksten Grenzfestungen gegen den anstürmenden Feind aus dem Osten, ist jetzt aber bis auf wenige Mauerreste verschwunden. Berühmtheit genoß der Schloßbrunnen, der anfangs des XVII. Jahrhunderts in den Felsen gesprengt wurde und dessen Tiefe der Höhe des St. Stefansthurmes in Wien gleichkommen soll. — Das Schloß Pütten der Gegenwart, von landschaftlicher Seite aufgefaßt, brachten wir im Bilde bei der Geschichte des Landes Niederösterreich.

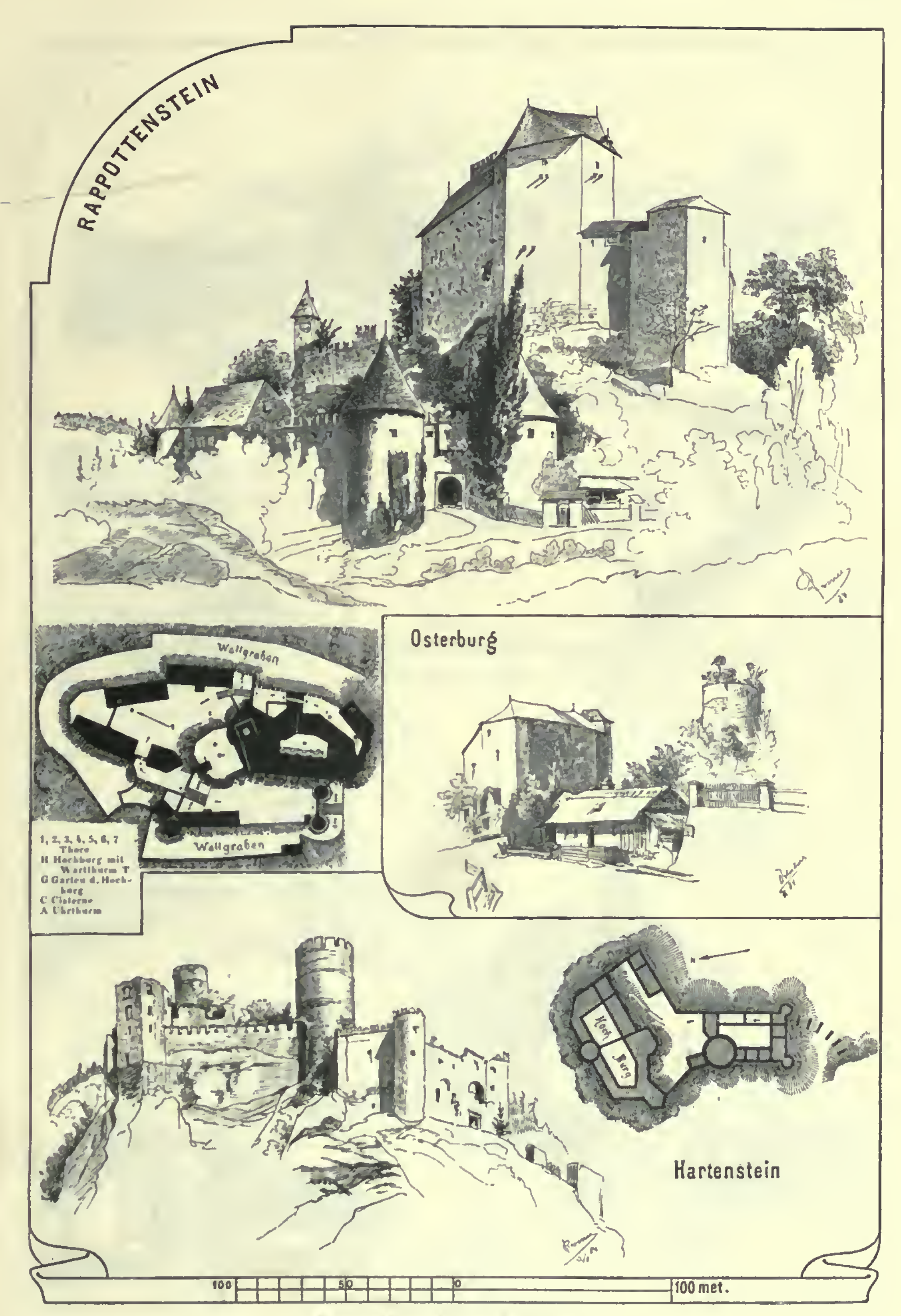
Liechtenstein (nächst Mödling), seit der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken zerstört, hat noch bedeutende Reste aus romanischer Zeit und ist gegenwärtig in der Restauration begriffen.

In Mödling wurde zu Anfang des XI. Jahrhunderts von Heinrich I. eine Grenzveste erbaut, in welcher sich im XII. und zu Beginn des XIII. Jahrhunderts der Sitz einer Nebenlinie des babenbergischen Hauses befand. Sie ist verschwunden. Ebenso ist die alte Leopoldsburg auf dem Kahlengebirge beziehungsweise auf dem heutigen Leopoldsberg bei Wien vertilgt.

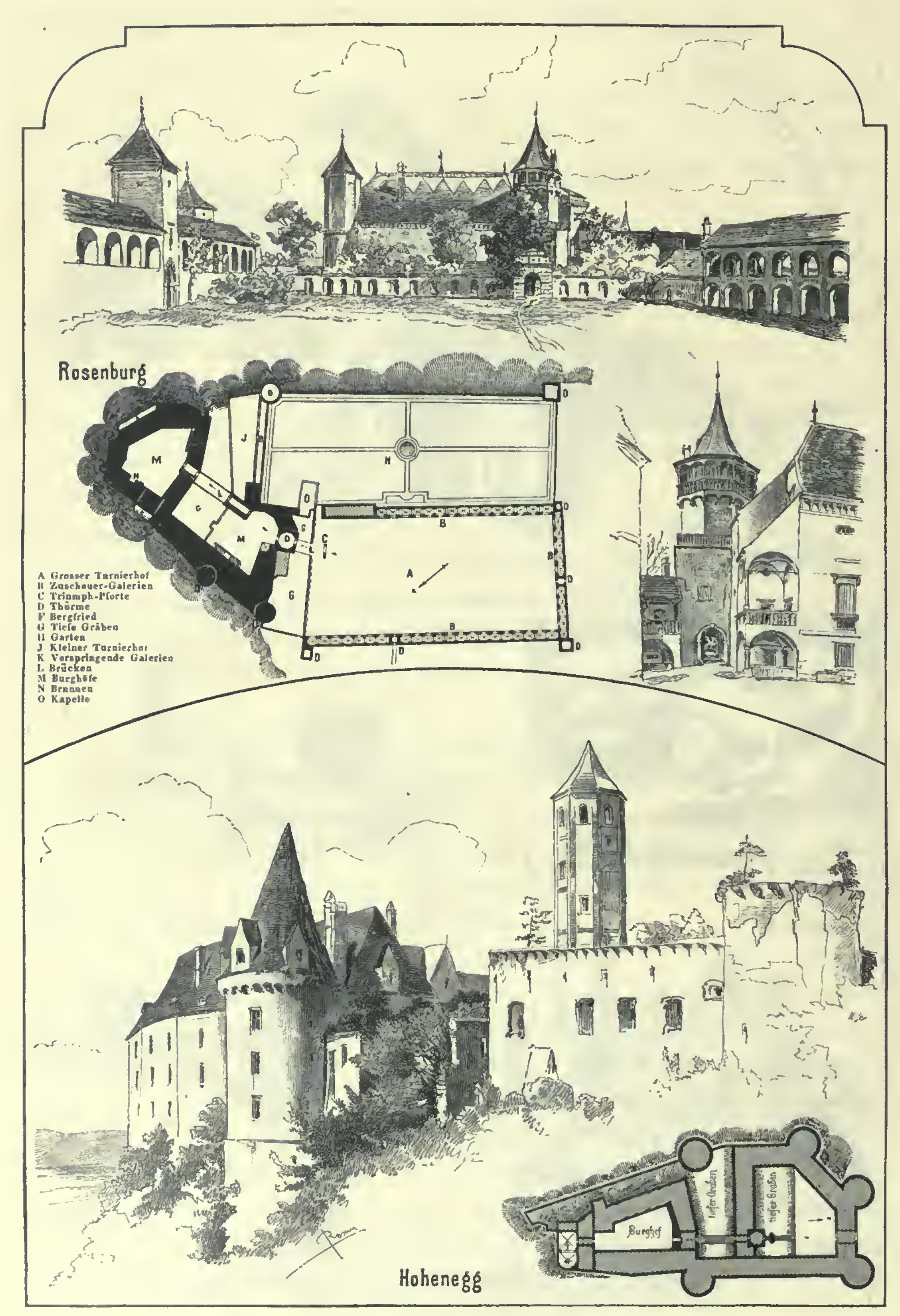
Die Franzensburg im Parke zu Laxenburg, die wir im Bilde bei den landschaftlichen Schilderungen brachten, ist eine Nachahmung mittelalterlicher Wasserveſten, bei der eine große Zahl wirklich alter Baubestandtheile und Kunstobjecte verwendet wurde. Unter Anderem auch ein kostbares Werk des Mittelalters: Die in deutschen Landen berühmte Johanniskapelle von Klosterneuburg, die capella speciosa, auch die „schöne Kapelln“ genannt, aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts stammend.

Von den drei einst gewaltigen Grenzwasserburgen: Ebenfurth, Ebreichsdorf und Pottendorf geben wir von ersterer den Grundriß und von den beiden anderen Ansichten der hochinteressanten Schloßthürme. Jener von Pottendorf mit seinen Buckelquadern gehört zu den ältesten Bauresten Österreichs. Im Viertel unter dem Manhartsberge gibt es eine große Zahl ehemaliger Wasserschlösser, die, modernisirt, heute noch bewohnt sind. Die Umwandlung derartiger mittelalterlicher Bauten in moderne war mit wenig Umständen verbunden.

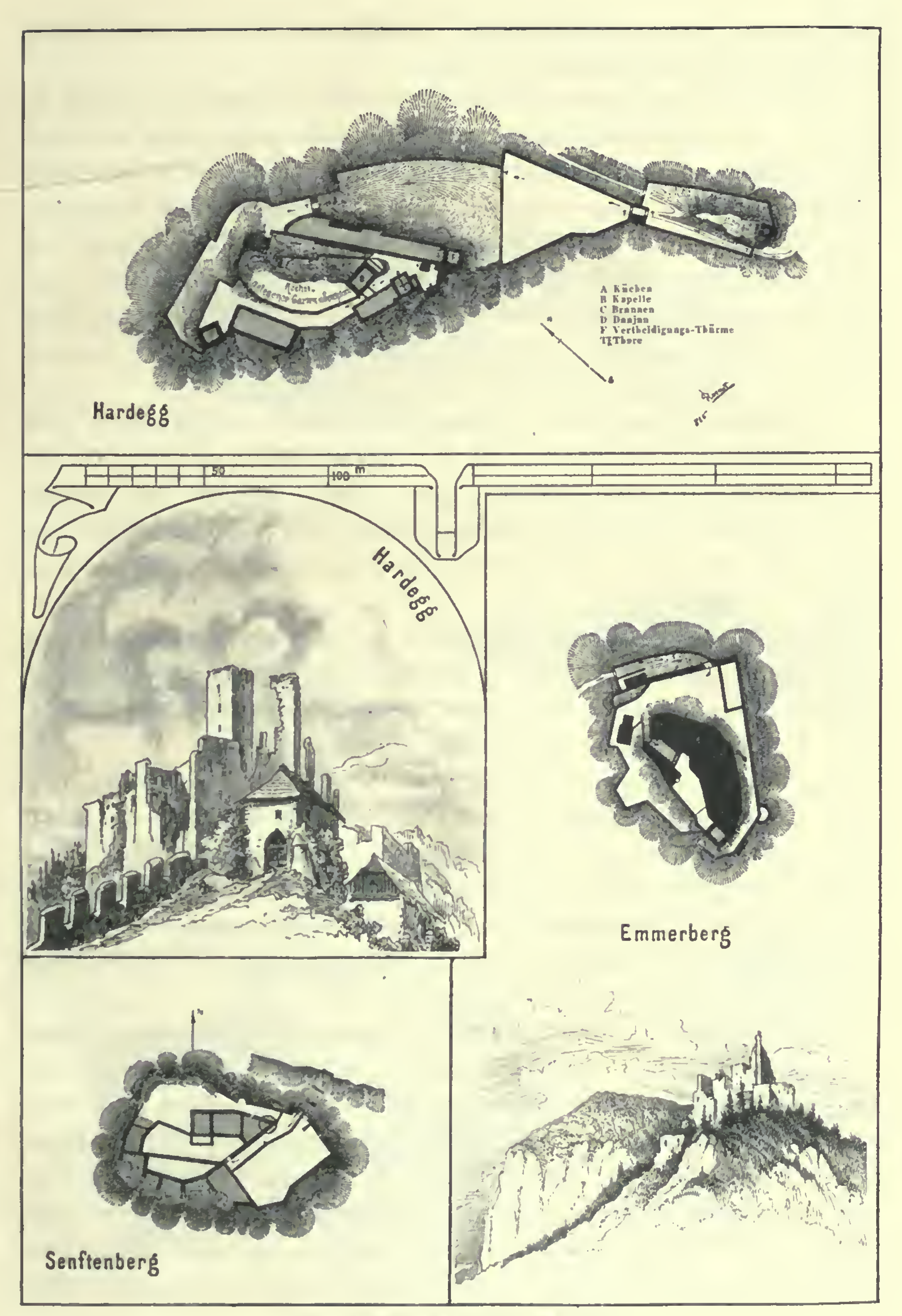
Von größerer Bedeutung sind die starke Grenzveste zu Laa und das Grenzschloß Marchegg. Bei beiden sind die gleichnamigen Städte im Anschluß an die Burg befestigt, wie dies auch bei Wiener-Neustadt, Schrattenthal, Eggenburg und anderen Orten der



Rappottenstein, Osterburg, Hartenstein.



Rosenburg, Hohenegg.



Hardegg, Emmerberg, Grundriß von Senftenberg.

Fall ist. — Der geschichtlichen Bedeutung der Grenzveste und -Stadt Laa halber brachten wir die Veste bei der Landesgeschichte im Bilde.

Von den Bergschlössern seien erwähnt: Kreuzenstein (Grizanstain), das schon im Anfange des XII. Jahrhunderts bestand, von den Schweden zerstört wurde und derzeit wieder aufgebaut wird; Staats, auf der Spitze eines ganz isolirt aus der Ebene kühn aufsteigenden Felskegels gelegen, leider ganz verfallen. Im Viertel ober dem Wienerwalde gibt es eine große Menge interessanter Ritterburgen. Da ist vor Allem zu nennen das pittoreske Kuenringer Felsenschloß Aggstein an der Donau, das unter allen Burgen Niederösterreichs höchstgelegene uralte Araberg, dann Hohenegg, vor dessen näherer Besichtigung aus triftigen Gründen eine Tafel beim Eingange den harmlosen Wanderer warnt.

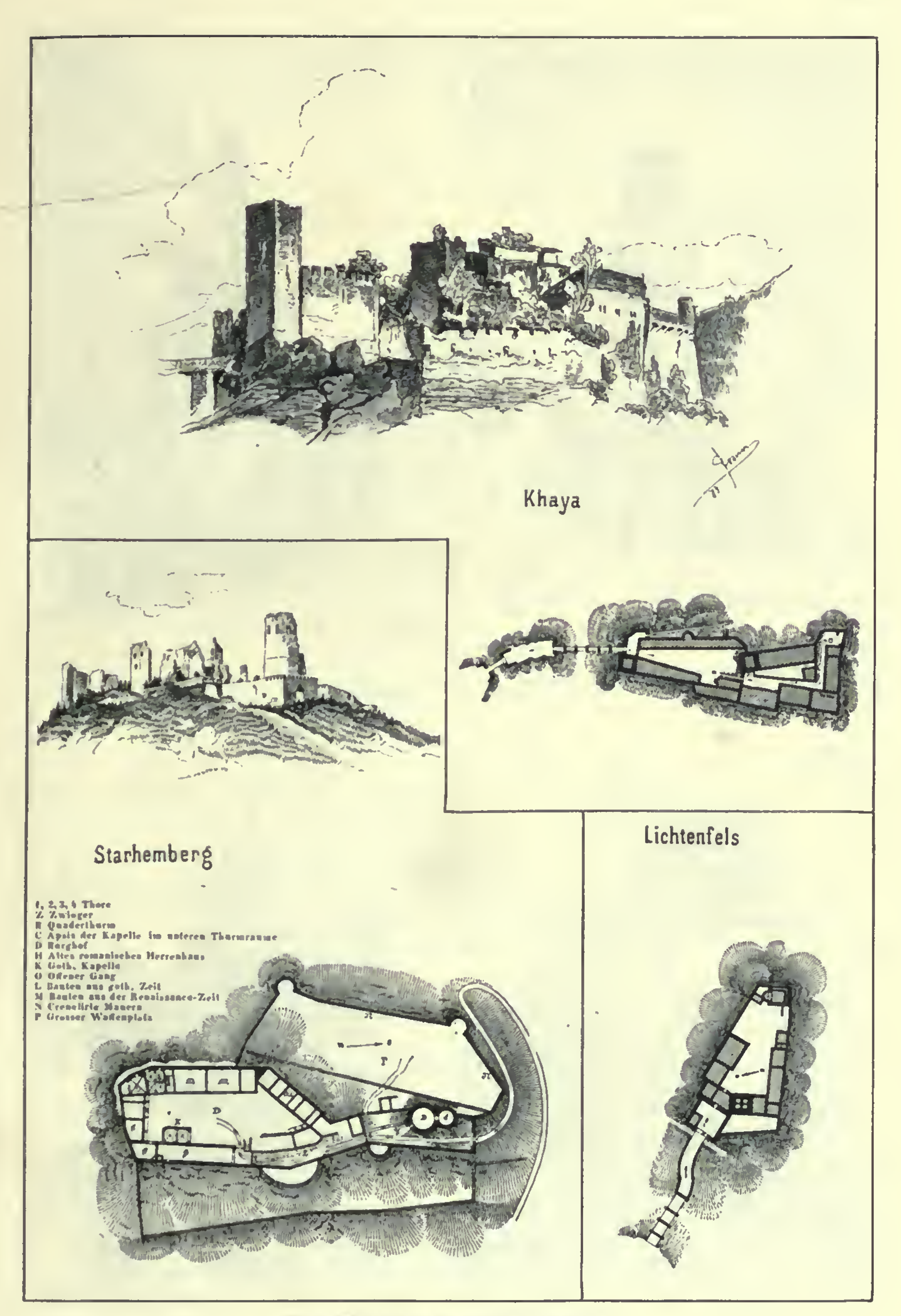
Schalaburg, vermuthlich der ehemalige Standpunkt einer römischen Warte, gleich wie bei Wallsee, Pechlarn und Melk. Der alte Theil der Schalaburg stammt aus dem XII. Jahrhundert oder aus noch früherer Zeit, der neuere Theil aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts. Der Hof dieses späteren Schlosses ist eine der schönsten Renaissancebauten Niederösterreichs und findet sich die Abbildung desselben im architektonischen Theile dieses Werkes.

Wallsee, ein Bau des XV. Jahrhunderts, war durch seine in Granit gehauenen breiten und tiefen Gräben eine überaus starke Veste und ist im Ganzen noch gut erhalten.

Von den bedeutenderen Wasserburgen sind Pottenbrunn und Walpersdorf (aus dem XVI. Jahrhundert) — beide bewohnt — zu nennen.

Im sogenannten Waldviertel endlich haben wir eine Reihe der stattlichsten Bergvesten. Am Gestade des Donaustromes treffen wir die alte Kuenringerburg Tyrnstein, die Ruinen von Hinterhaus, Weitenegg und das bewohnte Schloß Persenbeug (im Jahre 1617 restaurirt). An derselben Stelle soll schon im IX. Jahrhundert auf dem gewaltigen Felsblock, der seine Brust den Donauwellen entgegenstemmt, eine feste Burg bestanden haben. Den landschaftlichen Reiz dieses hervorragenden Bergschlosses veranschaulicht unser Bild Seite 51.

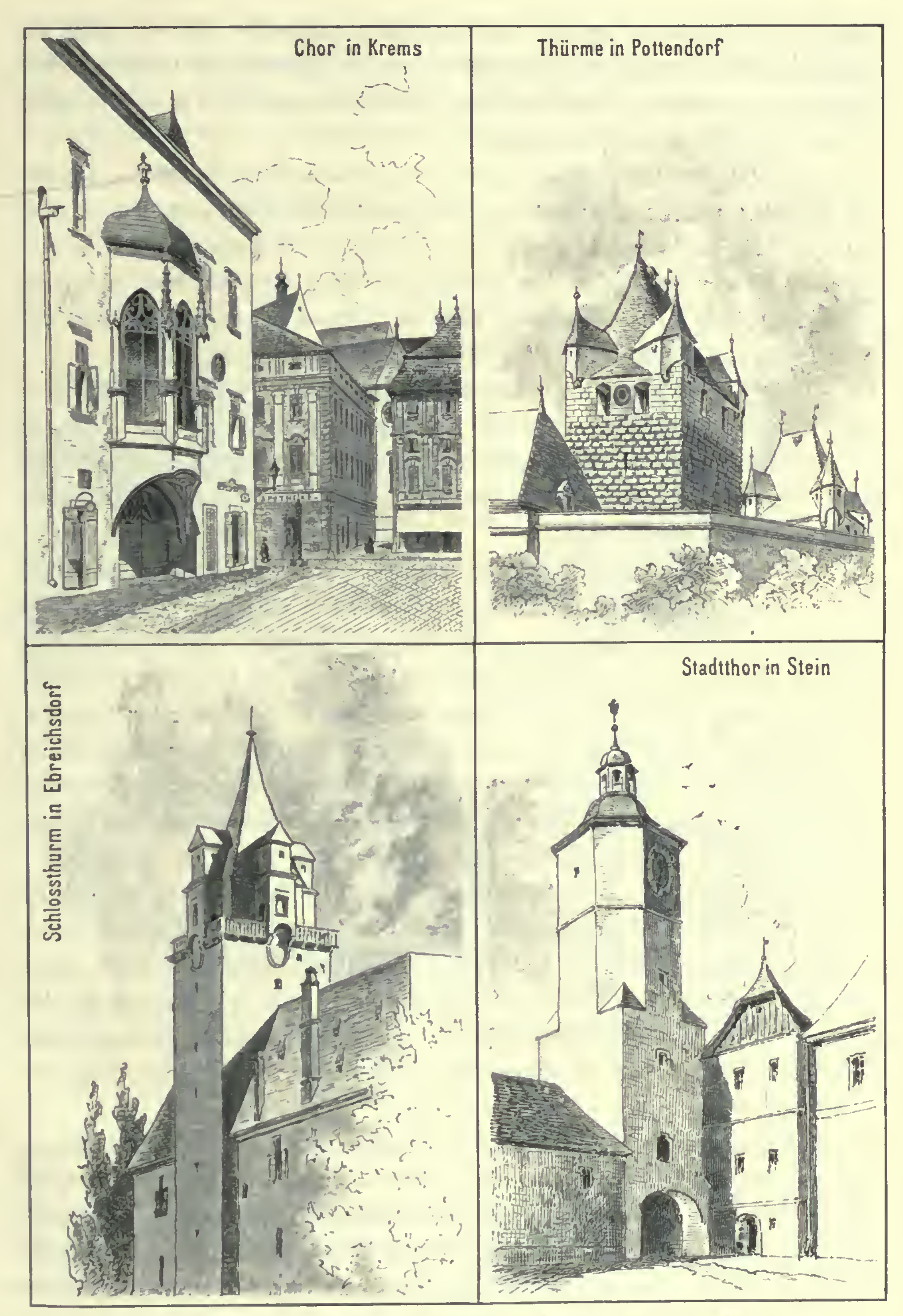
Im tiefbraunen klaren Eisenwasser des Kamp spiegeln sich eine Reihe stolzer Burgen. Die große Burgruine Gars mit dem alten Hochschlosse aus dem XI. Jahrhundert und den weitläufigen späteren Bauten (der letzte vom Jahre 1709); die berühmte Rosenburg (1593 restaurirt) mit den imposanten Turnierhofe. Sie war im Mittelalter ihrer Pracht und ihrer Sagen wegen weit bekannt und viel besungen; die Burgruine Kruman, Wohnsitz Margarethens von Österreich nach der Verstoßung durch ihren Gemal König Ottokar von Böhmen (1261 bis 1267); die gewaltige Ruine Dobra, die zierliche Burg Lichtenfels, deren Burghofmauern noch Sgrafittoverzierungen zeigen, das trefflich



Khaya, Starhemberg, Grundriß von Lichtenfels.



Stadtthore in Stein, Krems, Hainburg.



Chor in Krems, Thürme in Pottendorf, Schloßthurm in Ebreichsdorf, Stadtthor in Stein.

restaurirte Ottenstein mit den interessanten Oratorienfresken, Medaillonbilder der Päpste darstellend; endlich Rappottenstein, eine der schönsten und wohlerhaltensten Rittervesten des Landes aus gothischer Zeit. Sieben Thore waren dort zu stürmen, bevor der eindringende Feind zur Hochburg kam.

Im Thale der Krems treffen wir die ganz verfallene Ruine Rechberg, das von den Schweden zerstörte Senftenberg, das bewohnte Albrechtsberg und in einer einsamen Gebirgswildniß „hoch am Berg und tief im Thal" die Burgruine Hartenstein, auf einem isolirten Felskegel gelegen und mit der nächsten Berglehne durch eine lange Brücke verbunden. Das Landschaftsbild Seite 63: „Imbach mit Senftenberg" zeigt uns die malerische Lage der zerstörten Burg Senftenberg.

Im Weitenthale finden wir das bewohnte Schloß Leiben, die verfallene Mollenburg und das malerische Streitwiesen, dessen letzter Bauherr (1556), Jakob Rot von Reinprechtspölla, am südöstlichen Rundthurm die Worte in den Stein graben ließ: wie er und sein ehelich Gemal diesen Bau ohne den Schweiß ihrer Unterthanen aus eigenem Säckel von Grund auf geführt haben.

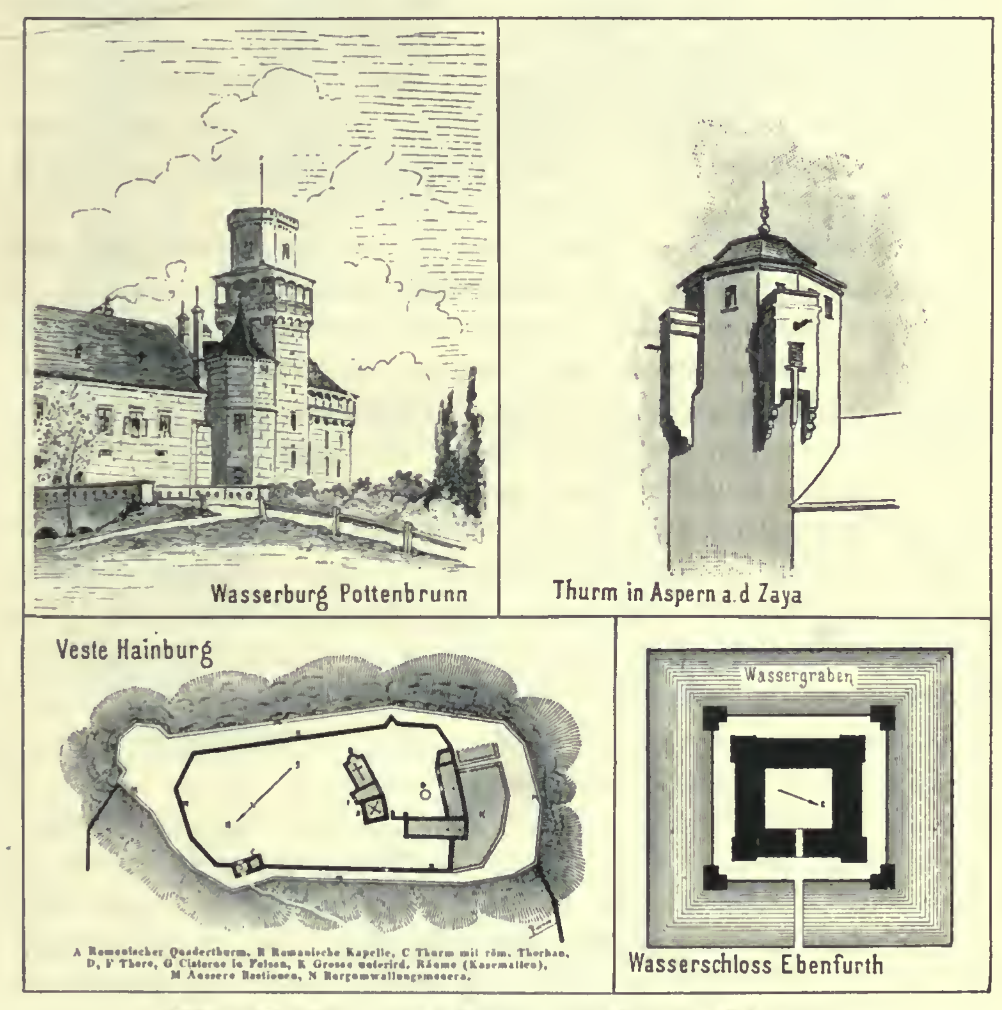
Unter den Burgen an den Ufern der Thaya sind die Ruinen Raabs, Khaya und Hardegg die interessantesten. Der Zugang zu dem auf schroffer Höhe gelegenen Khaya führt über zwei Brücken, jede über eine tiefe Schlucht gespannt. — Der äußere Umfang der Veste Hardegg beträgt 600 Meter, sie ist in dieser Richtung die größte Burganlage Niederösterreichs. Die Schloßkapelle zeigt noch ein gothisches Fenster mit edlem Maßwerk.

Als Burgen in der Ebene sind Greillenstein, Heidenreichstein und Pöggstall aller Beachtung werth. Letztere hat außerhalb des breiten Grabens gegenüber dem Eingangsthore ein im Halbkreis erbautes Vorwerk. Die prächtigen alten steilen Dächer der Schloßthürme mit ihren vorspringenden Mordgalerien wurden leider vor kurzem abgetragen.

So wie die Edlen des Landes schützten sich auch die Bürger der Städte und die Bewohner größerer Märkte gegen stets drohende feindliche Überfälle. Ihre Schutzbauten waren gleichfalls breite Gräben, starke Mauern mit Zinnen und vorspringenden starken Thürmen. Auch eine zweite niedere Umfassungsmauer — vor dem Wassergraben der ersten — mit einem zweiten Außengraben wurden zuweilen hergestellt. Die Vertheidiger hinter den Zinnen standen auf dem gemauerten oder hölzernen oder auf Tragsteinen ruhenden Wehrgang.

Wenn auch die neue Zeit mit den alten Befestigungen unerbittlich — und zuweilen lieblos — aufräumte, Einiges ist noch erhalten, wie in der von Ottokar gegründeten Stadt Marchegg, in Hainburg, Eggenburg, Zwettl, Wiener-Neustadt, Schrattenthal, Drosendorf, Bruck an der Leitha und anderen Orten. Aber die prächtigen alten, malerischen Stadtthore fielen in den verschiedenen Städten leider fast alle dem wachsenden Verkehrswesen der

Gegenwart und den nothwendig werdenden Stadterweiterungen begreiflicherweise zum Opfer. Von den noch bestehenden führen wir einige der interessanteren im Bilde vor. Der kleinere Thurm im stillen Stein ist jedoch in jüngster Zeit auch verschwunden. Diese Thore, in ältester Zeit durch Fallgatter, später durch Zugbrücken verwahrt, hatten oftmals Vorwerke.



Wasserburg Pottenbrunn, Thurm in Aspern an der Zaya, Grundriß der Veste Hainburg, Grundriß des Wasserschlosses Ebenfurth.

Die Grundform der Städte-Anlagen war in der Regel das Viereck. War der Ort selbst nicht befestigt, so war es doch häufig die erhöht gelegene Kirche, in der bei plötzlicher Bedrängniß die Bevölkerung Zuflucht finden konnte. Von den Bürgerhäusern des Mittelalters haben sich noch manche, namentlich Erkerbauten, erhalten. Von einem hübschen spätgothischen Erker in Krems geben wir eine Ansicht.

An den Donau-Ufern von Krems aufwärts finden sich noch Reminiscenzen an das Mittelalter und die darauf folgende Renaissancezeit. Da ist noch ein Schatz von Details, wie: schöne Rauchfänge, Bogengänge 2c. zu finden und hier gibt es auch manche malerische Interieurs. Laubengänge sind noch in Wiener-Neustadt erhalten. Daß im XVI. Jahrhundert die Façaden der Häuser bemalt oder mit Sgrafittodecorationen verziert wurden, entnimmt man den vielen derartigen Überresten so in Eggenburg, Weitra, Krems 2c. Es waren ornamentale und figürliche Darstellungen. Auch Bibelsprüche, Sinnsprüche und derb humoristische Dialoge findet man. Ein Beispiel dieser Häuserzierden bringen wir im Bilde bei dem Aufsatze über die Entwicklung der Malerei und Plastik in Niederösterreich.

Aus der Renaissance- und Barockzeit haben sich noch manche Bürgerhäuser, auch Rathhausbauten, wenn auch von keiner hervorragenden Bedeutung erhalten.

Was die letzten anderthalb Jahrhunderte, bis vor Kurzem, an Bauten schufen, ist zweifellos das Unbedeutendste von Allem. Doch muß zum Schlusse betont werden, daß heutzutage überall in Niederösterreich, Dank der allgemeinen Verbesserung des Geschmacks, auch schon in den kleineren Städten und Orten eine bessere Bauweise Eingang findet.

Insbesondere auf diesem Gebiete macht sich der Einfluß der Reichshauptstadt Wien auf das Auffälligste bemerkbar. Die Stilentwicklungen, welche wir in den breiten Straßen der Residenz auftauchen sehen, beeinflussen die Bauten in den Provinzstädten, und in Wohnhäusern, Villen und Fabriksanlagen tritt allerorts eine mehr oder minder gelungene Copie jener Architektur entgegen, welche der baulichen Entwicklung Wiens in jüngster Zeit einen so eigenthümlichen und auszeichnenden Charakter verliehen.





Malerei und Plastik in Niederösterreich.

Vom Mittelalter bis zur Neuzeit.

Die Geschichte der Malerei und Plastik im Lande Österreich unter der Enns seit dem Mittelalter bis an die Grenzscheide der neuen Zeit hat sich im Ganzen in ähnlicher Weise wie in der Hauptstadt selbst entwickelt. Dieselben Anlässe des Gedeihens und dieselben Hemmnisse sind hier wie dort maßgebend, nur in einiger Hinsicht muß auf besondere Umstände hingewiesen werden. Es wäre aber ein Irrthum, wenn man diese Übereinstimmung der Sachlage etwa daher leiten wollte, daß Wien in Sachen der Künste auch damals schon die Quelle für das ganze Land gewesen wäre und daß die Schulen und Meister Wiens im Lande selbst fortgewirkt hätten. Eine solche, den modernen Verhältnissen wohl entsprechende Vorstellung würde zu einem falschen Bilde der Vergangenheit führen, in der die Reflexerscheinungen von der Stadt aus in viel beschränkterem Maße vorkamen als heute. Grund dessen ist die bei weitem allgemeinere, größere Verbreitung der Kunst, des Kunstsinnes, des Schaffens und Könnens in der alten, gegenüber der modernen Ära. Allerdings sehen wir schon im Mittelalter in der Architektur die Bauhütte von St. Stefan für das ganze Land und selbst weiterhin maßgebend, und auch die Einflüsse der Renaissancekunst gingen von den hier an den Fortificationsbauten thätigen Italienern aus, — jedoch kommt es nur selten vor, daß,

wie heute zumeist, irgend ein bedeutenderes Unternehmen im Lande ohne Berufung der im Mittelpunkte desselben weilenden Künstler nicht ausführbar gewesen wäre. In dieser Beziehung zeigt sich die Vergangenheit viel kunstreicher und blühender als die Gegenwart; Wiener-Neustadt, Krems, St. Pölten, Horn, Eggenburg, Waidhofen an der Ybbs, ja viel kleinere Orte haben vom Mittelalter bis in die Barockzeit ihre eigenen ansäßigen Meister aller Kunst- und Kunstgewerbebranchen, welche allen Erfordernissen genügten, so daß Bestellungen bei Nichtansäßigen zu den Ausnahmen gehören.

Die besten Belege bietet uns dafür die Barockzeit, in der das Kunstleben dieser Gegenden auf den höchsten Gipfel gestiegen ist. Die größten Architekten Wiens, Hildebrand, die Galli-Bibiena, die Fischer von Erlach, haben, soviel wir wissen, im Kronlande außerhalb Wien nur sehr wenig zu thun gehabt, und dennoch hatte das Land keine Noth an trefflichen Baukünstlern, wie denn der St. Pöltener Prandauer, Mungenast und Andere daselbst genug zu schaffen hatten, ohne wieder in Wien beschäftigt zu sein. Unter den Malern traten bedeutende Künstler, wie: Bachmann, Beutl, Bergl in Melk, Johann Martin Schmidt in Krems auf, welche vielmehr auf Wien zurückwirken, und umgekehrt vertauschen dortige Meister, wie Martino Altomonte, Daniel Gran, ihren Wiener Aufenthalt dauernd mit Heiligenkreuz, St. Pölten, um von da aus das weite Land mit ihren Schöpfungen zu versorgen. Als mit dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts die gewaltigen Umbauten und prachtvollen Ausstattungen der Stifte Melk, Heiligenkreuz, Klosterneuburg, Zwettl, Altenburg, Lilienfeld, Neukloster in Wiener-Neustadt &c. ihren Aufschwung nahmen, da lag es in der Natur der Sache, daß an jedem dieser Orte sich eine selbständige blühende Kunststätte und Kunstschule bildete, wo wir dann eine Menge Kräfte finden, welche von dem Wiener Kunstleben ganz unabhängig schaffen; ja, es ist erstaunlich zu sehen, wie es zu jener Zeit in den kleinsten Dörfern in der Umgebung solcher geistlicher Häuser von Malern, Bildhauern, Stuccatoren, Vergoldern, Kunstschlossern &c. wimmelte, wo heute keine Hand ist, die nur leidlich den Bleistift zu führen verstände.

Mehr oder minder aber war es schon seit der ältesten Zeit so, und nicht zum geringsten Theil gaben eben die kirchlichen Culturstätten, welche im Lande verstreut lagen, den Anlaß dazu. Hier bildeten sich, zuerst unter der Leitung der in alten Zeiten selbst künstlerisch thätigen Mönche, die Künstler für die Bedürfnisse des Altars; folgten diese der sich immer mehr ausbreitenden Gründung neuer Pfarren und Kirchen nach, berührten sich auch mit anderen solchen Strömungen und erfüllten endlich das ganze Land, ohne daß ein gemeinschaftlicher Ausgangs- und Brennpunkt vorhanden gewesen wäre, in einer bunten, viel zersplitterten Thätigkeit.

Auch von den Städten behaupteten die meisten gegenüber dem in Kunstsachen sich erst spät bedeutender entwickelnden Wien einen selbständigen Charakter, hatten ihre



Das Grabmal der Kaiserin Eleonora in Wiener-Neustadt.

Malerzechen und -Innungen wie dieses, was im Allgemeinen erst dann anders wurde, als Wien die dauernde Residenz der Kaiser und damit zum Glanzpunkte des Landes, des Reiches werden sollte. Als in der frühesten Zeit die ersten Berufungen fremder Mönche zum Behuf von Klostergründungen geschahen und dadurch aus Frankreich, aus Baiern und Franken das Element des romanischen Stils in dem wüsten Österreich Eingang fand, da gingen diese Beeinflussungen natürlich keineswegs über Wien, sondern bildeten sich verstreute, unabhängige Kunstemporien rings im Lande. Es ist uns nur äußerst wenig von Resten aus jener Zeit erhalten geblieben, doch müssen wir überall in solchen Orten, also vor allem in Klosterneuburg, Heiligenkreuz, Melk, Lilienfeld, eine reiche Production annehmen. Heute künden nur die schönen, in glühenden Farben leuchtenden Glasbilder der Babenbergischen Fürsten in der Brunnenhalle, sowie die blos ornamentalen, en grisaille gehaltenen Fenster der Stiftskirche (jetzt im Kreuzgang) zu Heiligenkreuz, letztere ganz im Typus südfranzösischer Muster, davon; dasselbe Cistercienserstift bewahrt noch einen mit merkwürdigen Miniaturen gezierten Codex aus dem XII. Jahrhundert, das Leben der Mönche betreffend; von Wandmalerei in Fresco sind die Bilder im Karner zu Tulln, dann die Verehrung der Madonna durch die heiligen drei Könige in demjenigen von Mödling erhalten, von Meißelarbeiten sehr interessanten symbolischen und typologischen Inhaltes gibt die damit reichgeschmückte Kirche in Schöngrabern Zeugniß oder das kleine wohlerhaltene Relief einer Hirschjagd über dem Portal des bereits genannten Beinhauses von Mödling.

In den Stiften vertreten auch älteste, sehr einfach mit dem Kreuz, Kelch, Wappen &c. ausgestattete Grabsteine des XII. und XIII. Jahrhunderts diesen Stil, der uns in seiner spätesten Entwicklung aber auch mit einer schönen, figural behandelten Tumba, derjenigen Friedrich des Streitbaren in Heiligenkreuz, glänzend entgegentritt; Einfacheres sehen wir an derjenigen des Ritters von Kreusbach in Baden. Sehr bemerkenswerth sind zwei kleine Tragaltäre von Elfenbein, dem Stifte Melk gehörig, aus dem XI. Jahrhundert und mit Scenen aus dem Leben des Heilandes &c. noch in sehr frühem Charakter geschmückt.

Die Gothik gab überall der Meißelarbeit an der plastischen Decoration der Kirchen zu thun. Gute Beispiele sind das Tympanonrelief der Krönung Mariens in Perchtoldsdorf, der Gewölbeschlußstein der ehemaligen Gottesleichnamskapelle in der Burg zu Wiener-Neustadt, die zahlreichen Ölberge des XV. und XVI. Jahrhunderts, wie unter Anderem der schöne in Brunn am Gebirge, in Gumpoldskirchen, Mödling, Baden, Sievering, die ausgezeichneten Standbilder der Madonna, des Kaisers Max I. &c. an dem südlichen Thurme der Stiftskirche in Klosterneuburg, endlich die zahllosen Grabplatten in allen Gotteshäusern, welche theils nur heraldischen Schmuck, theils aber auch lebensgroße Bilder der Verstorbenen darstellen, in denen oft hohe Meisterschaft an den Tag tritt. Als

die interessantesten wären anzuführen diejenige der Mutter Maximilians, Kaiserin Eleonora von Portugal, von dem Straßburger Steinmetz Niclas Lerch ausgeführt, welcher auch der Urheber jener prachtvollen Tumba ihres Gemals, Friedrich IV., in St. Stefan zu Wien war. Seiner Schule gehört dann diejenige eines Hoffräuleins an, welche sich gleich der ihrer Gebieterin in der Neuklosterkirche zu Wiener-Neustadt befindet. Andere vorzügliche Epitaphien dieses Stiles sind jene Ottos von Meißau in der ehemaligen Karthause in Aggsbach, des Oswald Eytzing in Drosendorf 1486, des Priesters Leonhard Schauer in Mauerbach (jetzt in Laxenburg), des Herzogs Primislaus von Troppau in



Madonna, Freskogemälde über dem Hauptthore der Liebfrauenkirche in Wiener-Neustadt.

Mödling und viele andere. Bedeutende Werke, wie das Grabmal Friedrich des Schönen in Mauerbach und Albrecht des Lahmen in Gaming, sind zu Grunde gegangen.

Wiener-Neustadt besitzt ferner an der sogenannten Wappenwand der Burgkirche ein ausgezeichnetes Paradigma decorativ effectvoller Plastik gothischen Stiles. Sie enthält die mythischen wie die historischen Wappen des Kaiserhauses und eine schöne Figur des Kaisers Friedrich IV.; diejenige des heiligen Georg im Innern der Kirche dürfte der Erzguß eines niederländischen Künstlers sein. Eine sehr beachtenswerthe Holzschnitzerei, welche jedoch bereits in den Charakter der Renaissance übergeht, hat Mauer bei Melk an seinem Hochaltar, während die Flügelaltäre zu Heiligenblut und Maria Laach noch die Üppigkeit spätgothischer Schnitzertechnik repräsentiren.

Hervorragend muß die steinerne Kanzel der Pfarrkirche in Eggenburg genannt werden, welche mit ihren Büsten der Kirchenväter eine auffallende Verwandtschaft mit der

berühmten Kanzel im Stefansdome aufweist. Für Zwettl wurde 1501 ein Altarwerk gearbeitet, welches sich durch ganz besonderen Reichthum an Schnitzwerk — Verherrlichung Mariens und des heiligen Bernhard — auszeichnet.

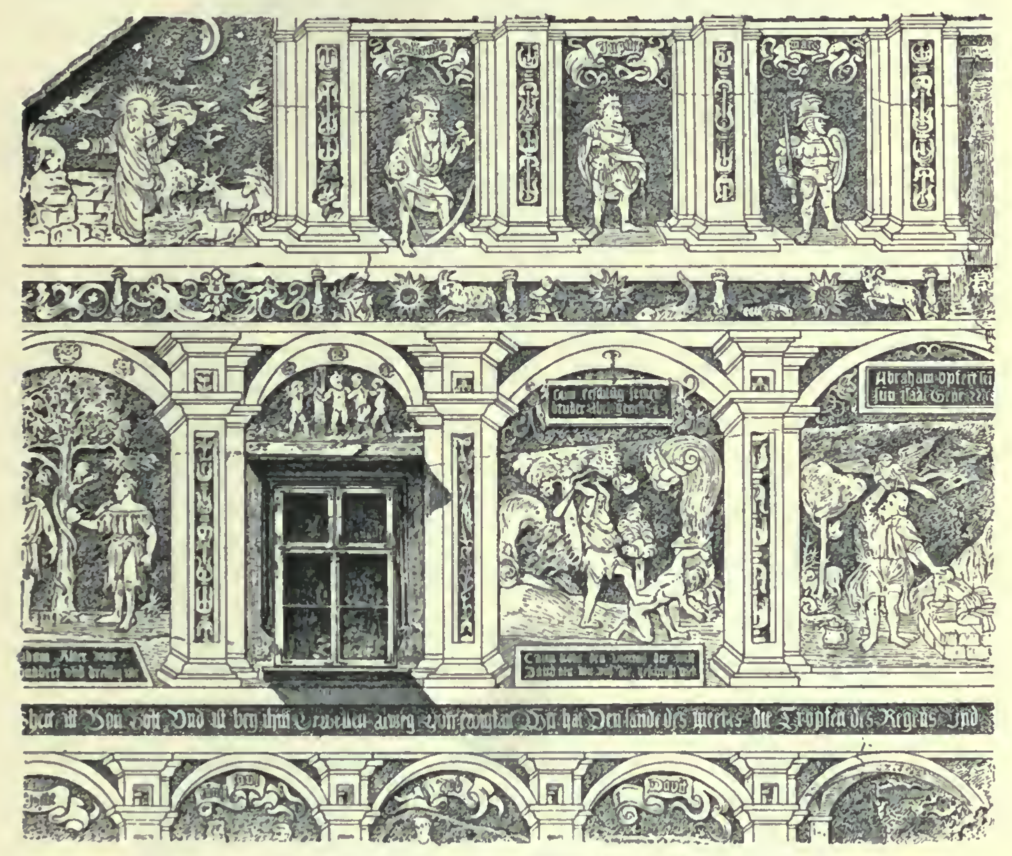
Die Malerei der Gothik theilt sich selbstverständlich in Wandgemälde, Temperabilder für Flügelaltäre, Glasmalereien und Miniaturen. In allen diesen Richtungen bewahrt Niederösterreich mit seiner Hauptstadt das Gepräge eines von den verschiedensten Seiten her beeinflußten kunstgeschichtlichen Factors, indem, wie wir an seiner Stelle bereits ausgeführt haben, italienische, baierische, schwäbische, fränkische, kölnische und später niederländisch-van Eyck'sche Einflüsse da aufeinanderstoßen. Jener der Schule des Trecentos Italiens zeigt sich besonders deutlich im früheren Fresco, so an jenem zu Offenbach bei Wiener-Neustadt, zu Ulmerfeld bei Waidhofen, Sieding bei Ternitz, an dem schönen Tympanonfresco der Neustädter Liebfrauenkirche und dem kolossalen St. Christophorus in Lichtenwörth, aber auch in den interessanten Holztafeln an der Hinterseite des Verduner Altars von Klosterneuburg ist er zu schauen. Spätere deutsche Schulen bekunden ihre Einwirkung in den zum Theil sehr schönen Bildern und Altären von Winzendorf, Imbach, Waidhofen an der Ybbs, dem sogenannten Friedrichs-Altar der Neustädter Neuklosterkirche (jetzt im Dom zu Wien); an jenem von Pöggstall (jetzt im Schloß Ambras in Tirol), an denen von Mailberg, Maria Laach, Heiligenblut 2c. zeigt sich eine zwar bisweilen handwerkliche, aber auf guten Traditionen beruhende Productionsweise. Die Namen ihrer Meister sind unbekannt.

Außer diesen enthalten die Gemäldegalerien des Belvedere und des Liechtenstein-Palais in Wien, der Stifte im ganzen Lande, besonders Klosterneuburg, Lilienfeld, Seitenstetten, Göttweig und Heiligenkreuz, eine große Menge derartiger ehemaliger Altarbilder, an denen bald die Benützung Schongauer'scher, bald Dürer'scher, Schäuffelein'scher oder Wohlgemuth'scher Motive wahrnehmbar wird. Auch im Schloß Greifenstein, im Besitz des Grafen Wilczek, in Seebenstein 2c. ist Vieles dergleichen.

Unter den Werken der Glasmalerei jener Zeit nehmen unstreitig die kostbaren Fenster der Burgkapelle in Wiener-Neustadt den ersten Rang im Lande ein; sie sind niederländischen Ursprungs und Muster der Technik. Verschiedene Reste haben sich ferner in den Kirchen zu Gaming (ehemals), Langegg, Pöchlarn, St. Pölten, Göttweig, Wilhelmsburg, Ardagger, Seitenstetten, Waidhofen 2c. erhalten. Die Miniaturmalerei, mit welcher jene der Glasmalerei stilistisch sehr enge zusammenhängt, tritt im XIV. Jahrhundert mit idealen Stilformen auf, wie die beiden Codices der Concordantia caritatis beweisen, von denen einer noch in Lilienfeld, der andere (spätere) in der Liechtenstein'schen Bibliothek in Wien bewahrt wird. Das Gebetbuch Albrechts II. in Melk bekundet um 1438 niederdeutschen Einfluß, Anderes besitzen die großen Klosterbibliotheken zu Klosterneuburg, Seitenstetten,

Lilienfeld ꝛc. Ein Göttweiger Gebetbuch gehört bereits dem ausgesprochenen Typus der van Eyck'schen Kunstrichtung an.

Ein Schnitzwerk wie das zu Melk befindliche Bildniß des zu Kaiser Max I. in Beziehungen gestandenen Georg Tannstetter leitet uns schon auf die Periode der Renaissance hinüber, welche in Sculpturen, besonders wieder solchen an Grabdenkmälern, sehr reich vertreten ist, während die Werke der Malerei uns seltener zu begegnen pflegen. Auch im



Detail von der Decoration des „gemalten Hauses" in Eggenburg.

Dienste der Architektur fand die Bildhauerkunst in jener Epoche häufig Veranlassung zur Entfaltung ihres Könnens, indem jetzt besonders der Profanbau an den zahlreichen Schlössern des Landadels ihr Gelegenheit gab, an Erkern und Giebeln, an Wandverkleidungen, Portalen ꝛc. bildnerischen Zierat beizufügen. Der Stil, welcher dabei zu Tage tritt, ist jener der deutschen Nüancirung der Renaissance, während uns echt italienische Formen kaum begegnen. Ein wahrhaft glänzendes Beispiel gibt die in Thonreliefs mit theilweiser Bemalung ausgeführte prachtvolle Decoration des Schloßhofes in Schalaburg, mythologische, allegorische und Porträtdarstellungen im heitersten Charakter enthaltend.

Verwandt damit scheinen die Porträtbüsten mehrerer adeliger Personen in Sierndorf, zu sein, welche gleichfalls mit Bemalung versehen sind. In den Städten und Märkten zeugen noch viele Bürgerhäuser von ähnlicher Decoration, so in Krems, Eggenburg, Weitra, Horn rc.

Ein sehr beachtenswerthes Paradigma von Façadenschmuck bietet die zweitgenannte Stadt in dem sogenannten gemalten Haus, welches jedoch eigentlich keine Malerei trägt, sondern in der aus dem Süden eingebürgerten Technik des Sgraffito Grau in Grau Scenen der biblischen Geschichte (1547) ausgeführt enthält.

Der oft sehr geschmackvoll behandelten Grabplatten, deren Material in der Regel dunkelbrauner und rother Marmor ist, gibt es im ganzen Lande eine so große Fülle, daß es unmöglich wäre, auch nur die schönsten namhaft zu machen. Sie liefern den Beweis von einer fast gleichmäßig verbreiteten, sehr tüchtigen Blüte der Plastik und theilen sich, wie in der Gothik, in Wappensteine oder solche mit Abbildungen der Verstorbenen. Obwohl unter den letzteren die Anbringung der lebensgroßen Figur im Costüme, Harnisch, Bürger-, Adels-, Priester- und Frauenkleide sehr häufig vorkommt, so macht sich doch auch das kleinere Reliefbild sehr beliebt, in welchem die knieende Gestalt in einer Landschaft, vor dem Crucifix oder ähnlich aufgefaßt erscheint. Prächtiges derart sieht man in Gaming, Seebenstein, Ernstbrunn, Rappoltenkirchen, Loosdorf, im Kreuzgang zu St. Pölten ausgezeichnete Äbte-Epitaphien in Zwettl, Heiligenkreuz, Klosterneuburg, Wiener-Neustadt — doch es wäre kein Ende davon zu sprechen.

Eine eigenartige und höchst bedeutende Thonsculptur schmückt die Burgkirche von Wiener-Neustadt, es ist das Hautrelief, welches den Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian, den Statthalter von Tirol, vor der Madonna, von dem heiligen Georg geführt, darstellt. Kunsthistorisch hat es besondere Bedeutung, weil es mit der Beschäftigung von Gießern und Bildhauern aus Innsbruck zusammenhängt, welche im Dienste jenes Fürsten standen.

Zu jener Zeit muß es in Niederösterreich an mehreren Orten, namentlich dort, wo Schlösser des Hofes bestanden, auch fremde Kunstwerke der Renaissance in bedeutender Zahl gegeben haben, besonders von der Hand italienischer Meister, deren Schöpfungen die folgende Türkennoth spurlos vernichtet hat. So war das unter Maximilian II. begonnene Schloß Fasangarten oder das Neugebäu mit Fontänen, Nymphenstatuen und dergleichen geziert, auch waren in Italiens Stile geschulte Künstler, wie Alexander Collin, Bartholomäus Spranger, Carel van Mander, Giovanni da Monte rc., hier und anderorts beschäftigt.

Von Stuccaturarbeiten im vollkommen italienischen Stile sieht man das Schönste in den Räumen der alten Prälatur zu Klosterneuburg (1628).



Die Taufe Christi, Altarbild von Josef Martin Schmid in der Pfarrkirche zu Stein an der Donau.

Die Malerei hat in dieser Zeit gewiß ebenfalls schätzenswerthe Leistungen hervorgebracht, doch ist gar wenig erhalten und steht gewiß ihre Bedeutung in der Renaissanceperiode Österreichs gegen jene der Architektur, der Sculptur und ganz besonders des blühenden Kunsthandwerks aller Zweige zurück. Spuren von decorativer Wandbemalung (z. B. in der Ruine Emmerberg) geben Zeugniß von der allgemeinen Anwendung des malerischen Schmuckes, daneben gab es auch größere bedeutende Bildercyklen, wie die verschwundenen Malereien van Manders am Friedhofe in Krems; das große Tafelbild im Sinne der langsam sich verbreitenden Barocke findet an Georg Bachmann (in Eggenburg 1642, S. Leopold und Benedict in Melk) oder an Clemens Beutl Vertreter. Auch die gemalten Grabtafeln anstatt steinerner Epitaphien finden in der Renaissance häufige Anwendung.

Umso reicher und üppiger gestaltet sich auch im Lande das Kunstschaffen während des Barockstils. Der Hof und der Adel, welche nach der endgiltig überstandenen Türkennoth zahlreiche Schlösser und Parkanlagen schufen, die reichen Stifte, deren mittelalterliche Kirchen und Wohngebäude nun glänzenden Tempeln und fürstlichen Palästen Platz machten, zogen ein ganzes Heer von Künstlern herbei, im Anfang meist Italiener, welche aber bald unter den Einheimischen große Schule machten und dem Ganzen jenen freundlichen Charakter südlichen Wesens aufdrückten, der sich mit dem Naturell des Österreichers so glücklich verband. Wir wollen hier nur die bedeutendsten Erscheinungen an den verschiedenen Orten kurz andeuten

Das fürstliche Klosterneuburg, seit circa 1717 im Aufschwung begriffen, erhielt durch Daniel Gran seine Kuppeldecoration des Marmorsaales, die Verherrlichung Österreichs darstellend, die gewaltigen steinernen Karyatiden des Riesensaales schuf Lorenzo Mattielli, ebenfalls aus Wien. Peter Freiherr von Strudel und Antonio Belucci malten die schönsten der Altarbilder in der umgestalteten Stiftskirche. Der große Bildhauer G. R. Donner fertigte die Steinsculpturen des Friedhofes und eine reizende Bleifigur des Mercur für das Stift. Heiligenkreuz war zum Asyl für die in seinen Klosterfrieden getretenen Künstler G. Giuliani und Martino Altomonte geworden. Ersterer, hier als Lehrer des obengenannten Donner thätig, machte an Altären und am Calvarienberge viele Arbeiten, von Letzterem ist das schöne Gemälde der Speisung der Fünftausend im Refectorium; auch hat der Salzburger F. Rottmayr einige hervorragende Altarbilder hier gemalt. In Göttweig finden wir den vortrefflichen Münchener Maler Andreas Wolff mit dem Hauptaltarbild Mariä Himmelfahrt von 1694, Anderes von Tobias Bock aus Wien, Wagenschön und dem sogenannten Kremser Schmidt, ferner den großartigen Frescoplafond Paul Trogers, welcher Karl VI. als Apollo darstellt, und andere vorzügliche Deckengemälde von R. Byß. Altomonte und Daniel Gran haben auch in Herzogenburg Bedeutendes geleistet; als

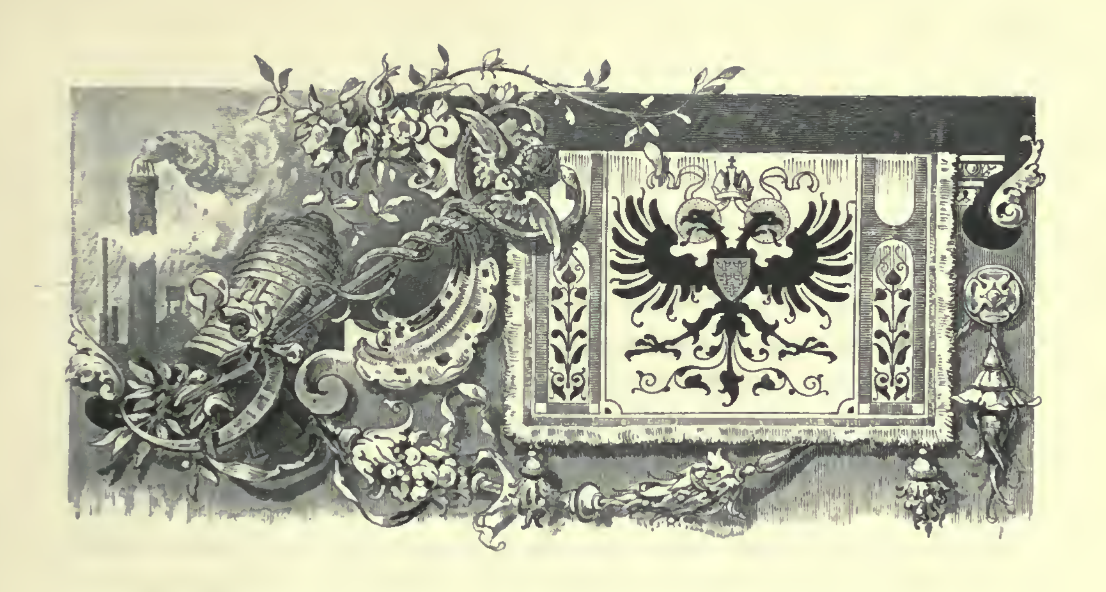
monumentaler Kirchenmaler ist letzterer aber besonders in der großen, ganz von seiner Hand gemalten Kirche am Sonntagberg zu bewundern, wo namentlich die Composition des Sturzes der Ketzer zu den herrlichsten des ganzen Stiles zu rechnen ist. Auch im Dom von St. Pölten hat sich der Meister, einer der hervorragendsten Künstler seiner Zeit, mit dem Fresco: „Tod des heiligen Josef“ verewigt. Lilienfeld besitzt eines seiner poetischesten Bilder in der Himmelfahrt Mariens, außerdem die mit den feinsten Mamorreliefs ausgezeichnete Kanzel von Wagner. Seitenstetten ist ebenfalls mit vielen Fresken Grans und Wiedons ausgestattet, Altenburg schmücken solche von Troger und Hanzinger, desgleichen ist Zwettl sehr reich an schönen Werken des Kremser Schmidt, Altomontes und anderer Meister.

Unter den Schlössern des Kaiserhauses nimmt Schönbrunn den ersten Rang ein, dessen frühere, von Fischer von Erlach herrührende Einrichtung bereits mit vorzüglichen Werken der Malerei verbunden war. Erhalten ist noch der imposante Plafond des Stiegenhauses (einst Speisesaal) mit der Abfahrt der Griechen von Aulis von Rottmayr, 1701. Das Übrige rührt schon aus den Tagen Maria Theresiens her, wie die große Galerie mit dem Deckengemälde des Römers Guglielmi, Österreichs Glanz in Krieg und Frieden schildernd, einer der herrlichsten Räume, den jene prachtliebende Zeit entstehen ließ. Auch die Malereien Grans in der Schloßkapelle und die dortigen Sculpturen von Donners Schüler Fr. Kohl fallen in letztere Epoche. Der Park erhielt seine künstlerische Ausstattung noch später durch den aus Stuttgart gekommenen Bildhauer Johann Wilhelm Beyer, dessen Werk die graciösen Statuen aus Tiroler Marmor sind, an denen aber seine Gehilfen Hagenauer, Henrici, M. Fischer, Zanner, Prokop 2c. bedeutenden Antheil haben. Ein anderes, kleineres Schloß ist Hetzendorf, ausgezeichnet durch Grans meisterhaften Plafond des großen Saales, welcher den Sieg der Sonne über nächtliche Dämonen hochpoetisch darstellt, ferner Eckartsau im Marchfeld, von demselben Künstler mit großen Frescocompositionen geschmückt. In Laxenburg malte Vincenz Vischer die lieblichen Plafonds des Dianentempels und des grünen Hauses im zierlichen Rococogeschmacke à la Watteau, auch die Schlösser Süßenbrunn (einst Eugenisch), Breitenfurt und Schloßhof waren voll von Bildhauerwerken, Fresken und dergleichen.

Es würde den uns zu Gebote stehenden Raum weit überschreiten, wollten wir in gleicher Weise die große Menge von Parken und Landschlössern der Aristokratie erwähnen, welche, das Beispiel des Hofes befolgend, in jener schönen Zeit allerorten prächtige Fürstensitze, reich mit Schöpfungen der Kunst geschmückt, im Lande begründete. Als eines der bedeutendsten, der leider in den Franzosenkriegen ein Raub der Flammen wurde, sei nur der vielgepriesenen Goldburg bei Murstätten gedacht, wo sich das kunstsinnige Geschlecht der Althan ein Paradies von Kunst und Schönheit geschaffen hatte.

Unter den Städten nimmt Krems durch seinen ausgezeichneten Maler Johann Martin Schmidt eine besondere Stellung im Kunstleben jener Tage ein. Sein unermüdlicher Pinsel machte diese Stadt zu einem reichen Museum der Malerei, außerdem ist von bürgerlichem Kunstwesen in dieser Zeit wenig zu verspüren. Das Ende des XVIII. Jahrhunderts schuf zwar in der großartigen Schloß- und Gartenanlage des Liechtenstein'schen Gutes Feldsberg noch einiges Hervorragende, aber das frostige Wesen des Empires schädigte die Production immer mehr und man kann sagen, daß das eigentliche Kunstleben im Kronlande Niederösterreich damals so ziemlich zu Ende ging, um erst in unseren Zeiten durch von der Hauptstadt ausgehende Anregungen wieder in eine bedeutendere Bewegung zu kommen.





Volkswirthschaftliches Leben in Niederösterreich.

Allgemeine Charakteristik.



Die wenigsten Länder der Monarchie vereinen auf so engem Raume die Mannigfaltigkeit der natürlichen Erwerbsmittel und Vielseitigkeit der Berufsarten wie Niederösterreich. Auf dem verhältnißmäßig kleinen Areale von 19.823 Quadratkilometer (360 Quadratmeilen) und unter einer Bevölkerung von rund zweieinhalb Millionen Einwohnern (1886) finden sich alle Quellen des Einkommens vertreten. Land- und Forstwirthschaft, Bergbau und Hüttenwesen, Hausgewerbe und Großindustrie, Verkehr und Handel tragen in harmonischer Ergänzung zum Wohlstande des Volkes bei.

Getreideböden und Futterbau, Wiesen und Weiden an einer Stelle; reiche Weingelände, fruchtbeladene Obstbäume an anderen Orten; hier die undurchdringlichen Laubdächer des lieblichen Buchenwaldes, dort die dunklen Forste der Fichten- und Föhrenbestände, in deren Dickicht das Edelwild seine Heimat findet; bäuerliche Gehöfte von uralter Bauart und Einfachheit neben mancher großartigen Meierhofanlage — das sind die Grundlagen des Lebensunterhaltes von nahezu 650.000 Menschen, eines Viertels der Bevölkerung von ganz Niederösterreich. Andere — freilich in sehr geringer Zahl, es sind ihrer nur 6.000 — suchen ihren Erwerb im Bergbau und Hüttenwesen, denn der Bergbau ist in unserem Kronlande auf die Förderung von Steinkohle, Braunkohle und unbedeutenden Mengen von Eisenerzen, sowie auf die Gewinnung von Graphit in dem nördlichen Tafellande der

mittleren Donau beschränkt, während das Hüttenwesen in den vor den Thoren der Reichshauptstadt angelegten Hochöfen und in mehreren Raffinir- und Schmelzwerken der alpinen Bezirke seine Vertreter findet. — Desto vielgestaltiger fallen allerwärts die Zeichen eines regen Gewerbefleißes ins Auge. Von der kleinsten Hausindustrie, deren Lebensfähigkeit im heutigen Zeitalter kaum mehr für möglich gehalten werden sollte, bis zu jenen Riesenanlagen der Großindustrie, die viele Tausende von Händen unablässig beschäftigen, hat Alles und Jedes seinen Platz in Niederösterreich gefunden, und es weiß ihn zu behaupten. Da kann man noch in die ärmliche Werkstätte des Drechslers, in die dumpfe Stube des Handwebers, in die rußige Schmiede des Dorfschlossers blicken und nahebei erheben sich die thurmhohen Dampfschlote mächtiger Fabriken, die ihre Erzeugnisse auf den Weltmarkt senden, — Fabriken, in denen Holz und Metall zu Geräthen, Werkzeugen und Maschinen verarbeitet, Flachs, Jute, Wolle, Baumwolle und Seide gesponnen, gewebt und gewirkt, gefärbt, bedruckt und appretirt werden, — Etablissements, in denen Papier, Chemikalien und andere Massengüter erzeugt oder Nahrungs- und Genußmittel im Werthe von vielen Millionen bereitet werden. Neben der alten Wassermühle, deren plumpes Räderwerk der Donaustrom treibt, steht die Dampfmühle der Neuzeit, neben der Handseilerei die Posamentierwaaren- und Teppichfabrik. Wie der kleine Handwerker noch heute in seinem bescheidenen Heim die mannigfachen Artikel der Bekleidung vom Schuh und Handschuh bis zum Rock und Hut erzeugt, so ist für alle diese Dinge die maschinelle Großindustrie zu einer hervorragenden Geltung gelangt und bildet einen der besten Belege des gewerblichen Könnens und Schaffens unseres Kronlandes. Von der rohen Verarbeitung des schweren, maßigen Stoffes bis zu jenen Blüten des Gewerbefleißes, welche, auf Geschmack und ästhetischer Durchbildung beruhend, die mit Recht berühmten Erzeugnisse des Wiener Kunstgewerbes, den zierlichen Schmuck des Hausrathes, die unzähligen Nippes und Galanteriewaaren für alle Welt liefert, hat Alles seinen würdigen Vertreter. So lebt mehr als der dritte Theil der ganzen Bevölkerung Niederösterreichs, eine Zahl von nahezu 900.000 Menschen, von Gewerbe und Industrie.

Und endlich erscheint als eine ganz selbstverständliche Ergänzung dieser großen productiven Regsamkeit die immer wachsende Betheiligung der Bewohner unseres Kronlandes am Verkehr, am Güteraustausch und den Handelsoperationen. Niederösterreich ist durch sein dichtes Netz von Straßen und Eisenbahnen, Posten und Telegraphen, durch die Geld- und Creditumsätze, die sich im Herzen dieses Landes, in der Reichshauptstadt unablässig vollziehen, mit allen Merkmalen eines hervorragend commerciellen Wirthschaftsgebietes ausgestattet. Nicht weniger als zwölf Procent der ganzen Bevölkerung, nahezu 300.000 Menschen, finden ihren Lebensunterhalt in jenen Berufsarten, die sich auf Personen- und Güterverkehr, Banken- und Creditinstitute und auf den Handel erstrecken.

Die Vielseitigkeit der Entwicklung Niederösterreichs hat ihren tieferen Grund in Thatsachen, welche als feste Bürgschaft für die Fortdauer der hervorragenden Stellung dieses Kronlandes im Gesammtreiche gelten dürfen. Geschichtliche, natürliche und politische Momente begründen die Bedeutung der Volkswirthschaft dieses Landes. Geschichtliche Momente — denn Niederösterreich kann auf eine reiche Vergangenheit in seinem Wirthschaftsleben zurückblicken; wie viele seiner Städte und Märkte waren beim Anbruche der Cultur schon die Sammelplätze des Gewerbfleißes und Handels; wie viele Privilegien und Stapelrechte bezeugen, daß schon im XIII. Jahrhundert hier ein fleißiger Bürgerstand seine Wohnsitze aufgeschlagen hatte, wie lebendig war der Waarenzug auf der mittleren Donau und auf der Enns schon in den Zeiten der ersten Babenberger! Und seit acht Jahrhunderten haben selbst die mächtigsten Feinde der Civilisation dieses Wirthschaftsleben niemals zu ersticken vermocht. Dazu kommt als natürliche Grundlage die günstige Ausstattung des Landes in fast allen Beziehungen und jene Mannigfaltigkeit, jene Anregung des Erwerbes, die in den mächtig wirkenden Gegensätzen der erhabenen Alpenwelt einerseits, der fruchtbaren ungarischen Tiefebene anderseits zu suchen ist. Von den schneebedeckten Gipfeln jener bis zu der steppenartigen Einförmigkeit dieser sind alle Übergänge des Bodens und Klimas in Niederösterreich zu finden. Und endlich der große politische Einfluß, welchen die Entwicklung Wiens als der Hauptstadt eines mächtigen Gesammtstaates auf das umgebende Land ausüben mußte! Er tritt uns allenthalben hier sichtbar entgegen. Zwar hat man die Städte neuerer Zeit in gewissem Sinne als eine Gefahr für das Flachland bezeichnet, weil sie demselben Lebens- und Arbeitskraft häufig im Übermaß entziehen; von Wien gilt dies jedoch Niederösterreich gegenüber nur in sehr beschränktem Sinne, denn die Stadt erneuert und verstärkt ihre Bevölkerung, wie wir an anderer Stelle gezeigt haben, großentheils auf eigenem Boden und sie war besonders in früheren Jahren und ist noch heute ein kräftigerer Anziehungspunkt für die Angehörigen ferner gelegener Kronländer als für diejenigen der unmittelbar vor ihren Thoren ansäßigen Landbevölkerung. Desto bedeutender aber wirkt umgekehrt der sprudelnde Quell geistiger und materieller Anregung, welcher aus der Großstadt dem ganzen dieselbe umgebenden Kronlande zufließt. Es genügt ein flüchtiger Blick auf die Bodenwirthschaft des Landes, auf die Lagerung der Gewerbe und Fabriken in der nächsten Nähe der Residenz, auf die Dichte der Bevölkerung in dem industriellen Viertel unter dem Wienerwalde und in dem breiten Gürtel längs der Donau, sowie endlich auf die unser Kronland durchziehenden Verkehrsstraßen, die alle in dem Knotenpunkte Wien zusammentreffen, um den eminent vortheilhaften Einfluß der Reichshauptstadt zu ermessen. Ja, viele dieser Wirkungen verbinden das Wirthschafts- und Culturleben Wiens mit demjenigen Niederösterreichs so innig, daß es kaum möglich ist, eine strenge Trennung zwischen Stadt und Land durchzuführen.

Wie sich die Dinge im Einzelnen heute ausgestaltet haben, sind so zahlreiche Verbindungsglieder und Übergänge zwischen Wien und Niederösterreich vorhanden, daß auch die Schilderungen, welche auf den folgenden Blättern versucht werden, oft genug von dem Ganzen sprechen müssen: von dem Kronlande zusammt seiner Perle, der Residenzstadt des Kaiserreiches.

Landwirthschaft und Viehzucht.

Die eben besprochene Vielgestaltigkeit des Bodens und Klimas vereitelt den Versuch, Niederösterreich als ein Ganzes zu schildern. Nach dem Vorgange der beobachtenden Statistik theilen wir es in fünf wirthschaftliche Gebiete, welche die Orientirung über die Productionsweise wesentlich erleichtern. Von dem höchsten Punkte des Kronlandes, dem mehr als 2.000 Meter hohen Schneeberge, überblickt man diese fünf Gebiete insgesammt. Längs der steirischen Grenze zieht sich das Alpengebiet hin; an dieses stößt das Berggebiet des Wienerwaldes, den Wienerwald mit dem Bisamberg und die weiter nach Westen sich erstreckenden Vorberge der Alpen umfassend. Auf dem linken Ufer der Donau nimmt das Berggebiet des Manhart nahezu das Viertel ober dem Manhartsberge ein. Zwischen diesen beiden Berggebieten zieht sich am rechten Donau-Ufer von der Enns bis ans untere Ende des Tullnerfeldes das Gebiet des Hügellandes, welches dann am linken Donau-Ufer zwischen Manhart einerseits und Bisamberg und Leiserberg anderseits bis zur mährischen Grenze als das sogenannte Weinviertel sich fortsetzt. Das fünfte Gebiet endlich ist das Wiener Becken, das Land östlich vom Wienerwald, Bisamberg, Leiserberg bis an die Grenze von Ungarn, dessen weit ausgedehnte Ebenen mit ihrem schon steppenhaften Klima diesem Theile von Niederösterreich seinen eigenen Charakter aufprägen.

Auf engem Raume berühren sich oft die größten Verschiedenheiten der Bodengestaltung und wahre Gegensätze in den Grundlagen der Bodencultur. So zieht sich auf der kühlen Höhe des Schneeberges der Baumwuchs und zuletzt selbst die zwerghafte Krummholzkiefer bereits zurück und macht Alpenmatten Platz, die nur durch wenige Monate Weide gewähren, während sich nur wenige Stunden ostwärts in den Bezirken Gloggnitz und Neunkirchen bereits die ersten Weinberge finden und durch den Anbau von Mais als Körnerfrucht auch der Feldbau von einem wärmeren Himmelsstriche zeugt. Das ganze Wiener Becken und das Hügelland sind warm und trocken oder nur in mäßigem Grade feucht. Südlich von der Donau aber steigt das Land aus Ebene und Thal bald in die Vorberge und das Alpengebiet, die obere Grenze des Ackerbaues wird erreicht, ja eine Fläche von mehr als 7.000 Hektar hebt sich als Alpe selbst über die Region des Waldes,

und in dem Maße, in welchem die Wärme allmälig abnimmt, mehrt sich umgekehrt die Menge des atmosphärischen Niederschlages. Das Gebiet des Manhart hebt sich von der Grenze des Weinbaues zwischen Retz und Krems und dann insbesondere rasch von der Donau aus zu einem kühlen Höhen- und Gebirgsland mit mäßigen Niederschlägen. Dort, wo sich die Donau den Weg durch das Thebener Thor gebahnt hat, ist mit einer Jahreswärme von mehr als 10° Celsius und mit einer Niederschlagsmenge von nur 40 Centimeter zu rechnen; in solchen Gegenden wird die Trockenheit zur Noth, der Rothklee versagt, das Grasland gibt geringen Ertrag und die Noth verschärft sich, wenn zu dem ungünstigen Klima noch eine ungünstige Bodenbeschaffenheit kommt, wie der Flugsand im Marchfelde oder größerer Steingehalt im Neustadter Steinfelde. Welch ein Gegensatz zu dem Gebiete der Alpen! Die tiefere mittlere Jahrestemperatur und die zunehmende Menge des Niederschlages rufen den frischen Graswuchs hervor, der hier auf den Landgütern vorherrscht, aber auch das ganze Gebiet am rechten Donau-Ufer bis zum östlichen Abfalle der Gebirge schmückt.

Die große natürliche Verschiedenheit der einzelnen Landestheile wiederholt sich bezüglich der Vertheilung der Culturgattungen, wie sie gegenwärtig nach Ausrodung eines sehr großen Theiles des ehemals überall herrschenden Waldes vorliegen. Wie die Vertheilung der Forste, deren Schilderung an späterer Stelle gegeben wird, wechseln die landwirthschaftlichen Culturgattungen. Im Wiener Becken und Hügellande machen die natürlichen Wiesen und Weiden im Durchschnitt nur ein Viertel der landwirthschaftlichen Bodenfläche aus, im Gebiete des Manhart bereits ein Drittel, im Gebiete des Wienerwaldes und der Alpen aber schon mehr als die Hälfte. Dabei ist die Fläche der Wiesen in dem Wiener Becken geringer als die der allerdings wenig ertragreichen Weiden; in den übrigen Gebieten gibt es ebensoviel bis doppelt und dreimal soviel Wiesen als Weiden. Und wiederum sind die Unterschiede in den einzelnen Bezirken noch viel größer; denn während im Gebirge manche Wirthschaften sehr wenig oder selbst gar kein Ackerland besitzen, gibt es im Flachlande Landwirthe, welche ihren Acker fast ohne Zulage an natürlichem Grasland zu bewirthschaften haben. Wie verschieden muß sich schon deßhalb im Einzelnen der Betrieb der Landwirthschaft überhaupt, insbesondere aber die Viehzucht gestalten!

Werfen wir nach dieser kurzen Schilderung der Naturanlagen einen Blick auf die Vertheilung des Grundes und Bodens, so zeigt sich, daß in Niederösterreich der Kleingrundbesitz weitaus überwiegend vertreten ist, denn ihm fallen 77 Procent der Gesammtfläche, 88 Procent des landwirthschaftlichen Areals zu. Nur ein Achtel dieses letzteren gehört dem Großgrundbesitze. In diese sehr mäßige Fläche theilen sich über 600 landtäfliche Güter und Herrschaften, welche in den meisten Fällen als große Güter angesehen werden können; kaum 20 Besitzungen haben mehr als 1.000 Joch oder 575 Hektar Ackerland.

Die Einzelhöfe sind demnach eben auch nur von mäßiger Ausdehnung und nur im Marchfelde und in den angrenzenden Gegenden finden sich Höfe, welche an die großen Wirthschaften erinnern, aus denen der sehr stark entwickelte Großgrundbesitz des benachbarten Ungarn zumeist besteht. Gewiß ist ein so spärlicher Großgrundbesitz mit Ursache, daß die mit der Landwirthschaft verbundenen technischen Gewerbe, welche in Böhmen, Mähren und Ungarn eine so bedeutende Rolle spielen, in Niederösterreich nur selten vorkommen, denn die drei Zuckerfabriken und die wenigen größeren Brennereien, zumeist Preßhefefabriken, verschwinden im Vergleiche mit jenen der benachbarten Länder.

Man kann nicht leugnen, daß sowohl der kleine als der Großgrundbesitz in Niederösterreich an einer gewissen Zersplitterung leiden, denn auf einen Wirthschaftscomplex des Kleinbesitzes kommen im Durchschnitt des Landes nur 6 Hektar, die eigentlichen Bauernwirthschaften umfassen im Gebirgslande gewöhnlich zwischen 30 bis 80, mitunter aber auch namhaft mehr, in den übrigen Landestheilen 20 bis 60 Hektar. Zieht man noch die große Parcellenzahl und den Umstand in Betracht, daß nur in 1.300 Gemeinden das Hofsystem mit besserer Arrondirung, in 1.870 Gemeinden dagegen das alte Dorfsystem herrscht, so ist es klar, daß in diesen letzteren die Zersplitterung in noch viel höherem Grade auftreten muß, als die Durchschnittszahlen andeuten. Hoffentlich wird unter dem Schutze der Agrargesetzgebung und mit der Initiative der Landwirthe diese unwirthschaftliche Gestalt der Landgüter allmälig beseitigt werden.

Im Allgemeinen besitzt Niederösterreich, abgesehen von einigen Strecken, wie der Marchfeldflugsand, das Steinfeld und dergleichen, ziemlich günstige Bodenverhältnisse. Durch den Ertrag des Roggens, welcher nebst Hafer die Hauptfrucht ist, läßt sich die gegenwärtige Fruchtbarkeit des Landes andeuten: 11 Metercentner Körner für ein Hektar, wohl mehr als in dem benachbarten Ungarn, immer aber ein mäßiger Ertrag. Mäßig ist aber auch die Stufe der landwirthschaftlichen Cultur. Viele Ländereien bedürfen der Entwässerung, andere der Bewässerung und namentlich das Marchfeld am Ufer der Donau vor den Thoren der Hauptstadt schmachtet nach dem befruchtenden Naß. Künstliche Dünger sind wenig in Gebrauch, die Fäcalien der Hauptstadt fließen in die Donau, ja selbst der Behandlung des Stallmistes und der Jauche auf den Kleingütern kann vielfach ein Vorwurf nicht erspart bleiben. Zahlreiche Hutweiden mit besserem Boden würden als Äcker mehr produciren. Und der Acker selbst! Im Wiener Becken und Manhartgebiete liegen noch gegenwärtig alljährlich 19 Procent des Ackers in müßiger Brache, im Hügellande 15, in den Alpen 12, im Berggebiet des Wienerwaldes 8 Procent. Dreifelderwirthschaft mit theilweise bebauter Brache ist denn das weitaus herrschende Ackerbausystem, daneben zwei-, vierfeldrige und freie Körnerwirthschaft, zerstreut namentlich auf Großgütern die Fruchtwechselwirthschaft, endlich im Gebiete der Alpen und des Manhart die

„Eggartenwirthschaft", wie eine Abwechslung von Getreide und mehrjährigem Feldgras hierzulande benannt wird.

Da Getreide und schwarze Brache drei Viertel des Ackerlandes einnehmen, bleibt für zahlreiche sonstige Feldfrüchte, wie Mais, Hülsenfrüchte, Buchweizen, der im Marchfeld auch der Bienenweide dient, für Flachs, Futter- und Zuckerrüben, Cichorien, Raps, Rübsen, Mohn nur ein kleiner Antheil der Ackerfläche. Doch treibt der hauptstädtische Bedarf zu stärkerem Anbau der Kartoffel, des Kopfkrautes und des Feldgemüses, wogegen der Anbau des Klees, der Luzerne und Esparsette, des Mischlings und Grünmaises und dergleichen und somit der gesammte Grünfutterbau leider mehr als wünschenswerth zurückgedrängt wird. Da, abgesehen von den Umgebungen Wiens, wo massenhaft Biertreber zur Verfügung stehen, in Niederösterreich im Ganzen wenig Abfälle von technischen Gewerben zu haben sind, so muß die Thierhaltung in den Wiesen und Weiden ihre Hauptstütze suchen. Mit diesen dienen zuletzt doch über 40 Procent des landwirthschaftlichen Areals dem Futterbau.

Der Schwerpunkt der Thierzucht Niederösterreichs liegt in der Haltung von Milchkühen. Neben 106.833 Pferden und 91.739 Ochsen beträgt (nach der Zählung vom 31. December 1880) der Stand der Kühe 298.158, der des Jungviehes, welcher den größeren Theil der Ersatzkühe liefert, 168.510 Stück. Demgegenüber verschwindet die Zahl der Schafe mit 178.541, die der Ziegen mit 69.870 Stück, und selbst die Zahl der Schweine mit 293.732 Stück ist eine sehr mäßige. Die schwer transportable Milch wird eben für den Bedarf der Hauptstadt überwiegend durch die Kühe des Kronlandes geliefert. Die Kuhhaltung findet sich mit 40 bis 50 Procent des Gesammtgroßviehstandes ziemlich gleichförmig in allen Gebieten des Landes. Dagegen treten bei den übrigen Kategorien des Viehstandes sofort wieder die größten Unterschiede auf. Wenn im Gebiete der Alpen und des Manhart vorzugsweise Rindviehzucht betrieben wird, ist das Marchfeld mit seinen Ausstellungen in Lassee als Beispiel eines Gebietes zu nennen, welches auch der Pflege der Pferdezucht dient. Das junge Rindvieh ist im Gebiete der Alpen und des Manhart fast so zahlreich wie die Kühe, im Hügel- und Flachlande beträgt es nur ein Drittel, in den übrigen Gebieten die Hälfte der Kuhzahl und in Wien selbst und in den Vorortebezirken werden 14.957 Kühe gehalten, ohne daß Aufzucht betrieben wird. Und so entwickelt sich in Niederösterreich ein äußerst lebhafter Verkehr in Rindern von einem Gebiete zu dem andern, der noch verstärkt wird durch die Einfuhr aus den Nachbarländern. Eigentliche Mastung wird hauptsächlich in den Gegenden von Mank aufwärts bis an die oberösterreichische Grenze und wieder im Gebiete des Manhart betrieben.

Der Rinderstand setzt sich aus einer ganzen Reihe von Racen und Schlägen zusammen. Obenan mit fast der Hälfte des Gesammtstandes die Mürzthaler, zumeist am rechten Ufer der Donau. Aus Steiermark stammend, geschätzt als Milch-, Zug- und

Mastvieh, hat sich diese Race in den Bezirken Gloggnitz, Neunkirchen, Gutenstein eine zweite Heimat gebildet, und weitere Erfolge in der Zucht werden den Stierschauen zu verdanken sein, welche für diese Race z. B. in Alland abgehalten werden, eine Maßregel des Landtags, durch welche im ganzen Lande alljährlich an tausend junge Stiere vorgeführt werden. Die zweite Stelle, mit mehr als einem Viertel des Gesammtstandes, mit hervorragender Ochsenhaltung hat das Rindvieh des Berggebietes des Manhart, bekannt unter dem Namen der Gföhler, Zwettler, Waldviertler oder Arbesbacher, eine Kreuzung des mitteldeutschen Bergviehes mit Mariahofern, welche in neuester Zeit durch lebhaft begonnene Einführung von Scheinfeldern aus Baiern zu verbessern gesucht wird, um die Heranzucht der beliebten markt- und exportfähigen Arbesbacher Ochsen zu fördern. Hieran reihen sich die Stockerauer, eine Kreuzung des mitteldeutschen Bergviehes mit Mürzthalern, die Feldsberger, eine Kreuzung des Landviehes mit Bernern und in einer geringeren Zahl Murbodener, Mariahofer, Pinzgauer, Algäuer, Montafoner, Berner, Helmete, Raabser, böhmische, ungarische u. s. w., welche aber alle zusammen nur den vierten Theil der gesammten Rinderzahl umfassen.

Der Kuhstand liefert nach statistischen Schätzungen gegen 370 Millionen Liter Milch jährlich; durch drei Viertel dieser Production wird der Bedarf der Landbevölkerung und zum größten Theile auch jener der Stadt Wien gedeckt. Nur wenig Milch wird zu Butter und Rindschmalz, Käse und Quark verarbeitet. Diese Production deckt lange nicht den Bedarf der Landbevölkerung, das Fehlende wird für Land und Hauptstadt eingeführt.

Wein-, Obst-, Gemüsebau und andere Culturen.

Verhältnißmäßig höher entwickelt als die bisher besprochenen Richtungen der Landwirthschaft im eigentlichen Feldbaue sind in Niederösterreich jene besonderen Arten der Bodenbenützung, die einen gesteigerten Aufwand von Arbeit und Intelligenz voraussetzen und zu den Hochculturen gezählt werden dürfen: die Pflege des Weinstockes, die Zucht von Obst und Gemüse und einzelne ganz specifische, nur örtlich zulässige Zweige der Production.

An der Spitze derselben steht mit Rücksicht auf seine volkswirthschaftliche Bedeutung und sein ehrwürdiges Alter der Weinbau. Dieser reicht in die vorchristliche Epoche unserer Länder, in die Römerzeit zurück, denn überall im Norden, wohin die römischen Legionen vorgedrungen sind, haben sie auch versucht ihr heimisches Getränke, den Wein, in ihrer neuen Heimat zu produciren; so hat sich die Cultur der Reben die Donau herauf verbreitet und ihre letzte Begrenzung in Niederösterreich, als dem höchst gelegenen Weinlande dieses Flußgebietes gefunden. Bald bedeckten sich die südlichen Abhänge mit Reben und sogar heute noch kann man an der Verbreitung gewisser Traubensorten, die schon Columella



Stierschau in Alland.

beschrieben, die Römerzüge und ihre Ansiedlungen deutlich verfolgen. Wenn auch von diesen Eindringlingen und Colonisten der Grundstein des österreichischen Weinbaues gelegt wurde, so haben doch die im Culturleben unserer Gegenden den Römern folgenden geistlichen Stifte Wesentliches zur Veredlung desselben beigetragen, und ganz besonders sind es bessere Traubensorten, welche die Weingärten in der Nähe dieser Stifte charakterisiren.

Niederösterreich zeigt eine mittlere Jahrestemperatur von 9·6° Celsius, welche derjenigen des rheinischen Weinlandes nahezu entspricht, und wäre nicht das ganze Land durch die hohe Alpenkette gegen Süden abgeschlossen, gegen Norden offen, so hätten wir uns noch günstigerer natürlicher Grundlagen des Weinbaues zu rühmen. Nicht blos die klimatischen Verhältnisse, sondern auch die Culturart der Reben und die Weinbehandlung geben für diesen Zweig der Bodenwirthschaft den Ausschlag, und gerade hierin steht Niederösterreich jedem anderen Kronlande voran und liefert thatsächlich vorzügliche, überall geschätzte Weine.

Jedes rationell behandelte Weinland muß aber auch einen sachgemäßen Wechsel in seinen Traubensorten erfahren, und hierin zeichnet sich Niederösterreich ganz besonders aus; die älteren saueren und unfeinen Sorten sind längst verlassen und wurden durch edle Trauben, wie Veltliner, Zierfahndler und den blauen Portugieser ersetzt, ja in den letzten Jahrzehnten wurden mit Erfolg der Riesling, Traminer, Gutedel und blaue Burgunder eingeführt und verbreiten sich diese überall da, wo sich die für dieselben passenden Verhältnisse finden.

Die Weingärten Niederösterreichs sind zumeist auf südlichen Abhängen der Berge und auf Vorhügeln gelegen. Steile Gebirgslagen finden sich in Gumpoldskirchen, Vöslau, Klosterneuburg, Nußdorf, dem Bisamberg und bei Krems, wo auch die besten Weine erzeugt werden. Da, wo bei Anlage der Weingärten sich ein entsprechendes Steinmateriale ergab, finden sich viele Terrassenmauern (Krems, Spitz), zumeist sind aber die niederösterreichischen Weingärten durch Terrassenwände aus Erde (Lößboden) charakterisirt, welche sich bei unbegrenzter Dauer leicht herstellen lassen und unseren Weingebirgen in vielen Gegenden ein höchst eigenartiges Aussehen verleihen.

Da wohl das Erfrieren des alten Stammholzes in kalten Wintern sich zu häufig wiederholt, pflegt man die niederste Erziehung (Kopferziehung) zu wählen, wobei man in besonders exponirten Weingebirgen Gelegenheit hat, die Stöcke vor dem Winter mit Erde zu bedecken. Vier bis sechs Tragzapfen mit je ein bis zwei Augen ergeben mit Trauben beladene Sommerschosse, welche an anderthalb Meter hohen Tannenpfählen angebunden und den Sommer über von der Insectenbrut befreit werden. Die reifenden Trauben werden von eigens hierzu bestellten Hütern beschützt und die Weinlese wird auf Anordnung der betreffenden Gemeindebehörde begonnen.

Ein Weinlesezug bei Klosterneuburg.

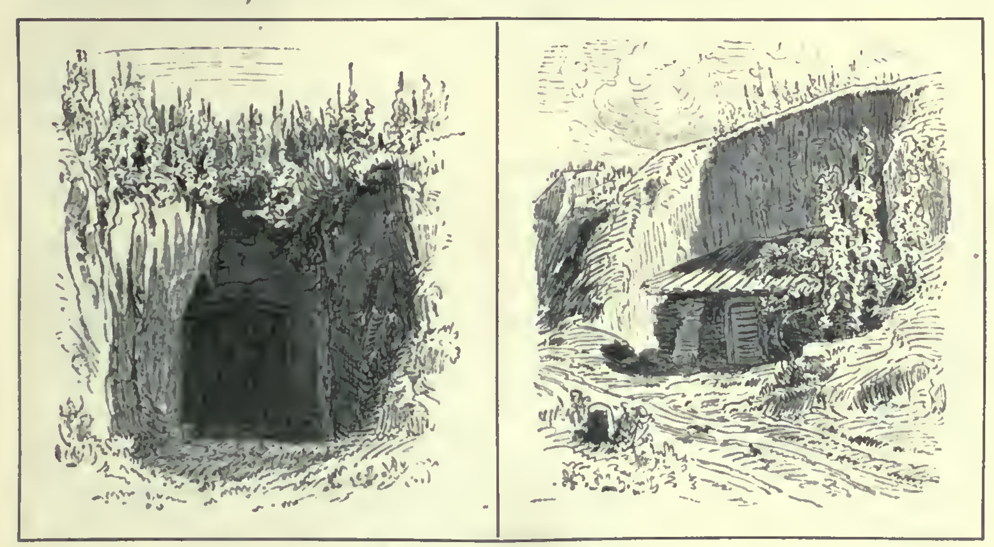
Die Weinkeller befinden sich zwar in den niederösterreichischen Städten unter den Wohngebäuden, auf dem Lande aber zumeist in eigenen Erdkellern unweit des Dorfes in einem durch Lage und Boden geeigneten Hügel; dieselben bilden mit den kleinen Preßhäusern vor den Eingängen stille Kellerorte, die sich aber an freien Tagen zu belehrenden und auch erheiternden Kostproben beleben. Die Temperatur in diesen oft weit in den Berg eindringenden Höhlen ist eine sehr constante und niedrige, so daß in denselben sogar mehrere Jahre alte Weine unvergohren bleiben, welche die Weinhändler künstlich nachgähren lassen müssen. Die erste Bedingung einer guten Kellerwirthschaft, reine Gebinde, ist in Niederösterreich allgemein erfüllt, weßhalb auch kranke Weine zu den Seltenheiten zählen. Noch vor wenigen Jahren war es allgemein üblich, den Jungwein, selbst wenn dies mehrere Jahre dauern sollte, auf dem Geläger bis zum Verkaufe zu belassen. Heute pflegt man vielfach im ersten Jahr dreimal abzuziehen, wodurch der Weinhandel wesentlich unterstützt wird.

Den verbreitetsten Ruf unter allen Niederösterreicher Weinen besitzt der Vöslauer, welcher seine Güte einer Traubensorte verdankt, die vom Grafen Frieß am Ende des vorigen Jahrhunderts eingeführt wurde; durch rationelle Behandlung und tüchtigen commerciellen Vertrieb hat der „Vöslauer" seine große Verbreitung in der ganzen Welt gefunden. Der Klosterneuburger und Nußdorfer Wein ist von jeher als das beste weiße Product anerkannt worden, was wohl zumeist den Bemühungen des Chorherrenstiftes zu verdanken ist. Es folgen dann die Gumpoldskirchener und Bisamberger Weine, welche sich durch Lieblichkeit des Geschmackes auszeichnen. Die Kremser und Retzer, ebenso die Mailberger und Stinkenbrunner Weine zählen zu den guten weißen Tischweinen, die Massenproduction aber von guten Mittelweinen, von denen die Brünnerstraßer und Feldsberger die besseren, die Wachauer die geringeren sind, dient theils für den gewöhnlichen Consum, theils zu Mischweinen mit leichten ungarischen Producten, wozu sie sich ganz besonders eignen. Neben den eigentlichen Landweinen werden auch in den bevorzugten Lagen durch Einführung rheinischer und französischer Traubensorten hochfeine Weine erzeugt, so in den Stiftsweingärten von Klosterneuburg, in Nußdorf, in Gumpoldskirchen u. s. w.

Die Weine Niederösterreichs finden ihren Absatz theils in den angrenzenden Hochgebirgsländern, theils in jenen benachbarten Landestheilen, in welchen gegen Westen und Norden hin der Weinbau nicht mehr möglich ist; anderseits verschwinden aber große Mengen in den Kellereien der Wiener Weingroßhändler, wo sie zur Mischung mit billigen Ungarweinen Verwendung finden.

Auch der Obstbau hat unter dem Einflusse des städtischen Consums und eines unleugbar feinen Geschmacksverständnisses der Wiener Bevölkerung seit vielen Jahrzehnten eine bedeutende Stelle in der Bodenproduction Niederösterreichs erreicht. Unterstützt wird er durch die klimatischen Verhältnisse, die in Niederösterreich dem Obstbau überhaupt günstig

sind, insbesondere aber jene Gegenden dafür bevorzugt erscheinen lassen, welche am Fuße hoher Berge oder in feuchten, windstillen Thälern gelegen sind, wogegen freilich in den an Ungarn grenzenden flachen Landestheilen mit Recht nur wenige Obstbäume angetroffen werden. In den wärmsten Lagen, der Region des Weinstockes, finden wir vor Allem den Wallnußbaum, dessen Früchte ausschließlich als Speisenüsse verwendet werden. Den ersten Schmuck der Weingärten an warmen Frühjahrstagen bildet die Pfirsich- und Mandelblüte; in guten Jahren werden oft so viele Pfirsiche erzeugt, daß man gezwungen ist, Branntwein daraus zu bereiten. Auch Aprikosen- („Marillen-") Bäume finden sich vielfach in Weingärten, besonders bei Krems und in der nächsten Umgebung von Wien, Kahlenberg,



Weinkelleranlagen bei Haugsdorf.

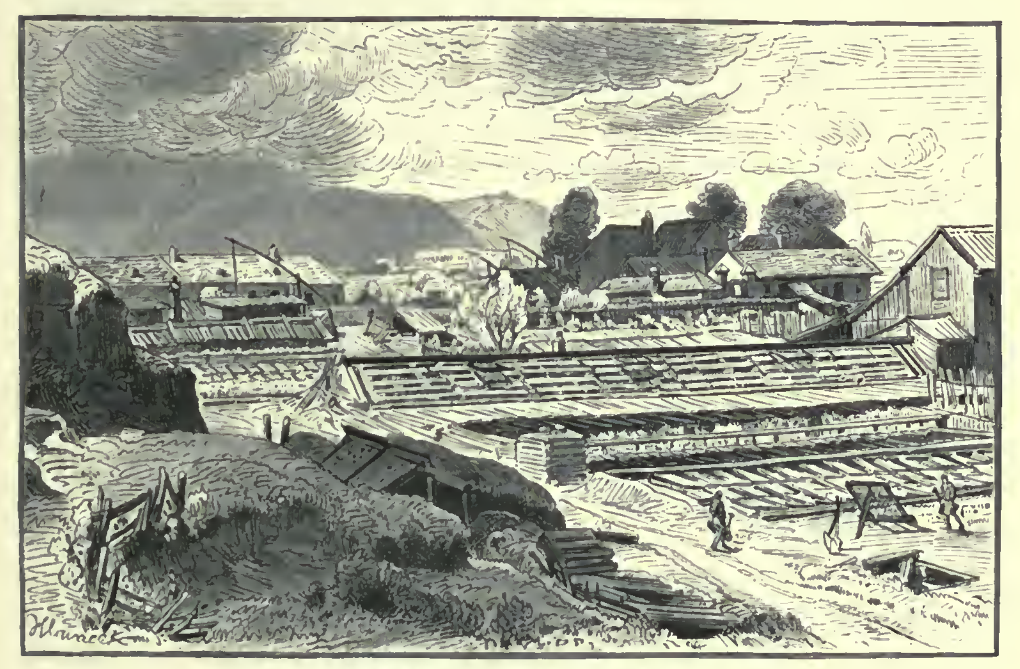
Bisamberg vor. Kernobst ist in Niederösterreich am zahlreichsten vertreten sowohl in Weingegenden, als auch in den kühlen Thälern oder höher gelegenen Landestheilen, wo der Obstmost den Traubensaft ersetzen muß. Charakteristisch für den niederösterreichischen Obstbau ist die Thatsache, daß man Kernobstwildstämme wie in Oberösterreich nur selten findet; die Kunst des Veredelns ist bereits ganz allgemein verbreitet. Unter den landesüblichen Apfelsorten treffen wir vorzugsweise den Chrisofsker, Brünner, rothen Stettiner (Rosenapfel), Haßlinger, Edelborsdorfer, die Lederreinette; an Birnen sind es vor allen anderen die Kaiserbirne (weiße Herbstbutterbirne), die „Isenbart-" (graue Butterbirne), die Salzburger Birne, die Nagowitzer, Virgouleuse und Sommerapothekerbirne, welche sämmtlich in den besseren Obstgegenden ganz allgemein vorkommen. Das in Niederösterreich producirte Kernobst wird der Hauptsache nach in frischem Zustande zu Markte gebracht, in guten Jahren und in den Gebirgsgegenden wird vielfach Obstmost bereitet, der aber

nur von geringer Güte und nur für den localen Consum bestimmt ist. Gedörrte Äpfel und Birnen werden nur für den Hausgebrauch erzeugt. Die Zwetschken nehmen in Niederösterreich, wie in allen Obstländern diesseits der Alpen, eine hervorragende Stelle ein und sind es insbesondere die feuchten Thäler, in welchen sie in vortrefflicher Qualität gedeihen. Wieder ist es der Verkauf in frischem Zustande nach Wien, welcher den vorzüglichsten Absatz bildet; in besonders gesegneten Jahren pflegt man auch Branntwein aus diesem Obste zu bereiten. Vorzugsweise sind es aber auch die Kirschen, welche in ganz Niederösterreich gedeihen und vorwiegend in frischem Zustande zu Markte kommen, gedörrte Waare oder Kirschwasser wird nur selten gewonnen; Himbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Erdbeeren und auch die großfrüchtigen schwarzen Maulbeeren werden in der Umgebung Wiens in großen Massen und von vorzüglicher Güte producirt.

Die niederösterreichische Obstproduction, welche in früheren Jahren die Aufgabe hatte, ganz Wien mit Obst zu versehen, da nur etwa noch eine Zufuhr auf der Donau von Oberösterreich stattfand, muß sich heute mit allen übrigen Kronländern und mit Ungarn, ja sogar auch mit Italien in diesen Vortheil theilen — die Folge erleichterten Verkehrs, welcher gar viele altgewohnte Absatzwege verändert. Frühobst leidet wohl am meisten durch die erleichterten Verkehrswege, denn es kommen heute die ersten Kirschen aus weiter Ferne sechs bis acht Wochen früher auf den Wiener Markt, als dies von dem ehedem berühmten Frühkirschenorte Kritzendorf der Fall sein konnte; so haben denn auch derartige Culturen ihr Ende gefunden und verlegt man sich heute, und zwar mit vollem Rechte, mehr auf die Production von Edelobst, welches zwar nicht die Größe desjenigen aus südlicheren Gegenden erlangt, aber durch feineren Geschmack sich auszeichnet.

Das verfeinerte und gesteigerte Bedürfniß der städtischen Bevölkerung hat, wie in allen dichter bewohnten Ländern, auch in Niederösterreich dahin geführt, dem Gemüsebau eine Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche diesen Zweig der Bodencultur zu einem der intensivsten, mit großem Aufwande von Intelligenz und Capital betriebenen landwirthschaftlichen Betriebe gestaltet. Derselbe wird in der Umgebung Wiens und der anderen Städte von eigenen Gärtnern als Berufsthätigkeit unternommen und findet sich anderseits als Cultur im Großen an einzelnen besonders begünstigten Örtlichkeiten in feldmäßigem Betriebe. In Niederösterreich sind einige derartige Culturen von hervorragender wirthschaftlicher Bedeutung; so wird Kraut in verschiedenen Theilen des Landes, wie vorzugsweise auf dem Tullnerfeld, bei Wiener-Neustadt und auch in höher gelegenen Landestheilen gebaut; der Spargel von Bisamberg hat seinen berechtigten Ruf; Knoblauch kommt massenhaft aus der Laaer Gegend in den Handel, Fenchel, Anis und Gurken werden in der Retzer Gegend feldmäßig producirt; auch die Champignonzucht hat in der Umgebung Wiens eine große Ausdehnung erlangt.

Die Gemüsegärtnerei ist, der großen Bevölkerung entsprechend, eine sehr ausgedehnte; sie bedeckt die weiten Donauniederungen von Nußdorf bis Fischamend, wo die Nähe des Wasserspiegels es gestattet, mittelst Ziehbrunnen oder durch Pumpwerke mit Pferdegöpelbetrieb die Pflanzen allzeit mit entsprechender Feuchtigkeit und den leicht zu bearbeitenden Sandboden reichlich mit billigem Dünger aus der Stadt zu versehen. Unter solchen Verhältnissen erblüht der Wiener Gemüsebau und nur selten entfernt sich derselbe von der Donau in festeres Erdreich. Der Wiener Gemüsemarkt, reichlich beschickt mit den feinsten Producten, liefert den Beweis, daß hier ein intelligenter Gärtnerstand thätig ist. Die



Ein Gemüsegarten in Simmering bei Wien.

hervorragendsten Leistungen zeigen sich in den zartfleischigen, ungemein großen Selleriewurzeln, in den vortrefflichen Rettigen (Wiener Rettig), dem schmackhaften Kopf- und Bindesalat, dem „Wiener Glaskohlrabi", dem Frühkraut, Wirsing, Blumen- und Rosenkohl 2c. Die Gärtner verstehen aber auch den Boden so meisterhaft auszunützen, daß man im Durchschnitt auf einem und demselben Feld jährlich drei Ernten zieht; nur daraus erklären sich die hohen Pachtzinse (pro Hektar 300 bis 400 Gulden). Ganz besonders ausgebildet sind die Mistbeetculturen, welche im ersten Frühjahre die zarten „Primeurs" liefern und sich nachher mit Melonen bedecken, die ihres Wohlgeschmackes halber mit ihren unter wärmeren Himmelsstrichen gezogenen Rivalen leicht concurriren können. — Sowie die Frühobstproduction durch Zufuhren aus dem Süden wesentlich geschädigt wird, ebenso

und noch in weit erhöhtem Maße ist dies mit den Gemüsen der Fall; schon um Weihnachten erscheinen aus Neapel frischer Kopfsalat und Erbsen; mit Blumenkohl ist seit einigen Jahren der Wiener Markt den ganzen Winter hindurch bis zur Spargelzeit versehen.

Endlich müssen wir unter den rein örtlich vorkommenden interessanten Specialitäten jene höchst eigenartige Cultur erwähnen, welche eine nicht geringe wirthschaftliche Bedeutung erlangt hat; es ist die Cultur von Prunus Mahaleb, Türkische Weichsel, zum Zwecke der Erzeugung der beliebten Pfeifenrohre, die sich in Niederösterreich eingebürgert und, da die Producte zumeist in Wien verarbeitet werden, auch eine damit zusammenhängende Industrie hervorgerufen hat. Die Production türkischer Weichsel in Niederösterreich dürfte von Constantinopel stammen, wo große Anlagen solcher Art bestehen. Die sogenannten „Badener Weichselrohre", welche die in ihrem Heimatlande selbst gezogenen türkischen Weichselrohre jetzt bereits übertreffen, werden in zahlreichen, zumeist feucht gelegenen Gärten, die Südbahn entlang und ebenso die Donau aufwärts in Stockerau bis nach Krems hinauf, gezogen. Wohl erfordert die Weichselcultur viele Auslagen und großen Fleiß, allein die reichen Erträge entschädigen erfahrungsgemäß für dieselben so vollständig, daß kaum eine zweite Cultur ebenso lohnend erscheint als diese. Nicht jeder Prunus Mahaleb gibt gleich feine Pfeifenrohre; es sind im Lauf der Jahre gewisse Varietäten entstanden, deren Rinden ganz außergewöhnlich feine Querlinien bilden und deren Samen mit unglaublich hohen Preisen bezahlt wird. Der Schwerpunkt der Cultur liegt in dem Ausschneiden der Knospen aus den Blattwinkeln, weil nur hierdurch ein vollständiges Verwachsen der Wunden ermöglicht ist.

Forstwirthschaft und Jagd.

Was der Wald in der Volkswirthschaft Niederösterreichs bedeutet, läßt sich nur theilweise in trockenen Ziffern sagen; wenn wir anführen, daß mehr als ein Drittel der Gesammtfläche des Landes (678.778 Hektar oder 34·3 Procent) der forstlichen Production gewidmet ist und daß die forstlichen Rohproducte Niederösterreichs den ansehnlichen Beitrag von etwa 15 Millionen Gulden jährlich zum Volkseinkommen liefern, so ist damit die Bedeutung des Waldes noch nicht erschöpft; denn noch wichtiger ist es, daß die Forstwirthschaft vielen Tausenden Bewohnern des Landes die Gelegenheit zu lohnendem Arbeitsverdienst erschließt, daß sie in ihren Rohproducten vielen der bedeutendsten Industrien ein unentbehrliches Hilfsmittel oder das erforderliche Materiale zur weiteren Verarbeitung und Veredlung liefert, dem Handel und Verkehr einen, insbesondere der Menge nach, sehr hervorragenden Artikel des Umsatzes beisteuert. Und auch damit wäre dem Walde noch nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren; seine Erhaltung und pflegliche Behandlung hat

gerade in unserem Kronlande und rings um dicht bewohnte städtische Wohnsitze eine noch höhere Bedeutung; sie ist eine der Voraussetzungen der Salubrität, des Schutzes der Bewohner vor klimatischen Gefahren, eine Stütze des Wohles der Bevölkerung.

Die Lage Niederösterreichs bringt auch in den forstwirthschaftlichen Verhältnissen eine Mannigfaltigkeit und eine Vielgestaltigkeit des äußeren Charakters der Waldbilder mit sich, wie sie kaum in einem anderen Lande auf so geringem Flächenraume zu finden sein dürften. Von den eigentlichen Hochgebirgsforsten, deren Werth nicht selten mehr in ihrer Schutzwirkung als in ihrem Ertrage gelegen ist, bilden die meist ertragreichen Laub- und Nadelwälder des Mittelgebirges den Übergang zu den Niederwäldern der Donau-Auen, zu deren üppigem Laubgrün und reicher Vegetation verschiedener Baum- und Strauch-arten anderseits die einförmigen Kieferbestände der Schotter- und Sandebenen, sowie der trockeneren Vorberge mit ihrem Heideunterwuchs einen strengen Contrast bilden. Das landschaftlich so wirkungsvolle Bild der Schwarzkiefer mit ihrer breiten Schirmkrone ist dem Lande Niederösterreich speciell eigen, während es das ebenso für sich eigenthümliche Waldbild der Moorbestände mit ihren Sumpfkiefern, dem Jäger als Lieblingsaufenthalt des Birkwildes werth, mit dem angrenzenden Wittingauer Becken Böhmens gemein hat; die vorwiegend mit Eichen bestockten Mittel- und Niederwälder des östlichen Hügellandes gemahnen hierdurch und auch durch den Charakter der dortigen Ansiedlungen bereits an das benachbarte Ungarn.

Die in der Darstellung der landwirthschaftlichen Verhältnisse Niederösterreichs begründete Eintheilung des Landes in fünf Gebiete von jeweilig gleichartigem Vegetations-charakter und gleichartigen culturellen Verhältnissen: Alpengebiet, Vorberge mit dem Wienerwalde, Berggebiet des Manhart, Hügelland und Ebene des Wiener Beckens, dient auch als Grundlage für die Schilderung des Waldstandes. Die Vertheilung des Forst-reichthums in diesen Gebieten ist durchaus charakteristisch. Während das Wiener Becken (ohne Wien) nur 15 und das Hügelland nur 17 Procent Waldland aufweist, beträgt die Waldfläche im Berggebiet des Manhart 34 Procent, in den Vorbergen einschließlich dem Wienerwalde bei 44 Procent und steigt im Alpengebiete auf 59 Procent der Gesammtfläche.

Die Vertheilung des Waldstandes nach den Besitzverhältnissen, welche auf die Art der Bewirthschaftung in der Regel von nicht unbedeutendem Einflusse ist, gestaltet sich in Niederösterreich gegenwärtig so, daß sich in der Verwaltung des Staates nur mehr ein geringer Theil befindet; die Staatsforste bedecken nur 29.612 Hektar, das ist 4·7 Procent der Gesammtwaldfläche; es sind dies der Wienerwald und einige kleinere Fondsforste. Auch der Gemeindewaldbesitz ist mit 35.085 Hektar oder 5·5 Procent des Waldstandes nur wenig vertreten, ebenso in fast gleichem Ausmaße der Waldbesitz der Klöster oder geistlichen Stifte mit 36.297 Hektar oder 5·7 Procent. Es sind dies hauptsächlich die den Stiften

Heiligenkreuz, Klosterneuburg, Lilienfeld, Zwettl, Göttweig, Melk und Seitenstetten gehörigen Forste. Der weitaus überwiegende Theil des Waldlandes (534.704 Hektar) ist demnach im Privatbesitze, und es vertheilt sich dieser Besitz wieder nahezu zur Hälfte zwischen dem Großgrundbesitze (255.100 Hektar, wovon 107.974 Hektar Fideicommißwald) und dem Kleingrundbesitze (279.600 Hektar). Trotz des bedeutenden Antheiles, welchen daher der kleine oder bäuerliche Waldbesitz einnimmt, können diese Verhältnisse insoferne nicht als ungünstig bezeichnet werden, als einerseits die Wälder des Privatgroßgrundbesitzes fast durchwegs vollkommen geregelt und nachhaltig bewirthschaftet werden und anderseits auch der bäuerliche Waldbesitz nicht, wie dies in anderen Ländern der Fall ist, in allzukleine Parcellen zertheilt ist; wir finden insbesondere im Alpengebiete, wo der bäuerliche Waldbesitz hauptsächlich überwiegt, nicht selten geschlossene Complexe von 100 bis 300 Hektar in einer Hand. In durch Betriebseinrichtungen vollkommen geregeltem Betriebe steht nur ein Drittel der gesammten Waldfläche; es sind dies die Staatsforste und etwa 70 Procent des Privat-Domänenwaldes; von den Gemeindewäldern erfreuen sich kaum drei Procent einer solchen Grundlage geordneter Wirthschaft. Beim bäuerlichen Waldbesitze kann eine strenge Regelung des Betriebes und der Nutzung überhaupt nicht vorausgesetzt werden, vielmehr wird Beides zumeist nach den augenblicklichen Bedürfnissen des Besitzers sich richten. Die Bewirthschaftung dieser Wälder des Kleingrundbesitzes entspricht auch hier dem im Allgemeinen mehr extensiven Charakter bäuerlicher Waldwirthschaft, in welcher die Nutzungsform zumeist die des Plenterwaldes ist und die Erhaltung älterer und werthvoller Bestände nur ausnahmsweise angetroffen wird. Dabei treten die Nebennutzungen, inbesondere Weide- und Streunutzung, gegen die Holznutzung mehr in den Vordergrund und letztere pflegt überhaupt gegenüber der nach forsttechnischen Grundsätzen eingerichteten Bewirthschaftung größerer Waldbesitze sowohl nach der Menge der Erzeugung als auch nach dem technischen Nutzwerthe derselben beträchtlich zurückzubleiben.

Im Ganzen ist der wirthschaftliche Zustand der niederösterreichischen Bauernwälder ein ziemlich befriedigender; doch heben sich hiervon selbst für das Auge des Laien zumeist die gleichmäßigen, wohlgehaltenen Bestände des großen Waldbesitzes vortheilhaft ab, welcher in Niederösterreich fast ohne Ausnahme sehr pfleglich behandelt und von technisch gebildeten Fachmännern bewirthschaftet wird.

Der Betriebsform nach wird der größte Theil des Waldlandes als Hochwald bewirthschaftet, nur 68.864 Hektar oder 11 Procent der Waldfläche sind im Mittel- oder Niederwaldbetriebe. Im Hochwalde ist das Nadelholz entschieden vorwiegend und entfallen auf den Laubholzhochwald nur 90.000 Hektar oder 16 Procent der Hochwaldfläche. Mit Einbeziehung der Mittel- und Niederwälder ist demnach im Gesammtwaldstande das Laubholz mit 25 Procent und das Nadelholz mit 75 Procent vertreten.

Das Alpengebiet Niederösterreichs kommt in seinen forstwirthschaftlichen Verhältnissen mit den angrenzenden Alpenländern Steiermark und Oberösterreich überein. Als Holzart ist die Fichte vorwiegend, zum Theile fast ausschließlich herrschend; in geringerem Maße sind, zumeist in den unteren Regionen, die Weißföhre, die Buche und die Tanne vertreten, während in den höheren Lagen die Lärche, dieser hochwerthvolle und eigentliche Gebirgsbaum, der Fichte beigemengt ist. Ober der Region des hochstämmigen Baumwuchses bedeckt die Legföhre ziemlich bedeutende Flächen und wurde dieselbe bereits zum Gegenstande ausgedehnter Nutzung gemacht. In den Wäldern des Großgrundbesitzes



Ein Kohlenmeiler.

herrscht der Kahlschlag — meist mit nachfolgendem künstlichen Anbau durch Saat oder Pflanzung — mit einem Turnus von 80 bis 120 Jahren vor, in den bäuerlichen Waldungen die Plenterung mit Selbstbesamung in meist nur sechzig- bis achtzigjährigem Umtrieb.

Der Domänenbesitz dieses Gebietes ist hauptsächlich durch zwei große Besitzcomplexe, die Domänen Waidhofen an der Ybbs und Gaming des Baron Albert von Rothschild und die Graf Hoyos-Sprinzenstein'schen Fideicommißherrschaften Hohenberg, Gutenstein und Stixenstein vertreten. Beide haben an der Entwicklung des Holztransportwesens in Niederösterreich hervorragenden Antheil genommen, insoferne im letzteren Gebiete mit Beginn dieses Jahrhunderts jene berühmte Holzlieferung eingerichtet wurde, welche es ermöglichte, die damals noch in ausgedehnten Urwäldern vorräthigen Holzmassen aus dem

Quellengebiete der Mürz und der Schwarza auf der letzteren und mittelst des Wiener-Neustädter Kanales nach Wien zu bringen, während in den Herrschaften Waidhofen und Gaming durch die damaligen Besitzer derselben zur besseren Benützung der dortigen werthvollen Nutzholzvorräthe im Jahre 1866 die erste Langholzflößung nach Schwarzwälder Muster auf der Ybbs durchgeführt und im Jahre 1872 die Erlaf zur Nutzholztrift eingerichtet wurde. Wenn auch diese großartig durchgeführten Bringungseinrichtungen mit Ausnahme der letzterwähnten heute bereits dem Fortschritte des modernen Transportwesens gewichen sind, so haben dieselben doch geradezu kolossale, früher ganz oder nahezu werthlose Holzmengen der Volkswirthschaft nutzbar gemacht und verdienen als bedeutende forsttechnische Leistungen eine bleibende Erinnerung.

An die beiden genannten großen Besitzcomplexe schließt sich im Gebiete der Schwarza noch die Domäne Reichenau an, welche als das Hauptsammelgebiet der als „Hochquellenleitung" nach Wien geführten Quellwasser für die Residenzstadt von ganz besonderer Bedeutung ist.

Im Gebiete der Vorberge ist zwar ebenfalls das Nadelholz noch überwiegend, doch finden sich bereits reine oder mit Nadelholz (meist Tannen) gemischte Laubholzbestände in beträchtlicher Ausdehnung, in welchen die Buche vorherrscht. Der Holzzuwachs und die Absatzlage sind im Allgemeinen günstiger als im eigentlichen Alpengebiete, daher auch die Bewirthschaftung selbst der bäuerlichen Wälder zumeist eine intensivere; an Stelle des Kahlschlages tritt bei den Forsten des Großgrundbesitzes zum Theile bereits die Femelschlagwirthschaft mit natürlicher Verjüngung. In diesem Gebiete ragt vor Allem der kaiserliche Wienerwald durch seine Ausdehnung von nahezu 28.000 Hektar und durch seine wirthschaftliche Bedeutung hervor. Die Buche ist seine vornehmste Holzart und diese gelangt hier auf dem kalkhaltigen Lehmboden des Wiener Sandsteines zu ganz vorzüglicher Entwicklung; zum Theile sind ihr Eichen und andere Laubhölzer, zum Theile die Tanne beigemengt, welche etwa ein Drittel der Bestockung bildet. Da, wo der Kalk und Dolomit aus dem Alpengebiete herübergreifen, hat die für die Umgebung Badens und Mödlings so charakteristische Schwarzkiefer ihren Standort gefunden.

Ist auch jener Beweggrund, welchem wir die unverkürzte Erhaltung des Wienerwaldes zunächst verdanken, die Sicherung des Brennholzbedarfes für Wien, heute, wo die Steinkohle zum größten Theile an Stelle des früher in Wien vorwiegend beliebten Buchenholzes getreten und auch die Holzzufuhr aus weiten Entfernungen durch die Eisenbahnen ermöglicht ist, nicht mehr in dem früheren Maße gegeben, so spricht sich doch die Würdigung der großen Bedeutung dieses Juwels unter den österreichischen Staatsforsten auch jetzt noch in der sorgfältigen und durchaus conservativen Bewirthschaftung desselben aus; es sind uns hier noch einzelne Buchenbestände von 150- bis 180jährigem Alter erhalten,



Chromozinkographie von C. Angerer & Göschl.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien

Bauer und Bäuerin aus dem Ybbsthale.



Holzriese in der „Eng“ bei Reichenau.

deren prachtvolle Säulenschäfte mit den bis zu 40 Meter hinaufreichenden Laubkronen uns wohl nahelegen, hier das Vorbild für die herrlichen Hallen unserer gothischen Dome zu suchen.

Eines der größten Gebiete sowohl seiner Gesammtausdehnung als auch der Waldfläche nach ist jenes, welches wir als das Berggebiet des Manhart bezeichnet haben; dasselbe fällt in der Hauptsache mit dem im Volksmunde als „Waldviertel" bezeichneten Theile Niederösterreichs zusammen. Ist auch der ehemalige Waldreichthum zum guten Theile der landwirthschaftlichen Bodenbenutzung gewichen, so finden sich hier nebst den zerstreuten kleineren Waldparcellen des bäuerlichen Besitzes doch noch schöne Waldcomplexe, unter welchen wir die der Allerhöchsten Kaiserfamilie gehörigen Forste von Rohregg, Gutenbrunn und Persenbeug, den „Gföhler Wald", dann jenes an der böhmisch-oberösterreichischen Grenze gelegene Waldgebiet hervorheben wollen, welches den Fideicommißherrschaften Weitra und Groß-Pertholz zugehört.

Die gegen die Donau zu gelegenen Forste stimmen in ihrem wirthschaftlichen Charakter zumeist mit jenen der Alpenvorberge, das letztbezeichnete Waldgebiet aber mit den angrenzenden Forsten des Böhmerwaldes überein. Herrliche Fichten- und Tannenforste, zum Theile mit Buchen und Bergahorn gemischt, stehen hier auf kräftigem, häufig mit wilden Blöcken überdecktem Granitboden; sie haben einen Schatz von Quellen zu hüten, denn von hier aus ziehen die Maltsch, Schwarzau und Lainsitz der Moldau, die Aist und der Kamp der Donau zu. Die Bewirthschaftung dieser Forste ist, wie überhaupt der Domänenforste dieses Gebietes, eine sehr sorgfältige und wurde hier insbesondere in der Aufforstung ausgedehnter Flächen mittelst Pflanzung Vorzügliches geleistet. Auch die bäuerlichen Wälder des Gebietes, welche einschließlich der wenigen Gemeindeforste die Hälfte des ganzen Waldstandes betragen, sind, wenn wir von der starken Vorliebe für die Streunutzung absehen, infolge welcher die Kiefer hier häufig dominirt, zumeist ziemlich gut erhalten.

Von den dem Hügellande und dem Wiener Becken angehörigen Gebieten mögen hier nur noch zwei für Niederösterreich charakteristische Waldformen kurze Erwähnung finden, das sind die Auwälder und die Schwarzkiefernbestände. Die Auen nehmen im Ganzen etwa 25.000 Hektar ein und erstrecken sich hauptsächlich am nördlichen Donau-Ufer von Wien bis Krems. Ihre Bestockung besteht zumeist aus Pappeln und Weiden, zum Theile mit Ulmen, Eschen und Eichen, welche auf dem durch Grundwasser getränkten und zeitweilig überschwemmten Alluvialboden sehr üppig gedeihen und große Holzmassenerträge liefern. Obwohl im Nieder- und Mittelwaldbetriebe bewirthschaftet, nehmen sie bei der zum Theil bis zu 30 und 40 Jahren eingehaltenen Umtriebszeit und der raschen Entwicklung der hier dominirenden Weichhölzer doch nicht selten mehr den

Charakter des Hochwaldes an; sie bieten mit ihren wechselreichen Baumformen, der, zumal im Frühjahr, reichen Flora des Bodens, meist mit mannigfachem Gesträuch unterwachsen und von Waldreben umrankt, dabei häufig unterbrochen durch kleine Wasserläufe oder



Buchenwald.

Jagdgestelle (Schneißen), ein stimmungsvolles und anziehendes Waldbild, dem zumeist auch das belebende Element des Wildstandes nicht fehlt.

Von besonderer Bedeutung für Niederösterreich ist die Schwarzkiefer als eine Holzart, die, wenn auch anderwärts vorkommend und namentlich neuerer Zeit vielfach künstlich angesiedelt (wie am Karst), doch ihre hauptsächliche Verbreitung in Nieder=

österreich hat. Ihr eigentliches Heimatsgebiet, wo sie insbesondere die für jede andere Cultur unzugänglichen Kalkfelsen mit ihren ausgebreiteten, kräftig und malerisch entwickelten Baumkronen ziert, sind hier die Berge, welche den westlichen Rand des Wiener- und Wiener-Neustädter Beckens bilden, die Umgegend von Mödling, Baden, Pottenstein und Gutenstein bis herab zum Höllenthal. In diesem Gebiete wächst sie zum Theil auch zu sehr schönen, hochschäftigen Beständen heran. Im Ganzen nimmt die Schwarzkiefer in Niederösterreich, theils in reinen Beständen, theils mit anderen Holzarten vermengt, etwa 80.000 Hektar ein. Einen besonderen Werth erhält dieser Baum durch seinen Harzreichthum, welcher einer eigenen Industrie zur Erzeugung von Harzproducten als Grundlage dient. Die Gewinnung des Harzes an den stehenden Bäumen, welche zu diesem Zwecke oft bis an die Krone hinauf „angelacht" werden, bildet ein eigenes Gewerbe. Wenn auch heute der Ertrag dieser Nutzung durch die große Concurrenz amerikanischer Harzproducte gegen früher wesentlich gemindert ist, so kann doch die Erzeugung immer noch auf 50.000 Metercentner Rohharz im Werthe von 400.000 Gulden angeschlagen werden. Zur Gewinnung von Harzproducten (Terpentinöl, Colophonium, Brauerpech ꝛc.) bestehen in Hinterbrühl, Pottenstein, Wiener-Neustadt ꝛc. eine Anzahl von Fabriken oder „Pechhütten".

Der gesammte jährliche Holzmassenertrag der Wälder Niederösterreichs wird mit 2·3 Millionen Festmeter veranschlagt, wovon 25 Procent als Nutzholz und 75 Procent als Brennholz benutzt werden. An diese Holznutzung, als die Hauptnutzung der Waldwirthschaft, schließen sich noch die Erträge an Streu, Futterstoffen, Harz, Waldsamen u. s. w. an; der Gesammtwerth aller dieser Rohproducte der Forstwirthschaft wurde schon oben mit 15 Millionen Gulden beziffert, von welchem Betrage etwa 11 Millionen Gulden auf die Erzeugung und Lieferung des Materiales entfallen, somit 4 Millionen Gulden als eigentlicher Reinertrag verbleiben.

Wien mit seinem eigenen großen Bedarfe an Brenn- und Nutzholz und als Emporium des Holzhandels bildet den natürlichen Sammelpunkt für jene bedeutenden Holzquantitäten, welche nicht im Lande selbst verbraucht werden; nur aus dem nördlichen Theile des Landes ist der Holzabsatz nach Böhmen und Deutschland gerichtet, wohin er hauptsächlich durch die von der Landesgrenze an flößbaren Wasserstraßen der Maltsch und Luschniz vermittelt wird.

In der Holzzufuhr nach Wien spielt noch jetzt der Wassertransport eine große Rolle; doch war dies früher noch in viel größerem Maße der Fall, wo in Ermanglung von Eisenbahnen der Transport des Holzes auf der Axe nur auf ganz beschränkte Entfernungen möglich war, daher auch damals in jenen Waldgebieten des Landes, welche ihr Holz nicht mittelst Trift nach Wien bringen konnten, eine Verwerthung desselben gar nicht oder nur mit sehr geringem Ertrage möglich war, während bedeutende Holzmengen aus Baiern



Harzgewinnung an der Schwarzkiefer.

und selbst aus Württemberg auf der Donau nach Wien gelangten. Diesem Umstande haben wir es übrigens zu danken, daß wir heute noch in Niederösterreich in verhältnißmäßig geringer Entfernung von der Residenzstadt Wien uns in solchen Waldgebieten an herrlichen Altbeständen, ja selbst an dem Bilde des eigentlichen Urwaldes erfreuen und erheben können.

So finden wir in den Forsten von Weitra und Karlsstift unmittelbar neben einem auf der vollen Höhe der Zeit stehenden Cultur- und Nutzungsbetriebe noch zum Theile das Bild des zu Beginn des Jahrhunderts hier herrschenden Urwaldes erhalten und der bekannte „Neuwald", im obersten Quellengebiete der Mürz gelegen, ist mit seinen mächtigen, oft 50 Meter hohen und ein bis anderthalb Meter im Durchmesser haltenden Tannen- und Fichtenstämmen erst seit wenigen Jahren bis auf einen kleinen Rest verschwunden. Das volle Bild des Urwaldes finden wir aber in der Ausdehnung von mehreren hundert Joch noch im „Rothwald", einem abgelegenen Bergkessel an der steiermärkischen Grenze, vertreten, welcher Urwaldrest von seinem Besitzer, Baron Rothschild, sorgfältig erhalten wird.

In jenen Zeiten, in welche uns die zuletzt betrachteten Bilder zurückversetzen, war noch zumeist die Jagd Dasjenige, was den Wald seinem Besitzer werth machte; hat nun auch heute eine fortgeschrittene Forstwirthschaft an diesem Verhältnisse viel geändert, so erhält doch auch jetzt noch für jeden echten Forst- und Waidmann der Wald erst dann seinen vollen Reiz, wenn er von Wild belebt ist. Dies ist nun in den Wäldern Niederösterreichs, Dank der Jagdliebe der meisten Waldbesitzer und Dank der den Jagdschutz fördernden Gesetze und Vereine, zumeist in ganz befriedigender Weise der Fall, ja in manchen Jagdgebieten kann der Wildstand in Hinsicht auf die Beschädigungen des Jungwaldes und der Culturgründe sogar ein allzu hoher genannt werden.

Wenn wir von jenem Raubwild absehen, für welches ein Culturland wie Niederösterreich heute keinen Raum mehr bietet, so finden wir hier fast alle Wildgattungen vertreten: die Gemse in der Hochlage der Alpen, das Edelwild in den meisten großen Waldcomplexen, Auer- und Birkwild sowohl im südlichen als im nördlichen Berglande, die Fasanenhege zumeist in den Auen; diese, sowie die Wälder des Gebirges und der Vorberge beherbergen meist einen schönen Rehstand, die Feldgründe und kleineren Gehölze dagegen zahlreiche Hasen, Feldhühner u. s. w. Außerdem bestehen in Niederösterreich 24 Thiergärten, welche zumeist mit Rothwild, Damwild, zum Theile auch mit Schwarzwild besetzt sind. Der bedeutendste unter diesen ist der kaiserliche Thiergarten bei Wien, welcher auf einer Fläche von 2.576 Hektar einen namhaften Stand von Schwarzwild, Edelwild, Damwild, virginischem Wild, Mufflons 2c. enthält.

Über die Höhe des Wildstandes und die Bedeutung der Jagd dürften einige Zahlen über den jährlichen Wildabschuß nach Anhalt des Jahres 1880 den geeignetsten Aufschluß geben. Derselbe betrug an Roth- und Damwild 1.300, Rehe 8.500, Gemsen 200,

Urwaldbild aus dem „Rothwald“.

Schwarzwild 400, Hasen 170.000, Auer- und Birkwild 400, Haselwild 200, Fasanen bei 20.000, Feldhühner und Wachteln nahe an 100.000, Schnepfen, Wildenten und dergleichen 4.500, dazu an schädlichem Haar- und Federwild über 22.000 Stück.

Der reiche Ertrag Niederösterreichs an werthvollem Wildpret ist speciell für die Verproviantirung Wiens nicht ohne Belang, umsomehr als auch die ärmere Bevölkerung an diesem Consum einen bedeutenden Antheil nimmt. Sowie aber die sociale Bedeutung des Waldes nicht allein in seinem Ertrage und seinen Producten liegt, so muß auch die Jagd mehr nach ihrem allgemeinen Einflusse als nach ihrem materiellen Nutzen gewürdigt werden.

Die Industrien.

Die Industrie in Niederösterreich ist reich entwickelt, aber sie ist es nicht gleichmäßig in allen Theilen des Landes. Die alten Viertel oder Kreise, welche, durch die ragenden Marken des Wienerwaldes und Manhartsberges geschieden, nach diesen ihre Benennung erhielten, zeigen ebenso wie in landwirthschaftlicher auch in industrieller Beziehung, entsprechend der Besonderheit ihres natürlichen Grundcharakters, ein besonderes Gepräge. Von durchschlagender Bedeutung ist die Fabrikindustrie im Viertel unter dem Wienerwald; die reichlich vorhandene Wasserkraft, die Wegsamkeit des Landes und die Nähe von Wien machen diesen Theil von Niederösterreich zum Hauptsitze der Mühlen- und Papierindustrie, der Spinnerei und Weberei, der Metallwaarenfabrication und vieler anderer Gewerbe. Das Metallgewerbe blüht auch im eisenreichen Viertel ober dem Wienerwald, während die Viertel unter und ober dem Manhartsberg nur wenig Großindustrie besitzen, denn das niedrige, an schnellen Wasserläufen arme Flachland unter dem Manhartsberg treibt vorwiegend Landwirthschaft und von Industrien ist nur die Müllerei und die Rübenzuckergewinnung bedeutend; das Hochland von Ober-Manhartsberg aber, das sogenannte Waldviertel, ist recht eigentlich das Gebiet der Hausindustrie; man verfertigt dort grobe Holzwaaren, wie Butten, Tragkörbe, Holzschuhe, Schaufeln, Dachschindeln und andere „Waldwaaren", ferner die den „Schwarzwäldern" ähnlichen Uhren, vornehmlich aber werden Webwaaren aller Art producirt, die von Wiener Geschäftshäusern in Arbeit gegeben sind. Läßt man die Ziffern sprechen, so entfielen von den 643 industriellen Großbetrieben mit über 45.000 Arbeitern, welche im Jahre 1880 auf dem flachen Lande von Niederösterreich gezählt wurden, 406 Unternehmungen mit rund 33.000 Arbeitern auf den Kreis unter dem Wienerwald, während die drei anderen Kreise zusammengenommen nur 237 Fabriken mit kaum 13.000 Arbeitern hatten; es gab also unter dem Wienerwald nahezu doppelt so viel Fabriken und fast dreimal so viel Arbeiter als im übrigen Niederösterreich, jedesmal Wien und Vororte nicht mitgerechnet.

Für die Localisirung der Industrie auf dem Lande sind, wenn man von der natürlichen Gebundenheit mancher Industriezweige an eine bestimmte Gegend absieht, fast immer die vorhandenen Wasserkräfte entscheidend. Früher, in den Anfängen der Großindustrie, als man den Dampf noch gar nicht oder noch nicht genügend zweckmäßig als Motor zu verwenden wußte, war man fast durchaus auf den Dienst des Wassers angewiesen. Die Industrie zog sich die Flüsse und Bäche hinauf und setzte ungescheut den Fuß selbst in die unwirthlichste, unwegsamste Gegend, wenn nur lebendiges Wasser darin zu finden war. Heute hat die Dampfkraft freie Bahn gemacht, aber die Industrie hält sich dennoch mit Vorliebe an die natürlichen Wasseradern, weil diese die weitaus billigste Triebkraft liefern. Das sehen wir auch in Niederösterreich. Nicht die kleinste vom Hochgebirge abstürzende Wasserrunse bleibt unbenützt; jene, die in schnellem Laufe von der Ötscherscheide nach Norden fließen, setzen die zahlreichen Hammerwerke der Gebirgsthäler in Bewegung, bis im Mittellande, wenn mehrere Adern sich vereinigt haben, eine andere Fabriksthätigkeit auftritt und ihre bewegende Kraft sich nutzbar macht. Die zahlreichen Bäche und Flüsse dagegen, welche von der Gruppe des Schneeberges herabrieselnd nach Osten streichen und das Flachland zwischen Wienerwald und Leitha durchrinnen, werden alsbald der Großindustrie dienstbar und bilden den Motor für hunderte Fabriken dieser Gegend. Um ein Beispiel anzuführen, so waren Ende der Fünfziger-Jahre nicht weniger als 67 Zerrenn-, Streck-, Pfannen-, Sensen- und Sichelhammer, Stahlhammer und Walzwerke an der Ybbs und deren Nebengewässern gelegen; ähnlich an der Erlaf und deren Zuflüssen 44 Hammerwerke und mehrere Stahl- und Eisenwaarenfabriken. Von den zum Schneeberggebiete gehörigen Wasserläufen lieferten die Schwechat und der Pittenbach mit ihren Nebengewässern, sowie die Fischa für mehr als 100 Fabriken die bewegende Kraft. Mit der wachsenden Großindustrie muß aber die Anwendung von Dampfkraft unverhältnißmäßig zunehmen und zuletzt über die Wasserkraft das Übergewicht erlangen.

So standen im Jahre 1880 auf dem flachen Lande von Niederösterreich bereits rund 20.000 Dampf-Pferdekräfte im Dienste der Großindustrie neben nur etwas über 13.000 Wasser-Pferdekräften; von ersteren entfielen über 14.000, von letzteren nahezu 11.000 auf das Viertel unter dem Wienerwald.

Die Fabriken unter dem Wienerwald schließen sich enge an die Industriebezirke Wiens und seiner Vororte an, deren natürliche Fortsetzung sie bilden. Verläßt man die Stadt etwa mit der Südbahn, so schweift der Blick zunächst über einen ganzen Wald von Schornsteinen, die ihren Qualm in die Lüfte senden; später lichtet sich ihre Zahl, aber sie bleiben unsere Begleiter während der Fahrt durch die Ebene und noch im Gebirge, indem sie bald gruppenweise zusammengedrängt erscheinen, bald zerstreut liegen und vereinzelt am Horizont auftauchen. Dasselbe Bild sehen wir bei einer Fahrt auf der Aspangbahn oder

wenn wir eine der Nebenbahnen benützen, die das Land zwischen Leitha und Wienerwald durchqueren: überall emporgereckte Schlote, überall die gleichen unverkennbaren Wahrzeichen industrieller Thätigkeit.

Es ist nicht leicht, etwas Gemeinsames von diesen Fabriken zu sagen. Die breit in der Ebene hingelagerten sind an Aussehen sehr verschieden von den in enger Bergschlucht romantisch angebauten, und diejenigen, welche an einem Wasser liegen, dessen Kraft sie benützen, bieten einen anderen Anblick dar als die mit Dampfbetrieb; endlich wird das äußere Bild der Fabrik sehr wesentlich bestimmt durch den Gegenstand der Production, wo es denn einen merklichen Unterschied macht, ob in den Fabriksgebäuden Baumwollgarne oder Ziegelsteine, Lagerbier oder Schwefelsäure, Gummibälle oder Locomotiven hergestellt werden sollen. Aber alle diese und tausend andere Fabrikate der niederösterreichischen Industrie sind für den großen Markt, zum Theile selbst für den Weltverkehr bestimmt. Fragt man nach dem Werthe derselben, so erhält man zwar im Ganzen eine kleinere Summe als für das industrielle Wien und seine betriebsamen Vororte, aber die Ziffer ist noch immer groß genug und im Verhältniß zur Zahl der Unternehmungen sogar gewaltig zu nennen. Es betrug nämlich der in den niederösterreichischen Fabriken erzeugte Productionswerth rund 122 Millionen Gulden, so daß auf eine einzelne Unternehmung durchschnittlich 190.000 Gulden entfielen, während in Wien und Umgebung die Durchschnittsziffer nur etwas über 101.000 Gulden ausmacht. Nimmt man das Viertel unter dem Wienerwald allein, so war die Relativzahl — bei 406 Unternehmungen mit einer Production von 90·7 Millionen Gulden — noch viel höher, nämlich rund 224.000 Gulden, das heißt, die Fabriken unter dem Wienerwald producirten, eine in die andere gerechnet, mehr als das Doppelte der entsprechenden Industriebetriebe von Wien und Umgebung. Der größere Umfang der ländlichen Fabriken drückt sich auch in der größeren Zahl ihrer Arbeiter aus; während in Wien und Umgebung durchschnittlich 40 Arbeiter auf eine Fabrik trafen, betrug ihre Zahl auf dem Lande 71, unter dem Wienerwald sogar 80, also wiederum doppelt so viel als in der Stadt. Am imposantesten aber erscheint das Übergewicht der Fabriken von Niederösterreich gegenüber Wien und Umgebung, wenn man die angewandte Maschinerie, insbesondere die mechanischen Pferdekräfte hüben und drüben in Betracht zieht; es entfielen in Wien und Vororten, wo noch eine Menge von Industrien ohne jede mechanische Triebkraft sich behilft, durchschnittlich nur 4 Pferdekräfte auf die Unternehmung, hingegen auf dem Lande durchschnittlich 52, im Viertel unter dem Wienerwald 62 Pferdekräfte.

So bestätigt sich die Erfahrung, daß gerade die massigsten Industriebetriebe das Land aufsuchen, wo sie sich bequemer einrichten und verbreiten können als auf dem theuern Pflaster der Stadt.

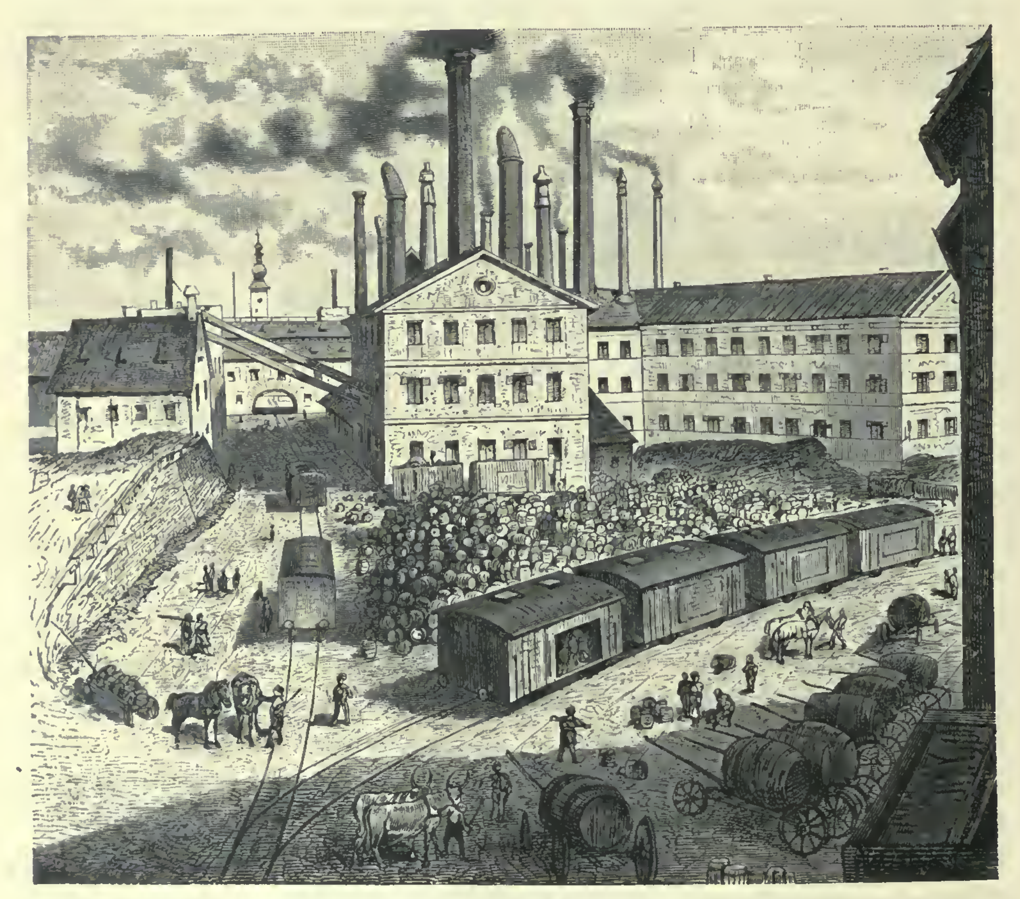
Bei der Betrachtung der einzelnen Industriegruppen fällt an erster Stelle die Industrie in Nahrungs- und Genußmitteln durch ihre mächtige Productionsziffer (nahezu 53 Millionen Gulden) in die Augen; neben anderen Industriezweigen gehören zu ihr auch die Mühlen- und die Brauindustrie, von denen namentlich die erstere für Niederösterreich sehr bedeutsam ist. Nicht weniger als 232 größere Mahlmühlen mit 800 Dampf- und über 4.600 Wasser-Pferdekräften, welche 1.220 Arbeiter beschäftigten, schufen allein auf dem flachen Lande einen Productionswerth von mehr als 23 Millionen Gulden, der sich mit Hinzurechnung desjenigen der Wiener Mühlen auf 26½ Millionen Gulden erhöht. Von den Mühlen des flachen Landes entfallen die meisten auf das Viertel unter dem Wienerwald, besonders auf die Gerichtsbezirke Schwechat, Baden und Ebreichsdorf.

Aber die niederösterreichische Mühlenindustrie ist nicht allein durch ihren Umfang ausgezeichnet, sie hat noch eine ganz andere Bedeutung, die weit über die Grenzen des Kronlandes reicht: ihr dankt man die entscheidendsten Verbesserungen im Mahlverfahren, welche als „Wiener Müllerei“ überall in Aufnahme gekommen sind. Es ist nöthig, daß wir bei diesem Ruhme Niederösterreichs ein wenig verweilen.

Die alten, aus der vorchristlichen Zeit stammenden Mühlen mit Wasserradbetrieb, bei denen die Sichtung des Mehles von der Kleie durch Handsiebe geschah, erhielten sich in ihrem Baue wesentlich unverändert, nur daß seit dem XVI. Jahrhundert an Stelle der Handsiebe Beutel aus Wollentuch traten; das war die Einrichtung der „alten deutschen Mühle“, die noch heute in den Bauern- oder Lohnmühlen zu finden ist. Mit der Erfindung des Dampfes begann dann eine Periode der Umgestaltung, und zwar waren es die Amerikaner, welche zuerst den Dampf als Betriebsmotor für Mühlen anwendeten und die Mahlgänge derart einrichteten, daß nicht mehr jeder einzelne sein eigenes Wasserrad hatte, sondern von einem Rade und einer Hauptwelle aus eine ganze Reihe von Mahlgängen oder Mühlen angetrieben wurde. Zugleich trat an Stelle der schwerfälligen Holzconstruction Eisen und endlich vertauschte man die bisherigen Beutelkasten mit selbstthätigen Cylinderkasten. Solche mit Schneckenwerken und Aufzügen versehene Mühlen nannte man amerikanische Kunstmühlen.

Die Mehlerzeugung selbst hatte aber durch diese verbesserten Einrichtungen noch keinen Fortschritt gemacht, es wurde nach wie vor „flach“ gemahlen. Eine entscheidende Änderung traf hier erst zu Anfang unseres Jahrhunderts der niederösterreichische Müller Ignaz Paur, der Begründer der sogenannten Gries- oder Hochmüllerei. Paur stellte die Mühlsteine hoch, um viele Griese zu bekommen, ließ dann die Griese durch oftmaliges Passiren der Steine immer wieder verkleinern, wobei eine sinnreich gebaute Putzmaschine ihnen jedesmal die Kleie wegblies, bis zuletzt die ganz reinen und schönen Griese zu dem seitdem so bekannt und beliebt gewordenen „Auszugmehle“ vermahlen wurden. Dieses

Mahlsystem, welches dem niederösterreichischen und später auch dem ungarischen Mehle auf dem Weltmarkte lange Zeit einen Vorsprung sicherte, ist gegenwärtig wohl allgemein eingeführt, nur in den kleineren Mühlen hat sich die Flachmüllerei noch erhalten; es sind das, wie gesagt, zumeist Bauern- oder Lohnmühlen, deren Zahl rasch abnimmt. Wie viel Poesie knüpft sich nicht an diese alten Mühlen! Das Mühlrad rauscht, die Mühle klappert,

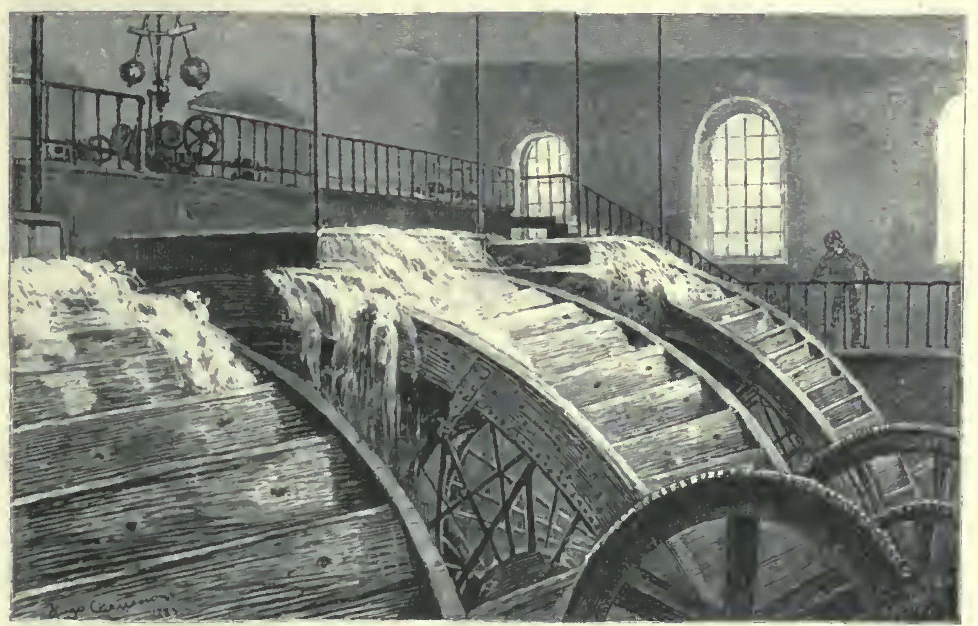


Aus der Brauerei in Schwechat.

der Müller steht breitspurig im Hofe und begrüßt die Bauern, die mit Pferden und Wagen herangezogen kommen, um ihr Korn auf die Mühle zu bringen. Besonders in trockenen Jahren lagen da nach der Ernte oft 20 bis 30 Mahlgäste mit ihrem Geschirr fest und warteten, bis die Reihe an sie kam, einen leergewordenen Mahlgang zu benützen, wobei sie das Aufschütten der Frucht und das Wegräumen des Mahlproductes selbst besorgen mußten. Jetzt ist Alles gründlich anders geworden! Die Handelsmühlen mit ihren großartigen technischen Einrichtungen haben den Lohnmühlen fast schon ein Ende gemacht;

der Bauer kauft heute das Mehl, während er sein Getreide auf den Markt bringt. Die Mahlmühlen unterscheiden sich aber in nichts von anderen nüchternen Fabriksanlagen.

Auch eine andere charakteristische Landesindustrie, die Bierbrauerei, gewinnt in Niederösterreich von Jahr zu Jahr an Umfang und Bedeutung; zwar verringert sich die Zahl der Unternehmungen, aber es wachsen dafür einzelne Brauereien, wie die Klein-Schwechater, St. Marxer, Liesinger, zu wahren Riesen heran. Man zählte im Jahre 1880 auf dem Lande 31 größere Brauereien, zu deren Betrieb Motoren von 500 Pferdekräften dienten und in denen weit über 2.000 Arbeiter beschäftigt waren; was in diesen Brauereien und in



Das Wasserwerk der Spinnfabrik in Trumau.

denjenigen von Wien und Umgebung erzeugt wurde, stellt im Ganzen einen Werth von etwa 20½ Millionen Gulden dar; es ist das nette Quantum von rund 2,350.000 Hektoliter Abzug- und Lagerbier, die zumeist gleich im Lande ausgetrunken wurden und gewiß nicht wenig dazu beitrugen, die Stimmung und den Humor des Volkes auf der sprichwörtlichen Höhe zu erhalten.

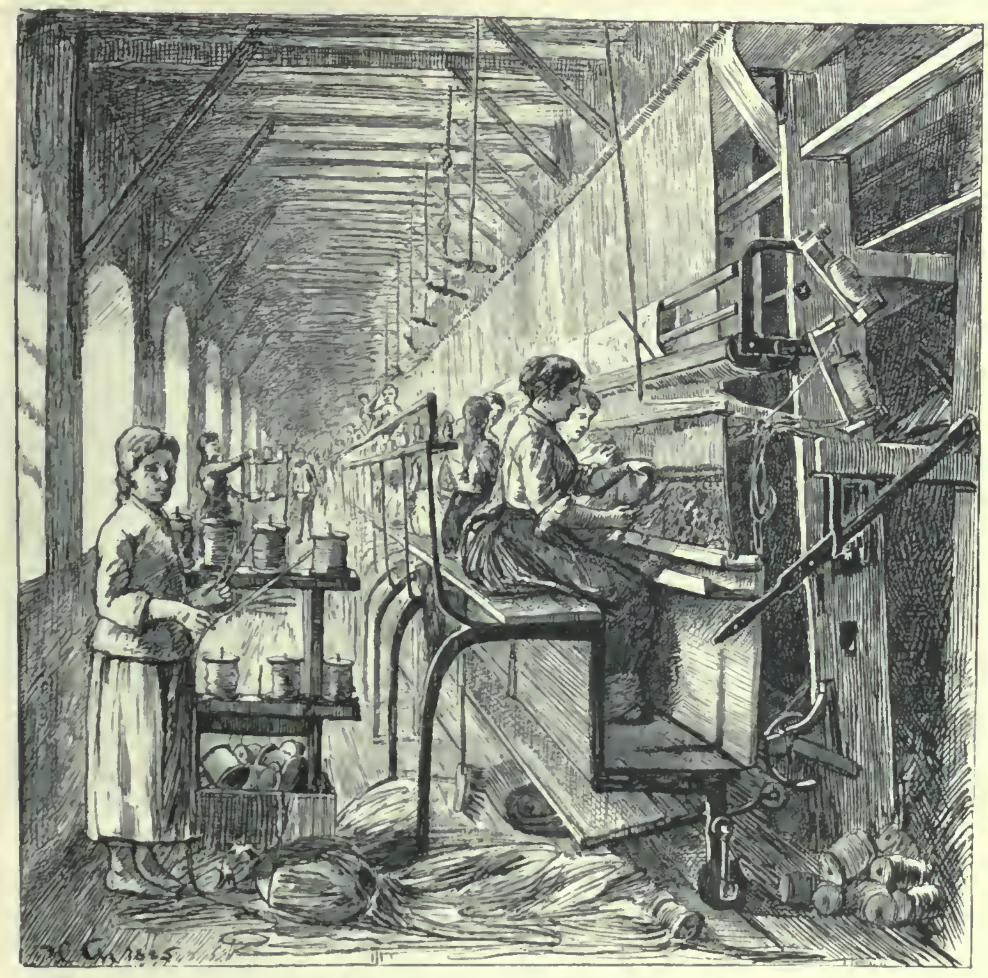
Unter den zahlreichen Zweigen der Textilindustrie, die eine der Hauptindustrien Niederösterreichs bildet, ragt besonders hervor die Baumwollspinnerei; sie beschäftigt gegen 7.000 Arbeiter und erzeugt auf 427.000 Spindeln Gespinnste im Werthe von rund 13 Millionen Gulden. Bis auf zwei Unternehmungen im Gerichtsbezirke St. Pölten ist diese Industrie auf den Kreis unter dem Wienerwald beschränkt, wo sie in den Bezirken Ebreichsdorf, Wiener-Neustadt, Baden und Neunkirchen, Bruck an der Leitha und

Gloggnitz, Pottenstein und Schwechat ihren Sitz hat. Zumeist vereinigt mit der Baumwollspinnerei finden sich sieben mechanische Baumwollwebereien, in welchen mit 1.600 Arbeitern mehr als 18 Millionen Meter Gewebe im Werthe von etwa $3^1/_2$ Millionen Gulden erzeugt werden.

Die Schafwollspinnerei in Niederösterreich ist durch die Vöslauer Kammgarnfabrik, die mit ihrer Zweiganstalt in Möllersdorf einen Productionswerth von $4^1/_4$ Millionen Gulden aufweist, vortheilhaft vertreten; von Schafwollwebereien auf dem Lande nennen wir als das bedeutendste Etablissement die Teppichfabrik in Ebergassing, wo man auch Knüpfteppiche in der Art der orientalischen verfertigt. An einem Knüpfteppich von 14 Meter Breite und 9 Meter Länge, wie er für das Pester neue Opernhaus geliefert wurde, arbeiteten 20 Mädchen, in einer Reihe sitzend, ungefähr 14 Tage lang. 4.200 Fäden bilden die Kette, je 10 sind getheilt durch einen andersfarbigen Faden; die Figur wird von den fingerfertigen Mädchen hineingeknüpft, worauf die Bindung der „Knüpfe“ oder Maschen durch den Schuß geschieht. Auf den Schuß folgt der Schlag, um dem Gewebe seine Festigkeit zu geben. Es laufen die Kettenfäden in einem kammartigen Blatte aus Eisen, das an beiden Enden mit Blei umgossen ist und, verschieden vom gewöhnlichen Handwebstuhl, wagrecht liegt; das Blatt wird von allen Mädchen gleichzeitig gehoben und dann auf ein Commando: „fertig“ fallen gelassen, das gibt einen mächtigen Schlag; die Mädchen aber fahren unverzüglich fort, eine neue Reihe zu knüpfen. Auf den ganzen Teppich kommen ungefähr 3 Millionen Maschen, also hat jedes Mädchen 150.000 Knüpfe zu machen, das sind 12.500 an jedem Arbeitstag.

Auch die Industrie in Metallen und Metallwaaren hat in unserem Kronlande, und zwar vornehmlich wieder im Viertel unter dem Wienerwald ihre ansehnliche Bedeutung: in nahezu 70 größeren Unternehmungen der verschiedensten Art wird mit Hilfe von fast 9.000 Pferdekräften und von mehr als 6.000 Arbeitern ein Productionswerth von rund 11 Millionen Gulden geschaffen. Hierher gehören die zahlreichen Hammerwerke, dann die Blechfabriken, Walz- und Puddlingswerke, Drahtfabriken, Achsenfabriken, Nägel-, Schrauben- und Nietenfabriken; ferner die Fabriken von Stahl- und Stahlwaaren (Ternitz, St. Egyden u. s. w.), Messingwaaren (Öd, Simmering), Alpacca- und Chinasilberwaaren (Berndorf, St. Veit an der Triesting). Bessemermetall wird nur in Ternitz erzeugt. Wir eilen dahin, um das großartige Schauspiel einer Bessemercharge zu genießen. Bekanntlich besteht das Bessemerverfahren darin, daß der überschüssige Kohlengehalt des Eisens mittelst durchgetriebener Luft verbrannt wird, bis das Roheisen in Flußeisen oder Flußstahl umgewandelt ist. Das Roheisen wird in Gasöfen zum Schmelzen gebracht, der Zapfen wird ausgestoßen und sofort ergießt sich ein mächtiger Feuerstrom flüssigen Metalls, der in einer Rinne aufgefangen und zur Öffnung des umgekippten Converters geleitet wird,

einer riesenhaften Eisenbirne, in deren Bauch die feurig-flüssigen Massen verschwinden. Sobald alles Metall abgeflossen, wird der Converter unter heftigem Brausen in aufrechte Lage gebracht und nun wird mit großer Gewalt Luft durch die Düsen am Boden der Birne mitten in die flüssige Eisenmasse hineingetrieben. Das Brausen verstärkt sich, die Flamme,



Das Teppichknüpfen in der Fabrik zu Ebergassing.

die aus der Birne hervorschlägt, wird breiter, schneller, intensiver, es rauscht und zischt immer erregter, nun schießt die Flamme in rasenden Stößen vorwärts, daß jeden Augenblick das Dach mitzugehen droht. Ein Windstoß wirft einen glühenden Funkenregen aus dem Innern der Birne, rasch folgt ein zweiter, dritter — gewaltig arbeitet das entfesselte und doch gebundene Element. Nun wird die Flamme heller und klarer, aber auch wüthender und gieriger, da schleudern rußige Männer Eisenstücke in den Schlund der Retorte, gleichsam

um sie abzukühlen. Ein verstärkter Funkenregen erwiedert ihrem Beginnen. Jetzt scheint die Birne nicht mehr Stand zu halten, sie bebt und schwankt in ihren Lagern; da, auf ein gegebenes Zeichen, neigt sich majestätisch die Birne mit nunmehr dunklerer Flamme, eine mächtige Feuergarbe bricht hervor und rothbrauner Dampf erfüllt den Raum. Schnell werden noch einige Spiegeleisentrümmer in den feurigen Rachen geworfen und zerschmelzen dort wie Schnee vor der Sonne. Eine neue Senkung, und spritzend ergießt der Converter seinen Inhalt in eine Pfanne, aus welcher dann die Gußformen ihre Füllung erhalten.



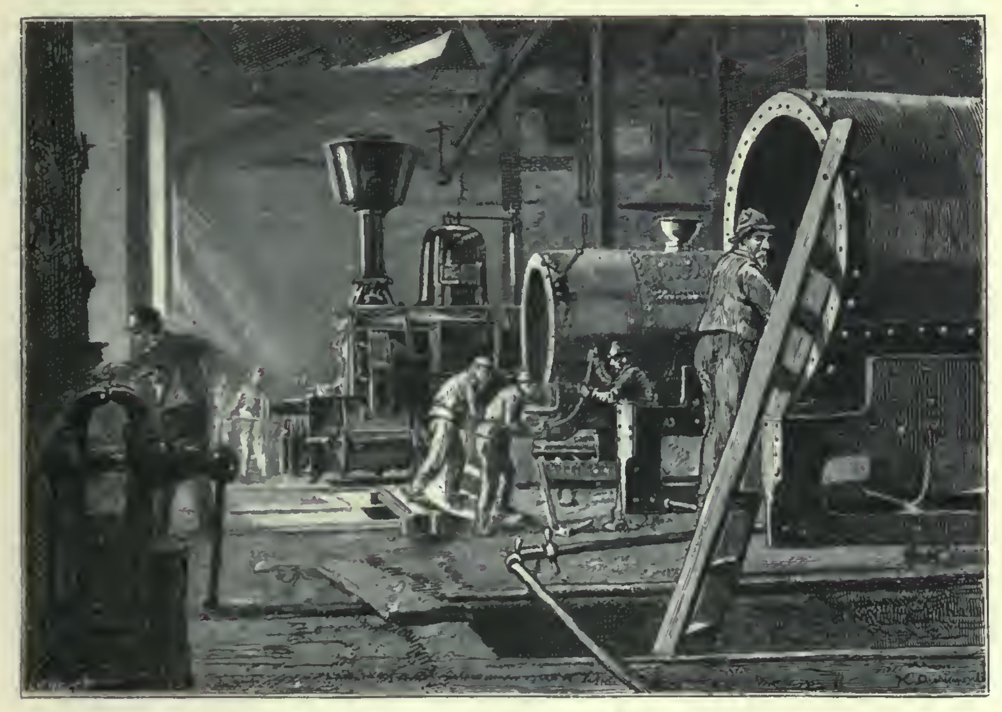
Charge in der Bessemerhütte zu Ternitz.

In der Gruppe der chemischen Industrien, welche auf dem flachen Lande und in Wien mit Umgebung zusammen nahezu 5.000 Arbeiter beschäftigt und einen Werth von 25 Millionen Gulden producirt, ist bemerkenswerth die Erzeugung von Schwefelsäure, dann diejenige anderer Mineralsäuren, von Kunstdünger, Chlorkalk u. s. w., von Farben und Lacken, Zündwaaren und Leuchtgas. Überaus schwunghaft werden in Wien, Liesing, Stockerau und einigen anderen Orten Kerzen und Seifen verfertigt, deren Werth jährlich 5 Millionen Gulden übersteigt und die einen bedeutenden Gegenstand der Ausfuhr bilden.

Von den folgenden Industriegruppen müssen wir noch einige Zweige herausheben, die von höherem volkswirthschaftlichen Interesse sind, und zwar zunächst die Fabrication von Locomotiven. Die vorhandenen drei Fabriken (Wiener-Neustadt, Groß-Jedlersdorf

und X. Bezirk von Wien) lieferten in den letzten Jahren je 200 bis 300 Locomotiven und nahezu 200 Tender. Das größte Etablissement, jenes in Wiener-Neustadt, wo man im Jahre 1885 die Fertigstellung der zweitausendsten Locomotive festlich begehen konnte, hat bei normalem Betriebe 30 bis 40 Locomotiven gleichzeitig in Bau; der Bau beansprucht jedesmal ungefähr vier Monate.

Wenden wir uns zur Ziegelfabrication, welche in großem Maßstabe von insgesammt 40 Unternehmungen betrieben wird. Die meisten und ergiebigsten Werke liegen



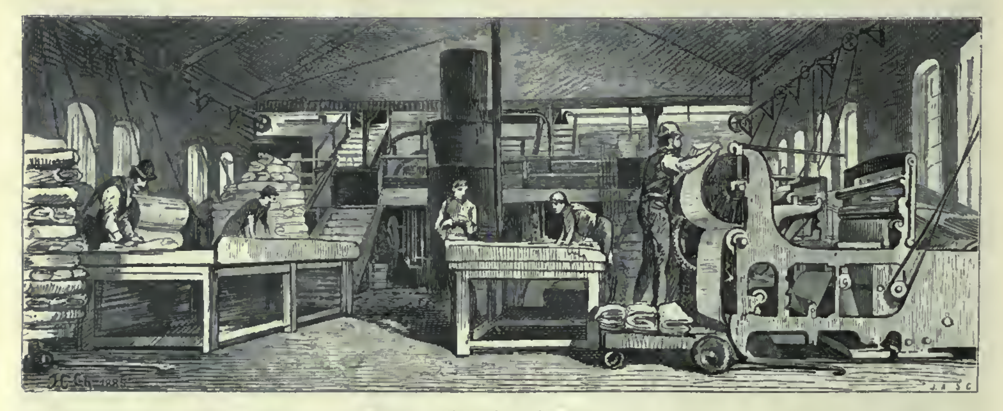
Montirung einer Locomotive in der Fabrik zu Wiener-Neustadt.

in der Nähe von Wien in einem Umkreise von zwei bis drei Meilen, so in Inzersdorf am Wienerberge, Brunn, Vösendorf, Biedermannsdorf, Neudorf, Guntramsdorf, Oberlaa u. s. w. Die Production dieser Werke schwankt im Zusammenhange mit der wechselnden Bauthätigkeit zwischen 200 und 300 Millionen Ziegeln.

Die Papierindustrie, mit der wir unsere Rundschau über die Großindustrie in Niederösterreich beschließen, beschäftigt dermalen in 39 Unternehmungen etwa 3.400 Arbeiter und liefert einen Productionswerth von 7½ Millionen Gulden; sie ist recht eigentlich in dem wasserreichen Viertel unter dem Wienerwald zu Hause. Es kommen hier vornehmlich zwei Industriezweige in Betracht, die Gewinnung von Papierstoff aus Holz und die eigentliche Papierfabrication. Die Verwendung von Holzstoff zur Papierbereitung an

Stelle der Leinenhadern ist noch sehr jung, wird aber immer allgemeiner; in Niederösterreich allein sind 18, zumeist recht ansehnliche Holzschleifereien mit der Gewinnung von Holzstoff beschäftigt.

Unter den Fabriken, welche Schreib-, Druck-, Pack- und Löschpapier, Pappen und Preßspäne erzeugen, sind die größten jene in Schlöglmühl, Pitten, Klein-Neusiedl und Ebergassing; sie verarbeiten jährlich 125.000 bis 130.000 Metercentner Hadern, dann Holz- und Strohstoff u. s. w. Die Hadern werden vornehmlich aus Ungarn und dem mindercultivirten Hinterlande bezogen, wo man noch sehr viel selbsterzeugtes festes, derbes Leinen trägt, wie es sich zur Papierbereitung am besten eignet; je feiner die Cultur, desto

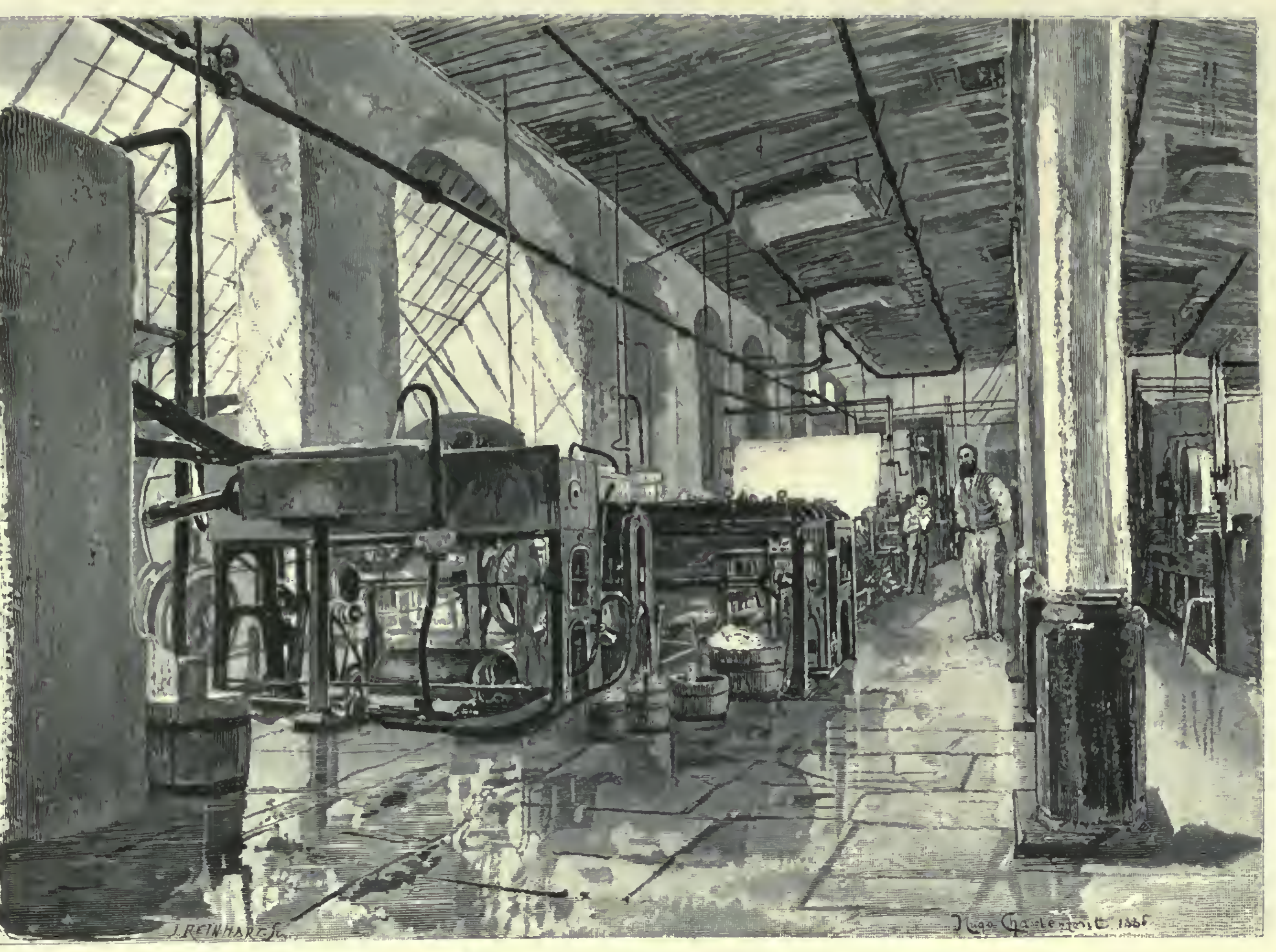


Aus der Holzschleiferei in Payerbach.

schlechter werden die Lumpen. Zu den Banknoten bereitet man das Papier aus Segeltuch und Schiffseilen; die Noten haben also meist schon die Tour um die Welt gemacht, bevor sie sie zum zweiten Male antreten.

Verkehrsmittel.

Wie das hoch entwickelte productive Leben nicht anders voraussetzen läßt, zeigen auch die Einrichtungen für Verkehr und Handel in Niederösterreich eine dem Gesammtzustande der Volkswirthschaft dieses Kronlandes entsprechende Intensität, nur noch Böhmen darf sich unter allen Ländern der Monarchie einer gleichen Entwicklung rühmen. Ohne in die geschichtliche Vergangenheit weit zurückzublicken, ohne an den Donauhandel der ältesten Zeit, an die im heutigen Niederösterreich liegenden Märkte der Rugier zu erinnern oder an den Straßenzwang und die Umschlagsrechte, welche einzelne Städte unseres Kronlandes schon im XII. Jahrhundert erhielten, genügt es, die Errungenschaften der neuesten Zeit ins Auge zu fassen. Niederösterreich ist das Land, aus welchem im



Aus dem Innern der Papierfabrik Schlöglmühl.

Jahre 1782 das erste Schiff der Donaucompagnie unter der Führung des Pontonierhauptmanns Lauterer mit österreichischen Manufacten direct nach Cherson und Constantinopel abging; hier ward im Jahre 1819 der erste Versuch der Befahrung der Donau mittelst Dampfschiffes angestellt und hier auch im Jahre 1830 die erste große Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft gegründet. Niederösterreich ist das Land, in welchem die erste Locomotive auf Schienensträngen gesehen wurde; denn die beiden älteren österreichischen Eisenbahnen waren Pferdebahnen und erst die im Jahre 1836 begründete Kaiser Ferdinands-Nordbahn zeigte Österreich das neue Schauspiel der bei Stephenson bestellten sechs „Dampfwagen", welche die Ära der Eisenbahnen hier inaugurirten; Niederöstereich hat auch den ersten elektrischen Telegraphen erhalten, denn die ersten Versuche wurden hier im Jahre 1846 auf einer zwischen Wien und Floridsdorf hergestellten Probeleitung von Kupferdraht gemacht, bald bis Lundenburg und Brünn ausgedehnt und bilden so den Ausgangspunkt der großartigen Organisation der Gegenwart.

Für alle Zweige der Verkehrseinrichtung blieb Niederösterreich wegen der Reichshauptstadt, die es in seiner Mitte besitzt, stets das Versuchsgebiet neuer Erfindungen und Verbesserungen und wurde dadurch das Muster für die übrigen Länder; jeder Fortschritt läßt sich geographisch von hier aus verfolgen. Auch die räumliche Ausbreitung und die Lebhaftigkeit der Benützung der Verkehrsanstalten ist in unserem Kronlande am ansehnlichsten entwickelt. Alle Theile desselben werden heute von Schienenstraßen erschlossen; Ende 1885 besaß Österreich unter der Enns 1.450 Kilometer Eisenbahnen, so daß auf ein Quadratkilometer seiner Fläche schon 73 Kilometer Bahnen (gegen nur 44 im Durchschnitte von ganz Österreich) entfallen; ebenso hat unser Kronland das dichteste Netz von Telegraphenlinien und Drähten und es erfreut sich einer Intensität des Postverkehrs, welche durch die Anzahl der Briefe, Drucksachen, Zeitungen und Packete (im Jahre 1885 nicht weniger als 177 Millionen Stücke, das heißt ein Drittel des Verkehrs von ganz Österreich) weitaus die übrigen Königreiche und Länder der Monarchie überragt. Wir haben also das Gesammtbild eines hochentwickelten Verkehrs vor uns und wollen nun, statt einer eintönigen Darstellung der verschiedenen Einrichtungen und Linien desselben, nur Eines genauer betrachten, was als Zierde und Stolz der ganzen Gruppe gelten darf.

Auf dem Denkmale, welches dem Erbauer der Semeringbahn auf dem höchsten Punkte dieser Alpenstraße errichtet wurde, steht Ghega's Ausspruch verzeichnet: „Durch die Eisenbahnen verschwinden die Distanzen, die materiellen Interessen werden gefördert, die Cultur gehoben und verbreitet." Die schlichten Worte des großen Pfadfinders verdienten umsomehr in Erz verewigt zu werden, als sie aus einer Zeit stammen, wo noch keine Locomotive solche Höhen erklommen hatte mit dem weiten Ausblick in die Zukunft des Eisenbahnwesens. Der Semeringpaß ist kein von Alters her durch die Natur vorgezeichneter

Verkehrsweg. Kelten und Römer haben ihn nur auf Saumpfaden überschritten und der römische Straßenzug führte in einem großen Bogen um die Ausläufer der norischen Alpen herum über Carnuntum nach Wien. Erst im Mittelalter, als Steiermark in die Handelsbewegung eintritt, eröffnen sich weiter westlich directe Verkehrswege über das Gebirge, zuerst in der Richtung über den „Wechsel" und dann über den „Semering"; der erstere wurde noch von Rudolf von Habsburg im Jahre 1280 benützt und der zweite tritt seit den Kreuzzügen, welche in „Spital" historische Spuren zurückgelassen haben, mehr in den Vordergrund. Selbst bis zu Beginn des vorigen Jahrhunderts bestand nicht einmal eine fahrbare Straße über den Semering und von einem eigentlichen Waarenverkehr zwischen Niederösterreich und Steiermark bis „an die Ufer der Adria" kann füglich erst seit 1841 die Rede sein, in welchem Jahre der Bau einer regelrechten Kunststraße mit Serpentinen und mäßigen Steigungen vollendet wurde. Die Eröffnung dieser Handelsstraße fällt demnach in eine sehr späte Zeit, gerade noch zurecht, um ein Jahr darauf den anschließenden Eisenbahnen in Gloggnitz und Mürzzuschlag als Bindeglied zu dienen.

Die Entwicklung des Eisenbahnwesens war zu Beginn dem Privatunternehmungsgeiste anheimgegeben. Aber bald machten sich andere Gesichtspunkte geltend und einsichtsvolle Staatsmänner erwirkten die denkwürdige kaiserliche Resolution vom 19. December 1841, durch welche die Eisenbahnen zu Hauptcommunicationswegen erhoben und in den cardinalen Richtungen des großen Reiches als Staatsbahnen erklärt wurden. Diesem Entschlusse verdankt zunächst die Semeringbahn als ein Glied der „südlichen Staatsbahn" ihre Entstehung. Zwar tauchte anfangs die Idee auf, die Bahn durch Ungarn nach Steiermark zu führen. Diese Linie wurde wegen des großen Umweges und aus nationalpolitischen Rücksichten fallen gelassen und wurde der südlichen Staatseisenbahn sonach die Richtung über die Ausläufer der norischen Alpen in die Thäler der Mürz und Mur nach Graz und durch die Thäler der San und Save weiter über die julischen Alpen angewiesen.

Aus diesen allgemeinen Grundlinien ging die technische Aufgabe hervor, Gloggnitz, als Endpunkt der Wien-Gloggnitzer Bahn, mit Mürzzuschlag, als Anfangspunkt der südlichen Staatsbahn in Steiermark, durch eine Eisenbahn über das Gebirge zu verbinden. Diese Aufgabe war der Ausgangspunkt einer Bewegung, welche lange Zeit die technische Welt in Spannung erhielt und durch ihren glücklichen Abschluß dem österreichischen Ingenieurwesen einen Ehrenplatz in der Geschichte der Eisenbahnen gesichert hat.

Als der Bau der südlichen Staatsbahn beschlossen wurde, waren keine Muster für Gebirgsbahnen vorhanden und das ganze Eisenbahnsystem der damaligen Zeit, in dem englischen Flachlande entstanden und ausgebildet, war auf ebene Bahnen mit ganz geringen Steigungen und großen, langgestreckten Curven gestellt. Auch die Locomotiven waren diesen

Grundlagen angepaßt und auf den wenigen steilen Strecken, welche auf ausgeführten Eisenbahnen sich vorfanden, wurden die Züge von Pferden oder von stehenden Dampfmaschinen mittelst Seilen befördert. Solche kurze örtliche Steigungen haben aber nichts gemein mit einer langentwickelten Gebirgsbahn, welche in die Alpenregionen vorzudringen hat. Die Aufgabe war daher innerhalb sehr weiter Grenzen problematisch; es handelte sich nicht allein darum, einem schwierigen Terrain eine geeignete Trace für die Bahn abzuringen, sondern vor Allem auch um die Entscheidung der principiellen Frage, ob der Transport auf dieser Bahn mit Locomotiven oder mit anderen Mitteln bewerkstelligt werden sollte.

Dieser Aufgabe, mit welcher sich Ghega beinahe durch ein Decennium unausgesetzt beschäftigte, widmete der geniale Mann eine unermüdliche Thätigkeit und mit kritischem Scharfsinne deckte er die Ziele auf, welchen der Fortschritt im Eisenbahnwesen sich zuwenden mußte. Als solche Ziele erkannte er das Verlassen des Pferdebetriebes, die Abschaffung der atmosphärischen Eisenbahnen, das Aufgeben der Seilbahnen, den Fortschritt im Locomotivbaue und infolge dessen das unaufhaltsame Eindringen der Locomotivbahnen in die Gebirge; er entschloß sich daher eine Locomotivbahn über den Semering zu beantragen, welche die bis dahin für unmöglich gehaltenen Steigungen von 1 : 40 und Krümmungen von 190 Meter Halbmesser als Regel enthalten sollte. So kühn erschien das Unternehmen, daß selbst aus dem Kreise ernster Fachgenossen warnende Stimmen sich erhoben, welche den beabsichtigten Locomotivbetrieb auf einer solchen Bahn als einen groben Mißgriff bezeichneten. Inzwischen war die Bahn jenseits der Alpen schrittweise nach Graz, Cilli und Laibach vorgedrungen, und vielleicht wäre angesichts der folgenschweren und so heftig angefochtenen Entscheidung die brennende Semeringfrage noch nicht zu einem Abschlusse gelangt, wenn nicht die Arbeitsnoth infolge der Wirren des Jahres 1848 zur Inangriffnahme eines großen Bauwerkes hingedrängt hätte. Noch in demselben Jahre wurden die leichteren, im Jahre 1850 die schwierigeren Strecken begonnen und im Jahre 1854 die ganze Semeringbahn dem öffentlichen Verkehr übergeben.

Die zweigeleisige Bahn verläßt Gloggnitz in einer Höhe von 438 Meter über dem Meere, erhebt sich, mit hohen Wand- und Stützmauern an die Gehänge der Thäler angelehnt, in dem großen Scheiteltunnel unter dem Semeringpaß auf 898 Meter Meereshöhe und sinkt bis Mürzzuschlag auf 682 Meter herab. Von der 41 Kilometer langen Bahn liegt mehr als die Hälfte im Bogen, mehr als die Hälfte liegt in Steigungen von ganz oder nahe 1:40, Tunnel folgt auf Tunnel und gewaltige gewölbte Viaducte mit vielfachen Öffnungen und doppelten Etagen verleihen der Bahn jenes monumentale Ansehen, welches die Bauweise jener Zeit und die Individualität des Erbauers charakterisirt.

Obwohl der Erbauer der Semeringbahn vorsichtig die ganze Anlage an jene Grenze gestellt hatte, wo noch der erprobte Betrieb von der ebenen Bahn auf die kühne Gebirgs-

bahn übertragen werden konnte, so erschien es doch wünschenswerth, bei dem voraussichtlich steigenden Verkehr dieser Bahn schon bei der Eröffnung Locomotiven zu besitzen, welche den zu befördernden Massen, sowie den Steigungs- und Richtungsverhältnissen der Bahn besonders angepaßt wären. Dieses Ziel vor Augen entschloß sich die Regierung noch während des Baues eine allgemeine Concurrenz auszuschreiben mit Preisen von 20.000, 10.000 und 6.000 Ducaten für die drei besten Maschinen. Erbauer von Locomotiven aus Österreich, Deutschland und Belgien folgten diesem Rufe und alle drei Preise wurden nach dem berühmten Wettbewerb, welcher im Herbste 1851 auf der Strecke Payerbach-Eichberg ausgekämpft wurde, von der Jury zuerkannt. In den Concurrenzmaschinen lag ein überraschender Fortschritt; mit einem Sprunge hatte man es gewagt, die alten Fesseln abzuwerfen und Locomotiven zu bauen von solchen Dimensionen, welche früher für unmöglich gehalten wurden. Indeß konnte man sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß für die Dauer brauchbare, in der Erhaltung ökonomische Maschinen, wie der tägliche Betrieb sie erfordert, in den Concurslocomotiven noch immer nicht gegeben waren.



Das Ghega-Monument auf dem Semering.

Einem anderen Manne der Wissenschaft war es vorbehalten, mit tiefem geistigen Erfassen die Summe der bei der Concurrenz gewonnenen Erfahrungen zu ziehen und jenes classische Locomotivsystem zu begründen, welches den regelmäßigen Betrieb auf dem Semering eingeleitet und durch Jahrzehnte die Bahnen weit über Österreichs Grenzen beherrscht hat. Das „System Engerth“ hat die Erwartungen erfüllt, welche die Semeringbahn an die Locomotive der Zukunft gestellt hat, und die Einführung dieses Systemes kann als der Zeitabschnitt betrachtet werden, von welchem an die Benützung schwerer Locomotiven als eine Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Bahnen zu rechnen ist. Die Semeringbahn findet daher in der Schöpfung Engerths einen Abschluß, welcher die

volkswirthschaftliche Bedeutung dieses großen Werkes auf das ganze Gebiet der Eisenbahnen erweitert. Die Kosten der Semeringbahn haben den Voranschlag weit überschritten und erreichen die Höhe von fünfundzwanzig Millionen Gulden; aber dies vermag die Befriedigung nicht zu schmälern, die darin gelegen ist, daß eine dreißigjährige Erfahrung mit Stolz auf einen erprobten Bestand der Bahn und auf eine erprobte Sicherheit des Verkehres zurückblicken kann.

Unbezweifelt steht Österreichs Ruhm, daß nach dem Beispiele der Semeringbahn nunmehr in der ganzen Welt die Schienennetze über die Gebirgsketten sich erstrecken und diese keine Schranke sind für die Verbreitung der Cultur.



